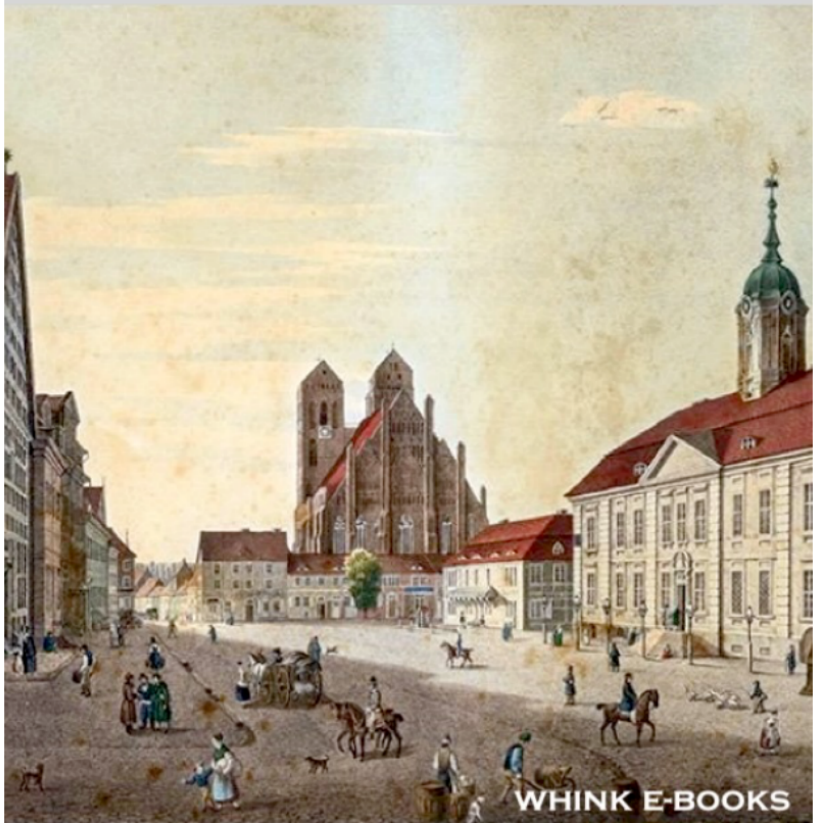
Adolf Stahr

Aus der Jugendzeit



LEBENSERINNERUNGEN

AUS DER JUGENDZEIT

ADOLF STAHR

SCHWERIN I. M.
A. HILDEBRAND'S VERLAG
1870–1877.

IMPRESSUM & COPYRIGHT

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

Impressum & Copyright

Band 1
- Vorwort
- Erstes Capitel
- Zweites Capitel
- Drittes Capitel
- Viertes Kapitel
- Fünftes Capitel
- Sechstes Kapitel
- Siebentes Kapitel
- Achtes Kapitel
- Neuntes Capitel
- Zehntes Kapitel
- Elftes Kapitel
- Zwölftes Kapitel
- Dreizehntes Capitel
- Vierzehntes Capitel
- Fünfzehntes Capitel
- Sechszehntes Capitel
- Siebzehntes Capitel
- Nachwort

Band 2
- Erstes Capitel
- Zweites Capitel
- Drittes Capitel
- Viertes Capitel
- Fünftes Capitel
- Sechstes Capitel
- Siebentes Capitel
- Achtes Capitel
- Neuntes Capitel
- Zehntes Capitel
- Elftes Capitel
- Zwölftes Capitel
- Dreizehntes Capitel
- Vierzehntes Capitel

Fünfzehntes Capitel
Sechzehntes Capitel
Siebzehntes Capitel
Achtzehntes Capitel
Neunzehntes Capitel
Zwanzigstes Capitel
Nachwort

Anmerkungen
Zu diesem E-Book

BAND EINS

Dem Andenken meines Vaters
Johann Adam Stahr
(geb. 1768, gest. 1839)
und meines Bruders
Karl Ludwig Stahr
(geb. 1812, gest. 1863)
gewidmet.

[1-7]

VORWORT

Ich hatte diese einfachen Jugenderinnerungen, die ich am Vorabende meines sechzigsten Jahres aufzuzeichnen begann, anfänglich blos für meine Kinder niedergeschrieben. Wenn ich dieselben jetzt einem größern Leserkreise zu übergeben mich durch allerhand freundliche Stimmen bewogen finde, so geschieht es zum Theil aus dem Grunde, weil ich die Ansicht der Freunde für nicht ganz unbegründet halte: daß einiges in diesen Blättern Enthaltene, und vornehmlich die Mittheilungen über meine Jugenderziehung, vielleicht geeignet sein dürfte, auf einen Grundfehler elterlicher Jugenderziehung in unserer Zeit aufmerksam zu machen.

Dieser Grundfehler erscheint mir in der, nach meinen Erfahrungen weit verbreiteten und hier und da zu gefährlicher Höhe gediehenen falschen Ansicht mancher Eltern enthalten: daß es ihre Aufgabe sei, den Kindern nicht nur die nöthige Arbeit des ersten Lernens möglichst leicht und wo es irgend angeht zum Spiel, sondern ihnen auch überhaupt, wie man sich ausdrückt, »ihre Jugend so angenehm und genußreich als möglich zu machen«, alle Entbehrungen von ihnen fern zu halten und sie frühzeitig an den Lebensgenüssen der Erwachsenen Theil nehmen zu lassen. Was bei der Befolgung eines solchen Grundsatzes herauskommt, den ich oft genug nicht ohne Erschrecken von übrigens ganz gescheuten Eltern [1-8] aussprechen hörte, darüber wird sich schwerlich Derjenige täuschen, der als aufmerksamer Beobachter der Entwickelung unserer Jugend der begüterten Stände in dem letztverflossenen Menschenalter gefolgt ist.

Ich meinestheils bin nach dem entgegengesetzten Grundsatze erzogen worden. Der Ausspruch des alten römischen Dichters

Qui studet optatam cursu contingere metam
Multa tulit fecitque *puer*, sudavit et alsit,
Abstinuit etc.

zu deutsch:

Der, der da strebt das erwünschte Ziel der Bahn zu erreichen,
That und ertrug *als Knabe* schon viel, trug Hitze und Kälte;
Lernte *entbehren* der Lust —

— war maßgebend für meine Erziehung, deren Strenge ich noch heute, am Abend meines Lebens, im Gedenken an meinen Vater segne! Denn diese seine Erziehung lehrte mich in der ernsten Arbeit selbst Genuß und in der Entbehrung und freien Entsagung Glück und Freude finden. Sie war die trefflichste Vorbereitung für das Leben und seine Mühen, seine Kämpfe und Pflichten, und ich darf sagen, daß sie an mir und meinen beiden Brüdern sich als solche bewährt hat. Den Beweis dafür dürfte vielleicht die Fortsetzung dieser Lebenserinnerungen zu führen vermögen, wenn es mir vergönnt sein sollte, dieselbe den theilnehmenden Lesern dieser Blätter später bieten zu können.

Berlin, im Juli 1870.
Adolf Stahr

[1-9] Aus der Jugendzeit
Klingt ein Ton mir immerdar:
O wie ist so weit,
Was so nah einst war!

Was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?!«

[1-9]

ERSTES CAPITEL

Nostrum est quod praeteriit tempus, nec
quidquam est tutiore loco, quam quod fuit.
Seneca.

Ich bin am zweiundzwanzigsten October des Jahres 1805 zu Prenzlau, der Hauptstadt der Uckermark geboren, wo mein Vater, Johann Adam Stahr, bei dem preußischen Infanterieregimente, das nach damaliger Sitte den Namen seines Chefs, des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels führte, als Feldprediger angestellt war. Meine Mutter, Karoline Beate Pudor, war die Tochter eines Predigers, des Diakonus Pudor zu Friedeberg in der Neumark, und gehörte einem Geschlechte an, das wie schon sein latinisirter [1-10] Name verräth, durch eine Reihenfolge von Pastoren, gelehrten Schulmännern und Bürgermeistern kleiner Städte sich in jener mittleren Sphäre des Honoratiorenbürgerthums gehalten hatte, dem in gleichen Lebensstellungen auch alle meine Oheime mütterlicher Seite angehörten.

Anders war es mit meinem Vater. Er war ein homo novus im vollsten Sinne dieser altrömischen Bezeichnung. Zwar verlautete von einer Tradition: daß das Geschlecht seines Namens aus Süddeutschland stamme, woher der Ahnherr desselben, ein Mann adeliger Geburt, zur Zeit des Bauernkrieges, vor den Gräueln des Krieges flüchtend, nach dem Norden Deutschlands versprengt worden sei, und mit Ablegung seines Adels in dem Städtchen Drossen sich als Waffenschmied niedergelassen habe. Auch findet sich in der That ein Junker Paul Star unter den Rittern genannt, welche an dem Schreckenstage von Weinsberg, am Ostersonntage

(16. April) des Jahres 1525, mit ihrem Führer, dem Grafen von Helfenstein, von den racheschnaubenden Bauern durch die Spieße gejagt wurden; und ebenso war das Waffenschmiedhandwerk seit unvordenklicher Zeit erblich gewesen in der Familie meines Vaters. Aber er selbst war nichtsdesto[1-11]weniger ein Kind des Volkes, und zwar des ärmsten Volkes. Aus dieser Armuth und niedern Geburt, sich durch eigene Kraft emporgerungen zu haben, war der einzige Stolz des trefflichen Mannes, ein Stolz, der indessen stets begleitet war von der frommen Demuth der Dankbarkeit gegen »seinen Gott, der ihm zu all seinen Erfolgen geholfen.« Eine von ihm selbst in seinem zweiundsechzigsten Jahre verfaßte Lebensbeschreibung, welche bis zum Jahre 1810 reicht, giebt davon rührendes Zeugniß. Sie ist zugleich für die bürgerlichen Zustände der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts in mancher Hinsicht interessant und wichtig genug, um ihre spätere Mittheilung zu rechtfertigen.

Ich war das erste Kind meiner Eltern, denen im Laufe der nächsten sieben Jahre außer einer Tochter, die bald nach der Geburt starb, nur noch zwei Söhne geboren wurden. Mein Vater aber sah mich erst, als ich bereits über ein Vierteljahr alt war, wie er denn auch die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren worden, erst zwei Monate nach meinem Eintritte in die Welt erfuhr. Er war nämlich mit dem Regimente, das zu den im Herbste gegen Frankreich mobil gemachten preußischen Truppen gehörte, schon Ende [1-12] September ausgezogen, und hatte seitdem, bei dem damaligen Zustande der Posten, keine Briefe von Haus erhalten. Erst durch persönliche Mittheilung des Herzogs, seines Chefs, erhielt er, als er bei demselben an irgend einem Orte Frankens zur Tafel war, die Kunde von meiner Geburt, und nicht lange darauf die Erlaubniß, dem Regimente bei dessen Zurückmarsche vorausgehend, die Rückreise in die Garnisonstadt antreten zu dürfen.

Ich war von Geburt an ein so schwächliches Kind, daß man an meiner Lebensfähigkeit zweifelte. Dazu kam noch, daß meine sehr zarte Mutter nicht hinreichende Nahrung für mich besaß, und

dennoch sich nicht dazu entschließen mochte, eine Amme für mich anzunehmen, weil das damals noch ziemlich allgemein gegen Ammennahrung herrschende Vorurtheil sie davon zurückhielt. Die Folge davon war, daß ich meine ganze Jugend hindurch schwächlich und kränklich blieb, ja eigentlich die Folgen dieser frühesten mangelhaften Ernährung nie ganz überwunden habe.

Vielleicht war es indessen eben die körperliche Schwächlichkeit, welche meine frühe geistige Entwickelung, von der meine Eltern später viel zu erzählen wußten, sogar beförderte. Gewiß ist so viel, daß [1-13] meine eigene Erinnerung sehr weit in meine Kinderzeit hinabreicht.

Mein Vater war gegen Ende Januar, sein Regiment Ende März des Jahres 1806 in die Garnison zurückgekehrt. Das drohende Kriegsunwetter schien sich verzogen zu haben, aber nur um desto fürchterlicher wieder auszubrechen, und an dem schmählich herabgekommenen Staate Friedrich's des Großen ein unbarmherziges historisches Strafgericht zu vollziehen. Das Regiment meines Vaters, das auf dem Kriegsfuße geblieben war, verließ Ende August aufs Neue die Garnison, um ins Feld zu rücken. Mein Vater selbst blieb indessen diesmal vorläufig zurück, da der Herzog ihm die Beschwernisse des langsamen Marsches ersparen wollte. Er mußte sich jedoch bereit halten, sobald Befehl eintreffe, dem Regimente schleunigst nachzukommen.

Allein dieser Befehl kam nicht, wohl aber statt dessen die Schreckensnachricht von der verlorenen Entscheidungsschlacht von Jena, und bald darauf die Kunde von der theilweisen Vernichtung des von dem jungen Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig geführten Regiments bei Lübeck. Noch ehe indessen diese letztere Nachricht eintraf, war meine Vaterstadt bereits [1-14] in den Händen des siegreichen Feindes. Nach einem kurzen blutigen, bis in die Straßen der Stadt fortgesetzten Gefechte, hatte das von dem Fürsten von Hohenlohe befehligte siebzehntausend Mann starke preußische Corps am 28. October in der Baumgarten'schen Allee bei Prenzlau die Waffen gestreckt. Die Stadt ward hart geplündert. Unsere

Wohnung blieb jedoch verschont, durch die Treue unseres wackern Hauswirths, eines Maurermeisters Lüdtke, der die eindringenden Plünderer durch das Vorgeben, daß in den obern Zimmern Niemand wohne, abzuhalten wußte. Nur meinem Vater wurden, als er sich hinunterschlich, um einige nothwendige Lebensmittel in unser Versteck einzuschmuggeln, von einem französischen Chasseur seine Stiefel von den Füßen abgezogen, und einiges Geld, das er bei sich trug, abgenommen. Von mir selbst pflegte er zu erzählen, daß ich ihm nie größere Sorge gemacht, als an diesem Unglückstage und der darauf folgenden Nacht, da er stets gefürchtet, daß mein gewöhnliches Weinen und Schreien den herumziehenden Plünderern trotz der geschlossenen Fensterladen und des unter den Tisch gestellten Lichtes unser Dasein verrathen würde. Gerade an diesem Tage aber hätte ich ausnahmsweise fast keinen Laut von mir [1-15] gegeben — was meine bei uns lebende Großmutter nicht verfehlte, als einen Beweis dafür anzusehen, daß ich eines der klügsten Kinder auf der Welt sei, da ich ihr Zureden vollkommen verstanden habe.

Die Geschichte der schmachvollen Capitulation des Hohenlohe'schen Corps bei Prenzlau ist bekannt genug. Minder bekannt aber dürfte es sein, was mein Vater als Augenzeuge der Vorgänge oftmals erzählte, daß in einem Augenblicke, wo Alles darauf ankam, die von Hunger und Strapazen abgematteten Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu erfrischen, die Angst der Commandirenden denselben nicht vergönnte, die von den patriotischen Einwohnern der Stadt in Bereitschaft gehaltenen Lebensmittel und Erfrischungen sich zu Nutze zu machen. »Man hatte,« so lauten die Aufzeichnungen meines Vaters, »eine Menge Lebensmittel aller Art herbeigeschafft. Aber der arme ausgehungerte Soldat durfte nicht einmal die Hand nach den vielen hingehaltenen gefüllten Körben ausstrecken, so sehr wurde der Marsch beschleunigt, und das grausame Verbot von den Offizieren zum größten Unwillen der Soldaten und zum wahren Schmerz aller Patrioten auf das Strengste aufrecht erhalten!«

Ein charakteristischer Zug aus der Geschichte jener [1-16] Zeit verdient aufbehalten zu werden. Als die Bedingungen der Capitulation den Soldaten des Hohenlohe'schen Corps bekannt wurden, wonach die Offiziere auf Ehrenwort entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen nach Frankreich abgeführt werden sollten, rief ein Wachtmeister Schuppe vom Regiment Göttkant-Husaren, seinen Husaren zu: »Wer ein braver Kerl ist, mach' es wie ich, ich gehe nicht nach Frankreich!« Und so sprengte er mit dem Säbel in der Faust davon. Gegen fünfzig Husaren folgten ihm. Sie hieben sich durch und gelangten glücklich nach Glatz, wo der Commandant den braven Wachtmeister zum Lieutenant machte. Er zeichnete sich darauf in dem Partisankriege durch viele tapfere Reiterthaten aus. So forderte er einmal einen gefürchteten baierschen Reiterhauptmann, der Alles umher brandschatzte, zum Einzelkampfe heraus, hieb ihn durch den Hals, schnallte ihm den Geldgurt ab, nahm das Pferd des Gefallenen am Zügel und jagte zu seiner Schwadron zurück. Als er darauf bei der neuen Formirung 1808 im zweiten Schlesischen Husarenregiment als Offizier eintreten sollte, weigerten sich die adligen Offiziere des Regiments, mit ihm zu dienen, »weil er die Capitulation von Prenzlau gebrochen habe.« Aber Scharnhorst erwirkte [1-17] eine Cabinetsordre, die alle Offiziere des Regiments mit Entlassung bedrohte, wenn sie sich ferner weigerten, den braven Schuppe unter sich aufzunehmen. (So erzählte mir am 26. Januar 1866 bei General E. v. Pfuel der Landesökonomierath Weihe, dessen Rittmeister 1813 bis 1818 Schuppe gewesen.)

Der furchtbare Schlag, welcher das Vaterland an den Abgrund des Unterganges brachte, zerstörte auch das friedliche Glück meiner Eltern, das mein Vater mit so vieler Lebensmühe sich erbaut hatte. Zu dem Schmerze über das allgemeine Unglück, über die Vernichtung des Staates Friedrich's des Großen, dem anzugehören sein Stolz war, gesellte sich bei ihm alsbald die Sorge um die eigene Noth in ihrer bittersten Gestalt, um seine und der Seinen Existenz. Das Regiment, dem er angehörte, war zersprengt und aufgelöst, der

Führer desselben, der Herzog von Braunschweig, in welchem er einen ihm mit wahrer Freundschaft zugethanen Chef verehrte, irrte, statt den Thron seiner Väter zu besteigen, selbst als ein Flüchtling und Vertriebener in der Welt umher; auch von ihm also war keine Hülfe zu hoffen. So sah er sich denn, mit der Sorge für Weib und Kind und Schwiegermutter belastet, ohne Vermögen, selbst ohne nennens[1-18]werthe Ersparnisse, seiner Stelle und ihrer Einkünfte verlustig, umgeben von ähnlicher oder noch größerer Noth der Freunde und Bekannten, in einer Lage, deren Schwierigkeiten zu überwinden die ganze Energie seiner, durch eine harte Schule des Lebens gestählten Natur erforderlich war.

Mein Vater hatte nicht zu denen gehört, welche in hochmüthiger Verblendung auf den Sieg Preußens in diesem Kampfe fest vertraut hatten, denn er kannte die Schäden zu gut, an denen damals Staat und Heer Preußens krankten. Der Sohn des Volkes sah schärfer als die hochgeborenen Herren seiner Umgebung im Regimente, denen es nicht einfiel, an der Unbesieglichkeit eines Heeres, das sich immer noch mit den Lorbeeren Friedrich's des Großen brüstete, zu zweifeln Als der ersten täuschenden Siegesnachricht die Kunde von der entscheidenden Niederlage auf dem Fuße folgte, und man in Prenzlau zaudernd und zögernd Anstalten traf, die öffentlichen Cassen nach der Festung Stettin in Sicherheit zu bringen, schlug mein Vater vor, die vorhandenen Staatsgelder dadurch ganz oder theilweise dem Feinde zu entziehen, daß man mit denselben die Gehalte der königlichen Beamten auf längere Zeit im Voraus bezahle. Aber Niemand wagte [1-19] die Verantwortung für eine solche Maßregel zu übernehmen, so sehr auch Allen das Praktische dieses Vorschlags einleuchtete. Die Folge davon war, daß die sämmtlichen Gelder theils schon auf dem Transporte in Lökenitz, wo die alarmirten Fuhrleute ihre Pferde ausspannten und die Geldwagen im Stiche ließen, theils in Stettin — dessen elender Commandant, ein einundachtzigjähriger General von Romberg die mit fünftausend Mann besetzte, mit Munition und Lebensmitteln reich versehene Festung ohne einen Schuß zu thun, an einen

französischen Husarentrupp übergab, dem Feinde in die Hände fielen! Mein Vater hörte es selbst, wie Murat hoch zu Rosse auf dem Markte zu Prenzlau die zum Nachsetzen bestimmten Reiter auf die ihnen entrissene Beute mit dem lauten Rufe hetzte: Hâtez vous! vous les attraperez bientôt! Sie hatten die Eile kaum nöthig. Das gegen siebentausend Mann starke Corps des Generals von Hagen, unter dessen Schutz, wie man hoffte, die abgesendeten Gelder sicher nach Stettin gelangen würden, schickte, statt mit letzter Kraft dorthin zu eilen, Offiziere aus, um den nachsetzenden Feind aufzusuchen, und sich ihm zur Uebergabe anzubieten!

Prenzlau erhielt einen französischen Commandanten [1-20] und Intendanten. Alle noch vorhandenen öffentlichen Cassen wurden eingezogen und gingen für französische Rechnung. Die Gehalte meines Vaters und seiner beiden Regimentsküster wurden gestrichen. Vergebens begab sich mein Vater in Begleitung derselben, im geistlichen Ornate, zu dem Intendanten Harriet, um von demselben wenigstens noch auf ein paar Monate die Auszahlung des Gehalts zu erbitten. Seine beredten Vorstellungen blieben erfolglos. Der Intendant war gerührt, gab ihm einige Louisd'or, versicherte aber mit Achselzucken, daß seine Instruction eisern sei, und er an derselben keinen Buchstaben ändern könne.

[1-21]

ZWEITES CAPITEL

Es waren harte Jahre der Noth, welche jetzt folgten, vier schwere bittere Jahre des angestrengtesten Kampfes um das Dasein, die der gute Vater zu bestehen hatte. Und er hat sie tapfer bestanden. Es ist keine Kleinigkeit: an ein genügendes, ja reichliches Einkommen gewöhnt — die Einkünfte meines Vaters hatten jährlich die für jene Zeiten sehr bedeutende Summe von zwölfhundert Thalern betragen — sich mit einer Familie von fünf Personen plötzlich vis-à-vis de rien zu sehen. Aber er verlor den Muth nicht. Mit Unterrichtgeben, mit Pensionairen, die er zur Erziehung und zum Unterrichten in's Haus nahm, mit Hülfsarbeiten, die er, des Französischen kundig, als schriftlicher und mündlicher Dolmetscher übernahm, gelang es ihm, bei genauester Einschränkung auf das Nothwendigste, sich einen Erwerb zu schaffen, der wenigstens dieses Nothwendigste deckte. Dazu [1-22] kam, daß er wegen seiner liebenswürdigen Charaktereigenschaften und seiner feinen Bildung in Stadt und Provinz allgemein geachtet und geliebt war, so daß es an Familien nicht fehlte, die ihm ihre Kinder zu Erziehung und Unterricht anvertrauten. Nicht allen gelang es wie ihm, diese furchtbare Zeit der Prüfung zu bestehen. Von den Beamten aller Grade, welche schaarenweise durch das Unglück des Staats brodlos geworden waren, sah man damals Männer aus hohen Stellungen, Regierungs- und andere Räthe, selbst Dorfschullehrerstellen annehmen, um nur das nackte Leben zu fristen, und eines Tages ward mein Vater von der Kunde erschüttert, daß ein ihm befreundeter Amtsbruder, ein Feldprediger in Neisse, aus Verzweiflung über seine Lage sich mit seiner Frau in den Wellen des Flusses den Tod gegeben hatte!

Wir blieben noch länger als vier Jahre nach der Katastrophe von

Jena in Prenzlau, ohne daß sich die Lage meiner Eltern wesentlich änderte. Meine frühesten Erinnerungen jedoch haben mit ihrer Noth und Sorge nichts zu thun; das Glück des Kindesalters ist eben unzerstörbar durch äußeres Unglück, weil ihm Begriff und Verständniß desselben fehlen. In meinem besonderen Falle finde ich sogar, daß mir das unge[1-23]heure Ereigniß zu dem ersten Spielzeug verhalf, das ich besessen zu haben mich erinnern kann. Es waren ein Paar kleine eiserne Kartätschenkugeln, die mein Vater auf einem Spaziergange um die Stadt, wo Arbeiter beim Reinigen der Gräben ganze Haufen solcher französischen Geschosse gesammelt hatten, auf mein kindliches Verlangen nach diesen »Bällen«, für mich mit nach Hause nahm. Ich mochte damals etwa drei Jahre alt sein, aber ich erinnere mich noch ganz genau meiner Freude über diese unzerbrechlichen, geräuschvoll rollenden, von mir auf das Höchste geschätzten Eisenbälle, die ich nicht müde wurde auf den Dielen des Hausflurs in Bewegung zu setzen, und, was das Schönste war, mit dem nur ein Jahr älteren Knaben unseres Hauswirths gegen einander rollen zu lassen. Sie haben uns später auch auf das Land begleitet, wo eine derselben leider im Dorfteiche ihr Ende fand, die andere aber noch existirte, als ich die Universität bezog.

Eine zweite Begebenheit aus jener Zeit, welche mit den damaligen großen Weltereignissen in Beziehung steht, ist ernsterer Art. Doch bewahre ich dieselbe mehr aus den Erzählungen meiner Mutter und Großmutter, als aus eigenem klaren Bewußtsein.

[1-24] Es war an einem Sonntage, als mein Vater aus der Kirche kommend, wo er einige Taufen von Militärkindern vollzogen hatte, äußerst aufgeregt und verstört, von seinem getreuen Küster Herrn Steinbach und mehrern Bürgern begleitet, nach Hause zurückkehrte. Die kurzen Mittheilungen, welche er meiner Mutter und Großmutter machte, mußten sehr erschreckender Art sein, denn ich erinnere mich deutlich, daß beide Frauen in lautes Wehklagen ausbrachen, das von meinem Vater kaum beschwichtigt sich erneuerte, als derselbe bald darauf in Begleitung der Männer das Haus verließ und nicht wieder zurückkehrte. Die Sache aber

war folgende.

Als mein Vater, aus der Kirche kommend, den Markt passirte, sah er auf dem Platze eine Anzahl von Leiterwagen mit Bauernpferden bespannt aufgefahren, auf denen sich eine Anzahl gefangener »Schillianer«, preußische Soldaten vom Schill'schen Freicorps, befanden, die zum Theil verwundet, mit Stricken gebunden unter der Escorte von zwei Unteroffizieren und einigen französischen Fußsoldaten transportirt wurden. Eine große Anzahl von Bürgern, zum Theil gleichfalls aus der Kirche kommend, stand umher, und murrte laut über diese unwürdige Behand[1-25]lung ihrer braven Landsleute. Auch mein Vater war über diesen Anblick auf das Aeußerste empört. Von Natur lebhaft und muthig trat er an den einen der Unteroffiziere heran, und machte ihm heftige Vorstellungen darüber, daß man brave Soldaten, die für ihr Vaterland und ihren König gefochten, wie Verbrecher behandle. Die Antwort des Franzosen war: Ce ne sont pas des soldats, ce sont des brigands, et on les fussilera comme des brigands! Man weiß, daß Napoleon das tapfere Schill'sche Freicorps, das allerdings in Bekleidung und Ausrüstung sehr wenig, an Muth und Verwegenheit aber desto mehr wahrhaft Soldatisches hatte, nicht als ordentliches Militär angesehen und behandelt wissen wollte, und daß das Schicksal gefangener Schillianer ein sehr trauriges war. Mein Vater, durch jene Antwort auf das Aeußerste empört, gab eine harte Erwiderung. Der Franzose entgegnete mit einem Schimpfwort und der herbeigeeilte zweite Unteroffizier fällt das Gewehr gegen den kühnen Redner. Das gab den umstehenden Bürgern, bei denen mein Vater sehr beliebt war, das Signal zum Ausbruch. Ein beherzter Töpfermeister, unser Nachbar, entriß dem Franzosen das Gewehr, und sofort stürzte sich die Menge auf die schwache [1-26] Escorte. In einem Nu war dieselbe entwaffnet, eben so rasch die Stricke der Gefangenen zerschnitten, wobei mein Vater treulich mit half, und die Insassen sämmtlicher Wagen in den umliegenden Häusern verschwunden, aus denen sie in allerhand Verkleidungen und mit allem Nothwendigen versehen, glücklich ihre weitere Flucht

bewerkstelligten.

Dieser verwegene Streich hatte natürlich nur in Folge des Umstandes geschehen und gelingen können, daß sich außer dem Intendanten Harriet und einigen seiner Unterbeamten, keine französische Besatzung in der Stadt befand. Aber in demselben Augenblicke, als der letzte der Gefangenen befreit war, erkannte mein Vater auch die Gefahr, welcher er sich ausgesetzt hatte. Es war bekannt, daß Napoleon in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und er hielt es deshalb für das Sicherste, sich sobald als möglich etwaigen Nachforschungen zu entziehen, indem er sich heimlich nach dem sechs Meilen von Prenzlau entfernten Dorfe Stolzenhagen an der Oder begab, wo er in dem Hause des Herrn von Weyrach, in welchem er früher Hauslehrer gewesen war, einen sichern Versteck fand. In der Stadt ward das Gerücht verbreitet, daß er nach England entflohen sei. Indessen erfolgte keine [1-27] ernstliche Untersuchung. Die Ereignisse in Ostpreußen zogen die Aufmerksamkeit der Franzosen von jenem Vorfalle ab. Doch wagte mein Vater nicht eher aus seinem Verstecke zurückzukehren, als bis der Feind nach dem Frieden von Tilsit die Uckermark geräumt hatte.

[1-28]

DRITTES CAPITEL

Ich war etwas über fünf Jahre alt, als in unserm Leben eine wichtige Veränderung eintrat. Es war meinem Vater endlich gelungen, nachdem er volle vier Jahre sich und die Seinen mit Anstrengung aller Kräfte mühsam über dem immer steigenden Wasser der Noth gehalten hatte, eine neue Anstellung zu erhalten. Dies war die königliche Pfarre von Wallmow, einem zwei Meilen von Prenzlau gelegenen Dorfe der Uckermark, zu welchem außer einem größeren königlichen Dorfe, Schmöllen, noch zwei andere kleinere adligen Familien gehörende, Gutsdörfer, Grünberg und Trampe, eingepfarrt waren.

Es war im Sommer, als mein Vater dorthin reiste, um das Pfarrhaus zu besehen und mit der Wittwe seines Vorgängers, des Predigers Hering, die bis zum Ablaufe des Jahres noch dort wohnte und das sogenannte »Gnadenjahr«, d. h. die Einkünfte [1-29] der von den nächstwohnenden Amtsbrüdern des Verstorbenen interimistisch besorgten Pfarrer genoß, gewisse Verabredungen und Uebereinkünfte hinsichtlich der Uebernahme der mit der Stelle verbundenen Pachten des Pfarrlandes ins Reine zu bringen. Ich begleitete ihn auf dieser Reise, der ersten meines Lebens, denn ich hatte bis dahin den Umkreis der Stadt nie überschritten. Mein Vater hatte eine Extrapostchaise genommen, und früher, als ich jemals aufgestanden war, fuhr ich an seiner Seite aus dem alten düstern Thurmthore, vor dem links der Exercierplatz und die Reste der alten Festungswälle, rechts der mir wohlbekannte Garten einer uns befreundeten Familie, des Majors von Beville, lagen, in den hellen leuchtenden Sommermorgen hinein. Der Postillon blies zu meinem höchsten Ergötzen sein bestes Stückchen, als wir auf dem holprigen

Steindamme dahin rasselten, der vom Schwedter Thore zu dem kleinen alten Kloster des weiland ritterlichen St. Georg führte, das jetzt als Spital für arme gebrechliche alte Frauen diente, und mir unter dem Namen »der Sanct-Jürgen« bekannt war, weil die Kinder der dort lebenden Witwen in der Schule den Spottnamen »Ritter von Sanct-Jürgen« führten. Gerade gegenüber dem altersbraunen [1-30] Baue, sah ich auf einem mäßigen, mit Gestrüpp und Brombeergesträuch umwachsenen Hügel drei verwitterte gemauerte Pfeiler ragen, die unter sich je durch einen hölzernen Querbalken verbunden erschienen, von denen jedoch der eine nur noch in einem vermorschten Stumpfe übrig war. Auf meine Frage erfuhr ich, das sei das »Hochgericht«, und das dreibeinige Ding heiße der Galgen, an den man böse Menschen, die sehr Uebles gethan, aufhinge, daß sie sterben müßten. Da ich nun oft genug, die Gespräche der Eltern und ihrer Freunde belauschend, gehört hatte, wie viel Uebles und Schweres uns die Franzosen und ihr Napoleon gethan hätten und thäten, so fragte ich meinen Vater verwundert. warum man denn aber die Franzosen und ihren Napoleon nicht aufhänge? Der Vater sah mich lächelnd an, dann aber seufzte er tief und sagte: »Weil sie noch stärker sind als wir!« Ich habe wenig Erinnerungen aus meiner ersten Jugendzeit, die mir so lebhaft im Gedächtniß geblieben sind, als diese Worte. Aber ich hatte keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, denn die nächsten Eindrücke waren für mich zu überwältigend.

Schon die Weite der Felder, durch die wir fuhren, erschien mir, der ich nie eine größere Weitung als [1-31] den Marktplatz und den Exercierplatz gesehen hatte, wahrhaft unermeßlich und sinnverwirrend. Als wir durch die unzähligen gelben Kornfelder, auf denen die Ernte im vollen Gange war, hindurchfuhren, und nach einer Fahrt von mehr als einer Stunde endlich das erste Dorf, — es hieß Grünow — mit seinem spitzen Kirchthurme und seinen strohgedeckten Häusern, die ich für Häuser zu halten mich schwer entschließen konnte, erreichten, glaubte ich um so mehr ans Ende der Welt gelangt zu sein, als ich rückwärts blickend von der Stadt

schon lange keine Spur mehr hatte sehen können. Als es aber durch das Dorf hindurch weiter und immer weiter ging, und das zweite Dorf, das der Postillon Grentz nannte, noch immer nicht als das Ziel unserer Reise erschien, da bemächtigte sich meiner die beängstigende Vorstellung, als ob wir gar nicht mehr nach der verlassenen Stadt zur Mutter und Großmutter zurückkommen könnten.

Nach dreistündiger Fahrt langten wir endlich in Wallmow an. Hier gefiel mir Alles über die Maßen wohl: das stattliche breithingelagerte Pfarrhaus, mit seiner aufgetreppten Rampe und den Obstbäumen, welche dieselbe beschatteten; der große grüne Rasenplatz vor demselben, der verwilderte Garten hinter dem [1-32] Hofe, in welchem an der Scheunenwand die rothen Johannistrauben so verlockend winkten, vor Allem aber der Hof selbst, wo zahlreiches Federvieh von Hühnern, Enten, Tauben und Gänsen durcheinander strobelte und das Einfahren der Ernte in vollem Gange war. Ein Paar Tagelöhnerkinder auf dem Hofe halfen mir einen der eben abgeladenen Erntewagen erklettern, und weihten mich in die Kunst und das Vergnügen des Schaukelns ein, das sie auf den hinten an die Leitern befestigten Haltestricken sich zu bereiten verstanden. Dies erschien mir als der Gipfel des Wünschenswerthen, und da der Vater, im Hause beschäftigt, mich mir selbst überließ, so konnte ich mich dieser Lust stundenlang ungestört hingeben, die mir später die erste Enttäuschung meines Lebens bereiten sollte.

Unsere Uebersiedlung aus der Stadt nach dem Dorfe verzögerte sich bis in die letzten Tage des Spätherbstes. Es war ein rauher regnerischer Decembertag, als wir wieder desselben Weges fuhren; diesmal nicht ich mit dem Vater allein, sondern die ganze Familie: Mutter, Großmutter, der drei Jahr alte jüngere Bruder und eine aus der Stadt mitgenommene Dienstmagd, die junge kinderlose Wittwe eines bei Lübeck gebliebenen Soldaten vom Regiment. [1-33] Der letzte Wagen mit unsern Habseligkeiten und Mobilien war bereits mehrere Stunden vorher abgefahren, ein anderer schon Tags vorher

abgesendet. Es war eine schauerliche Fahrt, Regen und Schnee wechselten ab, die vier von den Pfarrbauern gesendeten Pferde konnten den Wagen nur eben Schritt vor Schritt durch die aufgeweichten Wege des schweren Lehmbodens ziehen, die zuweilen geradezu grundlos zu sein schienen. Auf der Hälfte des Weges trafen wir denn auch unsern letzten Mobilienwagen an, der richtig im tiefen Schlammmoraste, zwischen Grünow und Grentz, stecken geblieben war, an einer Stelle, die in diesen Jugenderinnerungen noch mehrfach eine Rolle spielen wird. Der Knecht hatte ein Pferd ausgespannt und war nach dem nächsten Dorfe geritten, um Hülfe und Vorspann zu holen. Unter Wehklagen der Frauen und Seufzen des Vaters fuhren wir an dem gestrandeten Gute vorüber. Ich allein von der ganzen Gesellschaft war im Stillen guter Dinge. Denn in meiner Phantasie stand lebendig der Wallmow'sche Pfarrhof mit dem leeren Erntewagen und der so überaus vergnüglichen Schaukel, von der ich dem kleinen Bruder so wundervolle Dinge erzählt hatte. Und so war es denn auch, als wir endlich nach vier- bis [1-34] fünfstündiger Fahrt das Dorf und das Pfarrhaus erreichten, wo Herr Becken, der Küster und Schulmeister von Wallmow, nebst seinen Collegen von den drei andern Dörfern ihren neuen »Herrn Prediger« empfingen, mein Erstes, durch den Quergang des Hauses zu laufen und die nach dem Hofe führende Hinterthür zu öffnen, um den großen Erndtewagen und die geliebte Schaukel aufzusuchen. Aber ach! weder Erntewagen noch Schaukel waren auf dem verödeten Hofe zu erblicken, und mit gesenktem Kopfe und traurigen Herzens schlich ich mich in das gleichfalls sehr öde und wüst aussehende Haus zurück.

Das war meine erste getäuschte Erwartung im Leben, und so tief prägte sich dieselbe meinem Herzen ein, daß dieser Eindruck mir allein von unserer Ankunft in dem Dorfe und Hause, die nun unsere Heimath sein sollten, klar und deutlich in Erinnerung geblieben ist.

[1-35]

VIERTES KAPITEL

Das Pfarrhaus zu Wallmow war ein für jene Zeiten stattlicher Bau, und galt für das schönste Predigerhaus in der ganzen Uckermark. Es ward erzählt, der Vorgänger meines Vaters habe sich von dem großen Friedrich, der ihm einst erlaubt hatte, sich für irgend eine patriotische That »eine Gnade zu erbitten«, die Erbauung eines neuen Pfarrhauses statt des sehr verfallenen alten ausgebeten und gewährt erhalten. In der Mitte des aus etwa vierzehn großen Bauerhöfen und einer verhältnißmäßigen Zahl kleiner sogenannter »Kathen« und Einliegerhäuser bestehenden Dorfes gelegen, streckte es seine Frontseite mit der hohen doppeltgetreppten Rampe nach Westen dem »Endehecken« der Straße nach Prenzlau entgegen. Neun größere und kleinere Zimmer nebst dazu gehörigen Kammern und anderem Gelaß gaben überreich[1-36]lichen Raum für die aus nur fünf Personen bestehende Familie, zumal da mein Vater, der von der Landwirthschaft nichts verstand, nicht, wie seine Vorgänger, die mit der Pfarre verbundene Feldwirthschaft selbst übernommen, sondern das Land an einen sogenannten »Colonus« verpachtet hatte. Das breit auf dem Rasenplatz hingelagerte mit Ziegeln gedeckte Haus — alle übrigen Häuser des Dorfes außer der Schmiede hatten Rohr und Strohdächer — nahm sich für den von der Hauptstraße in das Dorf Eintretenden, mit seiner breiten Fensterfronte, seinem Erker und seiner Rampe wie ein kleiner Edelsitz aus, und gab einen lockenden Anschein von Wohlhabenheit und Behaglichkeit, der uns nur allzubald sehr theuer zu stehen kommen und schwere Lasten über meine Eltern bringen sollte.

Wir waren nämlich kaum ein Jahr in Wallmow, als Napoleon's gigantischer Kriegszug gegen Rußland einen großen Theil der

gewaltigen Heeresmassen auf dem Durchzuge nach der Oder und Weichsel, wo der Verband der einzeln marschierenden Regimenter zu Brigaden, Divisionen und Armeecorps geschehen sollte, über unsere Provinz und ihre dünngesäeten Städte und Dörfer ausschüttete. Es waren besonders die [1-37] Truppen des gefürchteten Marschalls Davoust, Prinzen von Eckmühl, von deren Einquartierung wir die ganze erste Hälfte des Jahres 1812 hindurch fast täglich ohne Unterbrechung heimgesucht wurden. Die Last stieg bis zum Unerträglichen. Zehn bis zwölf höhere und niedere Offiziere aller Waffen, darunter nicht selten Oberste und Regimentschefs, waren nichts Ungewöhnliches in unserem Hause, das durch sein stattliches Aeußere den fremden Gästen um so einladender in die Augen stach, je seltener damals auf den meisten Dörfern der Umgegend ein solches Haus zu finden war. Es kam daher auch mehr als einmal vor, daß sich die Commandirenden der verschiedenen durchmarschierenden Truppen das Quartier in Wallmow streitig machten, wovon denn die Folge war, daß, wenn Keiner weichen wollte, für beide Theile Platz und Verköstigung geschafft werden mußten. Was die letztere betraf, so galt es als ein Glück, wenn ein Regimentscommandeur, ein Oberst und General sich unter der Einquartierung befand, weil diese meist immer einen Wagen mit feineren Lebensmitteln, Weinen und andern guten Dingen mit sich zu führen pflegten. Was den Raum anlangte, so sah sich unsere ganze Familie oft genug auf ein einziges Zimmer beschränkt, das [1-38] obenein für meine sehr schwächliche Mutter, die eben ihr drittes Kind, meinen Bruder Karl, geboren hatte, als Wochenstube diente. Die Noth war groß, da in unserem Dorfe, außer Branntwein und »Cofent«[1] in dem elenden »Kruge«, nichts zu haben war, und alle Lebensbedürfnisse aus der vier starke Stunden entfernten Stadt Prenzlau geholt werden mußten. Oft fehlte es im Hause selbst an dem Allernothwendigsten, am Brote, das nicht immer in ausreichender Menge gebacken werden konnte. Dazu waren alle Colonialwaaren, wie Kaffee, Thee, Zucker, Tabak in Folge der französischen Continentalsperre, unerschwinglich theuer,

und doch mußten sie für die fremden Gäste geschafft werden, wenn man sie bei guter Laune erhalten wollte.

Uns Kinder focht indessen dies Alles begreiflicher Weise wenig an. Wir hatten unsere Freude an all dem bunten und glänzenden Wesen, an dem Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, die täglich durch unser stilles Dorf erdröhnten, an den goldglänzenden Tambourmajors mit den riesigen Scepterstäben, und an den schwarzbärtigen Sappeurs mit den blanken [1-39] Aexten über der Schulter, den weißen Schurzfellen und den gewaltigen Bärenmützen, und ich entsinne mich noch, mit welchem Jubel wir die rothen Husaren begrüßten, die ihren Obersten an der Spitze in einem, wie es uns schien, nicht endenwollenden Zuge in unser bereits von Infanterie bequartiertes Dorf einrückten, und wie dieser Jubel sich noch steigerte, als der Oberst, gefolgt von einigen Offizieren und Adjutanten und einer stattlichen Equipage mit vier Pferden bespannt, auf unser Haus zugeritten kam, und uns dadurch die Hoffnung gewährte, die prächtig rothen Reiter noch längere Zeit bewundern zu können. Der Oberst, einer der schönsten Männer, die ich je gesehn, war ein Graf und hieß d'Ordonnon. Ich werde noch später von ihm zu erzählen haben. Sein Name aber ist mir durch folgenden Umstand im Gedächtniß geblieben. Als mein Vater ihm erklärte, daß es unmöglich werden würde, für ihn und seine Offiziere Unterhalt zu schaffen, da wir bereits Einquartierung im Hause hätten, entgegnete er, daß er nicht zur Last fallen werde, da er Koch und Vorräthe bei sich führe. Auf seinen Wunsch, der Hausfrau sein Compliment zu machen, führte ihn mein Vater in das Zimmer meiner Mutter, die noch immer leidend, ihn doch [1-40] sehr freundlich empfing, und seine Anrede mit einer feinen Wendung in französischer Sprache erwiederte, die sie so wie mein Vater sehr geläufig handhabte. Der Franzose, wie alle Franzosen hocherfreut, in dieser Einöde, dans ce pays sauvage, wie er sich ausdrückte, seiner Sprache zu begegnen, reichte mit ritterlicher Galanterie der feinen blassen Frau eine Rose, die er in der Hand hielt, und auf ihre Frage nach seinem Namen, nannte er denselben, indem er

hinzusetzte: derselbe sei leicht zu behalten, worauf er denn mit komischem Pathos das Zeitwort ordonner conjugirte, und bei dem nous *ordonnons*! innehielt. Ich stand dabei, und hatte bei meinem täglichen Verkehr mit den Franzosen bereits genug profitirt, um den Scherz verstehen zu können. Er blieb mehrere Tage bei uns, da er es zu bewirken wußte, daß die bisherige Einquartirung noch am Tage seiner Ankunft weiter marschierte, und schloß Freundschaft mit meinem Vater, dessen Weltgewandtheit und ausgebreitetes Wissen ihm wohlgefielen. Auch vergaß er beim Abschiede nicht, sich Namen und Adresse desselben in seine Schreibtafel zu bemerken, und für meine Mutter eine Flasche spanischen Weines zur Stärkung zurückzulassen.

[1-41] Meine Erinnerungen aus dieser Zeit sind so lebhaft, daß ich einen Theil der Offiziere, die bei uns zu verschiedenen Zeiten in Quartier lagen, noch heute nach fünfzig Jahren zeichnen könnte. Da war ein alter Chirurgien-Major, der mit anderen Offizieren eines Regiments der jungen Garde über acht Tage bei uns einquartiert war, und der mich nach einem bösen Falle, bei dem ich mir das rechte Auge stark verletzt hatte, sehr schnell und glücklich kurirte. Da war ein alter Bataillonschef, der gleichfalls längere Zeit bei uns sein Quartier aufgeschlagen hatte, und mich täglich mitnahm, wenn er seine Leute musterte oder draußen vor dem Dorfe exerciren ließ, und dessen Sorge für mich, den er sehr in Affection genommen hatte, so weit ging, daß er mich zurückschickte, meine vergessene Mütze zu holen, damit ich nicht in der Sonne verbrenne, und mein noch immer krankes Auge Schaden leide. Ich hatte gleichfalls eine große Anhänglichkeit an den alten Schnurrbart, der trotz der zwei fürchterlichen Stirnnarben sehr freundlich aussah, und folgte ihm überall wie sein Schatten, zuweilen selbst auf sein Pferd, wenn er mich auf demselben mit hinaus vor das Dorf zum Exerciren nahm. Mit meinem Vater spielte er täglich seine Partie [1-42] »Bouillotte«, — so glaub' ich, hieß das Kartenspiel — und Abends erzählte er wohl von den Feldzügen, die er mitgemacht, und daß er schon bei den Pyramiden gefochten, und achtzehn Wunden an seinem Leibe habe,

worauf er denn immer hinzufügte: dieser Feldzug solle sein letzter sein, dann wolle er sich in seiner bretagnischen Heimath zur Ruhe setzen, wo er Weib und Kind — un garçon comme celui-là! sagte er, indem er mir streichelnd die Hand auf den Kopf legte — daheim habe. Er hat sie wohl nimmer wiedergesehen. Am Abende vor seinem Abmarsche machte er nach der letzten Partie mit dem Vater seine Rechnung über alle frühere Partien, und als ihm mein Vater die kleine Summe auszahlte, die sein Verlust betrug, fand ich dieselbe des Morgens in einen Rapport gewickelt, in meiner Mütze. Ich weinte ihm Thränen nach, als er, nachdem er uns alle herzlich umarmt hatte, von dannen ritt.

Eine stehende Frage aller unsrer Gäste an meinen Vater war immer: wie weit es noch sei bis Moskau? Petersburg hab' ich nie nennen hören. Daß sie siegen würden, war Allen ausgemacht, und ich sehe noch den Adjutanten eines Colonnels, einen jungen schönen schwarzlockigen Südfranzosen sich vor meiner Mutter, [1-43] mit den Worten dandiniren: »Diesen Winter, Madame, werden wir brillante Bälle in Moskau haben! Schade, daß Sie nicht von der Partie sein können!«

Rohe Gewaltthätigkeit und brutales Betragen von Seiten unserer Einquartierung kam fast niemals vor, denn es waren zu unserm Glück nur Franzosen, die bei uns durchzogen, und wir blieben verschont von unsern deutschen Brüdern der Rheinbundscontingente, über welche wir noch lange nachher von vielen Seiten die schwersten und leider nur zu begründeten Klagen zu hören hatten. Die einzige Ausnahme von allen unsern französischen Einquartierungs-Gästen war ein Unteroffizier der jungen Garde, der für den Colonnel seines Regiments und seine Adjutanten Quartier machen kam, und dem die ihm von meiner Mutter gezeigten Zimmer nicht gut genug erschienen. Er vergaß sich soweit, meine Mutter zu schimpfen und thätlich zu bedrohen. Auf ihren Hülferuf eilte mein Vater herbei, und empört über die Frechheit des Burschen, und ein starker und muthiger Mann wie er war, machte er, als der Franzose den Säbel ziehen wollte, kurzen

Proceß, packte ihn rasch um Arm und Leib und warf ihn sammt seiner Bärenmütze aus der Hausthür, die er sofort verriegelte, auf die Rampe [1-44] hinaus. Der Colonnel, dem mein Vater die Sache vortrug, statt diesen Act der Selbsthülfe und des bürgerlichen Hausrechts übel zu nehmen, und in demselben eine Entweihung des kaiserlichen »Rocks« zu sehen, verurtheilte den Träger des letztern vielmehr zu vierundzwanzig Stunden Arrest bei Wasser und Brot, die er denn auch in dem dunklen Spritzenhause des Dorfs zu unserer Freude richtig absaß.

Ebenso menschlich waren die französischen Offiziere meist auch bei den Klagen der Bauern des Dorfs über Unordnung und Turbationen ihrer Einquartierung — die schon wegen der beiderseitigen absoluten Unkenntniß der Sprache nicht ausbleiben konnten. Sie waren fast immer zur raschen und strengen Abhülfe bereit; doch war der Druck, der auf den Bauern lastete, noch immer hart, und das Betragen der fremden Gewalthaber und ihre Forderungen oft übermüthig genug, um tiefe Erbitterung und rachedurstigen Grimm in den Gemüthern zu erzeugen. Mein Vater hatte natürlich bei allen diesen Gelegenheiten immer den Dolmetscher und Vermittler zu machen, und seine Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit in diesem Geschäfte trugen nicht wenig dazu bei, ihm bei seiner Gemeinde Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben. Nicht selten [1-45] kam es sogar vor, daß benachbarte Amtleute und Gutspächter ihn eigens holen ließen, um durch sein Sprachtalent ihre unzufriedene Einquartierung zu begütigen, was ihm fast immer glücklich gelang. Ich selbst hörte einmal einen alten Amtmann — so hießen damals die königlichen und adligen Gutspächter — mit Thränen in den Augen dankend sagen: er möchte manch' hundert Thaler d'rum geben, wenn er so glücklich wäre, »so gut Französisch parliren« gelernt zu haben. Und — traurig genug und bezeichnend für die damals auf Deutschland lastende, unabwälzbar scheinende Schmach — das hauptsächliche Motiv, Französisch zu lernen, war die Aussicht, sich besser mit seinen Unterdrückern und Bedrängern verständigen, leidlicher mit ihren

Forderungen abfinden zu können! —

Doch fehlte es auch nicht an tapferer Gesinnung. Einst als mein Vater bei einer Amtsreise, auf der er mich mitgenommen hatte, mit dem Oberamtmann und seiner Familie, nebst einem französischen, dort in Quartier liegenden Chasseuroffiziere zu Tische saß, kam der Großknecht des Hofes, eine herkulische Gestalt, heulend in das Zimmer, und beklagte sich, daß die Ordonnanz des Offiziers, ein kleiner unbärtiger Chasseur, ihn, weil er des Franzosen Courmacherei [1-46] bei seiner Liebsten nicht leiden wollen, arg mit flachen Klingenhieben zugerichtet habe. Ohne eine Miene zu ziehen, sagte sein Herr ruhig zu ihm in dem üblichen Plattdeutsch: Awer Chrischan, kann de Franzos di denn öwer? (Aber Christian! kann der Franzose Dir denn über? d. h. ist er stärker als Du?) Diese Worte zündeten ein plötzliches Licht in der Dunkelheit von Christian's uckermärkischem Bewußtsein. Der Hüne hört auf zu greinen, ging ganz bedächtig in den Pferdestall zurück, nahm einen doppelt gedrehten Strang, ergriff den nichtsvermuthenden Franzosen mit seiner Hühnenfaust, legte ihn leicht wie ein Kind über einen gefüllten Häckselsack und drosch schweigend den Erstaunten und laut Schreienden windelweich, der sich nach beendeter Procedur bei dem Offizier, der streng auf Mannszucht hielt, nicht einmal zu beklagen wagte. Man kann ein guter Patriot sein und doch eingestehen, daß in der Handlungsweise des braven Uckermärkers viel, sehr viel Deutsches liegt.

Auch Portugiesen sahen wir unter diesen Heereswogen, die sich auf den Wink des weltgebietenden Soldatenkaisers gen Norden hinwälzten. Sie kamen Nachmittags an und blieben nur eine Nacht, und weil Alles bereits im Dorfe von Einquartierung [1-47] überfüllt war, bivouakirten sie zum Theil auf dem großen Platze vor unserm Hause, wo sie Abends, zum größten Schrecken der Dorfbewohner, ihre Feuer anzündeten, um die gelagert sie ihre Kost bereiteten. Sie führten Maulthiere mit sich, die mit allerhand Vorräthen beladen, und deren Geschirre mit zahlreichen Glöckchen und Schellen besetzt waren. Es waren kleine schmächtige Gestalten mit

dunkelbraunen Gesichtern, von deren schwarzlockigen Krausköpfen lange gestrickte Mützen herunterhingen. Einige von ihnen führten Mandolinen mit sich, zu deren Tönen sie ihre fremdklingenden Volkslieder sangen. Was mich am meisten wunderte, war, daß mein Vater mit ihnen nicht sprechen konnte. Ich hatte bisher die Vorstellung gehabt, daß mein Vater Alles könne und verstehe.

Am folgenden Morgen waren sie fort, und nur die schwarzen Feuerstellen auf dem Rasen zeugten noch davon, daß die Anwesenheit dieser Kinder des fernsten europäischen Südens in dem abgelegenen Dorfe der nordischen Uckermark kein Traum gewesen war, und daß ich das langöhrige Maulthier, welches ich aus der Abbildung in meinem Bilderbuche kannte, wirklich in lebendigen Exemplaren gesehen hatte. Unsere Bauern sprachen später noch oft von diesen bibli[1-48]schen Thieren, denen sie den Namen »Eselspferde« gaben.

Endlich hörten die Durchmärsche und Einquartierungen auf, — die Portugiesen waren die letzten gewesen — und die frühere Stille zog wieder in unser einsames Dorf ein. Doch wurde die Erinnerung an die fremden Gäste noch oftmals wieder erneuert. Zumeist durch meine Großmutter, die es dem obenerwähnten schwarzlockigen Adjntanten nicht vergessen konnte, daß er von dem theuern Zucker nicht nur in die Obertasse seines Kaffees eine strafwürdig große Menge hineingethan, sondern selbst die Untertasse noch besonders mit einigen Stücken versehen habe, wenn der schwarze Inhalt der Obertasse über den Rand hinabgeflossen war. Auch gedachte sie mit gleicher Entrüstung zweier anderer Franzosen, welche stets am Essen gemäkelt, vom frischen Brote nur die Rinden gegessen, die Krume aber ihren Pferden gegeben hatten und die Butter — die für uns ein zu theurer Luxus war, — nicht nur fingerhoch auf die Rindenstücke gestrichen, sondern sogar eine halbverzehrte Spickgans dem Jagdhunde des Einen vorgeworfen hätten. Die sonst gutherzige alte Frau verhehlte nicht »den französischen Rackern,« wie sie sie nannte, dafür [1-49] alles Böse zu wünschen, und ihnen zu prophezeien, daß sie für ihren Frevel an der »Gottesgabe« in

Rußland sicher ihre gerechte Strafe finden würden. —

Meine eigene Erinnerung jedoch war noch lebendigerer und greiflicherer Art. Sie bestand in einem versilberten sogenannten Ringkragen, den ein Offizier bei uns vergessen und mit dem eine unserer Hausmägde, die ihn gefunden, mich beschenkt hatte. Ich habe das Prachtstück später noch lange bewahrt, und trug dasselbe an einer Schnur am Halse bei unsern spätern Soldatenspielen, um mich als Hauptmann kenntlich zu machen, zum großen Neide meines anderthalb Jahr jüngern Bruders, der die mir feindlichen Heerschaaren anzuführen pflegte, und der, als er mir meinen Schmuck einmal bei einem Ueberfalle entrissen hatte, darauf bestand, daß ihm derselbe fortan nach Kriegsrecht gehöre. Das führte denn zu starken Zweikämpfen, in denen er, obschon jünger als ich, durch sein rücksichtsloseres Draufgehen mich oft hart bedrängte. Doch diese kindischen Bruderkämpfe, in denen sich ein trauriges Verhängniß symbolisch vorbildete, gehören in eine spätere Zeit und in ein anderes Capitel.

FÜNFTES CAPITEL

Die ersten Jahre unseres Lebens auf dem Lande sind fast ganz von den eben erzählten kriegerischen Erinnerungen ausgefüllt. Was daneben noch hervortritt, ist der Umstand, daß der Vater meinen Unterricht seit unserer Ankunft in Wallmow mit großem Eifer in die Hand nahm.

Schon in Prenzlau hatte man mich in einem Alter, wo sonst Kinder noch nicht zur Schule geschickt werden, die Regimentsschule täglich ein paar Stunden besuchen lassen. Es geschah dies hauptsächlich aus dem Grunde, daß ich meinen Vater während des Unterrichts, den er im Hause den Pensionairen ertheilte, mit meiner Lebhaftigkeit nicht störend im Wege und doch während dieser Zeit unter einer Aufsicht sein sollte, die man mir zu Hause oder im Freien bei unsern beschränkten Zuständen nicht zu gewähren vermochte. Der ältere der beiden Lehrer dieser Sol[1-51]datenkinderschule, Herr Steinbach, der Küster meines Vaters, nahm sich meiner natürlich mit größter Sorgfalt an, und während Frau Steinbach für meine leiblichen Bedürfnisse durch Obst und Semmelspenden sorgte, lernte ich bei ihrem Manne spielend die Künste des Lesens und Schreibens.

Kaum war aber mein Vater aus der Stadt nach dem Lande übergesiedelt, als er selbst meinen Unterricht begann. Bei aller meiner körperlichen Schwächlichkeit war ich ein geistig, frühreifes Kind und meine Fassungskraft und mein Gedächtniß zeigten sich in einem ungewöhnlichen Maße vor der Zeit entwickelt. Diese Eigenschaften, die mein Vater erst jetzt in ihrem ganzen Umfange an mir wahrzunehmen die Zeit hatte, spornten seinen Eifer. An lehrende Thätigkeit von Jugend auf gewöhnt und von Natur dazu

geneigt, in der Einsamkeit seines Dorfes ohne allen gesellschaftlichen und geistigen Verkehr, an den er in seinen bisherigen Lebensverhältnissen gewöhnt gewesen war, wurde die fortwährende Beschäftigung mit mir die ausschließliche Aufgabe seiner Mußestunden. Und da er eben ein so geschickter Lehrer als ich ein fähiger und überaus lernbegieriger Schüler war, so waren meine Fortschritte bald für ihn selber überraschend. [1-52] Er begann mich Latein, alte Geschichte, Erdbeschreibung und Französisch nach einem festen Stundenplane in einem Alter zu lehren, in welchem man damals Kinder eben erst mit den Anfängen des Lesens vertraut zu machen pflegte. Selbst die Zeit der französischen Einquartirung hatte diese Lehrstunden und Studien nicht wesentlich unterbrochen, und für die einzelnen unvermeidlichen Unterbrechungen hatte mich die Uebung im Französischen, die mir dadurch zu Theil wurde, entschädigt. Als die Durchzüge aufhörten, ging es mit erneutem Eifer an das Schulmeistern, und das Uebertreiben dieser Dinge hätte meiner Gesundheit gefährlich werden mögen, wenn nicht das Leben auf dem Lande mit alle den Vortheilen, die es dem Umhertummeln eines Knaben in freier Luft bietet, ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die übertriebene geistige Treibhauszucht des Lernens und Unterrichtens dargeboten, und wenn nicht, — was die Hauptsache war, — das letztere durch die Ereignisse des folgenden Jahres wieder eine rechtzeitige Hemmniß erfahren hätte.

Der Winter von 1812—1813 war in ungewöhnlicher Strenge und Frühe über uns hereingebrochen. Die Amtsreisen des Vaters, der außer den gewöhn[1-53]lichen Taufen, Trauungen und Begräbnissen, die seine Anwesenheit auf den drei Filialdörfern von Zeit zu Zeit erforderten, diese Dörfer allsonntäglich sämmtlich oder theilweise zu besuchen hatte, um in den verschiedenen Kirchen zu predigen, wurden in hohem Grade beschwerlich, ja selbst bei dem schlechten Wetter oft gefahrvoll. Nur in einem Dorfe erfährt man, was in unsern nordischen Gegenden der Winter heißt. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß der Schneefall dieses Winters einmal unser

Haus förmlich mit einem Walle umgab, und daß die Wege zur Kirche und zu den Nachbarhöfen von einer großen Anzahl von Arbeitern des Dorfs eigens gebahnt werden mußten, wo denn die aufgeworfenen Schneewälle über Manneshöhe zu beiden Seiten des so praktikabel gemachten Weges aufragten. Manchmal gedachten wir der Franzosen, die jetzt schon lange in Rußland waren, und mehrmals hörte ich meinen Vater äußern, daß sie es dort noch viel schlimmer als wir haben würden.

Was wir aber nicht ahnten, war, daß dies ganze ungeheure Kriegsheer, daß alle die glänzenden Reiter und kriegerischen Grenadiere, die wir im Frühlinge hatten durch unser Dorf ziehen sehen, bereits unter [1-54] dem Leichentuche dieser Schneedecke im fernen Rußland erstarrt und begraben lagen.

Aber so war es in der That, wie wir bald erfahren sollten. Es war am Weihnachtsheiligenabende und wir Kinder gerade beschäftigt, beim Lichterscheine des Weihnachtsbaums, den Mutter und Großmutter uns hergerichtet und mit einigen Aepfeln und Pfefferkuchen, sowie mit Guirlanden gebackner Pflaumen und Birnen verziert hatten, die Schachtel mit bunten Bleisoldaten und eine andere mit einer hölzernen Stadt aufzubauen, als ein Schlitten durch das Dorf und zu unserem Hause heranklingelte. Noch ehe wir zusehen konnten, wer der ungewöhnliche Besuch in solcher Zeit und Stunde sein könne — denn die Außenladen der dichtgefrornen Fenster waren fest geschlossen — trat der Amtmann Sänger aus Schmöllen in die vom Vater rasch geöffnete Hausthür, und rief ihm, indem er seinen beschneiten Wolfspelz abschüttelte, mit lauter fröhlicher Stimme entgegen: »Herr Päth, Herr Päth!«[1] der Bonapart' ist futsch!« Er hatte die Nachricht durch einen Reitenden von seinem Vater, dem alten Amtsrath in Löcknitz erhalten, der sie aus Frankfurt an der Oder mitgebracht, und war zu uns [1-55] herübergeeilt, um die hocherfreuliche wunderbare Kunde dem Freunde sofort mitzutheilen. Die große Armee sei vernichtet, Napoleon davongelaufen und an der Oder in Schlesien gefangen genommen worden! Das Gerücht war freilich nur der Schatten, den

die Wahrheit der kommenden Dinge vor sich herwarf; denn Napoleon war leider nicht gefangen und es sollten noch Ströme Blutes vergossen werden, ehe es geschah; aber die Freude war darum doch nicht minder groß. Die beiden Männer fielen sich mit Thränen in die Arme, auch Mutter und Großmutter nahmen lebhaftesten Antheil. Ich aber dachte in dem Augenblicke plötzlich: »Nun werden sie ihn wohl an den Prenzlauer Galgen aufhenken!« und war kühn genug, diesem hoffnungsvollen Gedanken zum lauten Gelächter der Anwesenden Worte zu geben. Mein Vater aber bemerkte ruhig: »soweit sei es denn doch noch nicht!« Dann fiel mir ein, daß mit den Andern auch mein guter alter Freund, der Bataillonschef, und der Chirurg, der mich geheilt, und der schöne Reiteroberst und alle seine herrlichen rothen Reiter todt und hin seien; und der Gedanke machte mich so traurig, daß ich den Abend keine rechte Freude an unsern Weihnachtsgeschenken hatte. Denn ich haßte in meinem [1-56] Gemüthe nur den »Bonapart«, von dem ich immer nur das Schlimmste gehört hatte, und den ich mir als ein grausames Ungeheuer, ähnlich dem wilden Perserkönige Kambyses vorzustellen pflegte, nicht aber die Franzosen, die ich mit eigenen Augen gesehn und meist als sehr freundliche Leute kennen gelernt hatte.

Bald sollten wir denn auch auf unserm weltabgelegenen Dorfe in einzelnen Beispielen ein Abbild des ungeheuren Schicksals, das die Heerschaaren des Gewaltigen ereilt hatte, mit eigenen Augen schauen. Eines Tages, als wir grade bei Tische saßen, klopfte es an das der Rampe zunächstgelegene Fenster, das man von einer der obern Treppenstufen derselben leicht erreichen konnte. Es waren zwei zurückkehrende Franzosen der großen Armee, aber wie sahen sie aus! Kopf und Brust in Lumpen gehüllt, alte Weiberröcke von rothem Fries um die Hüften geschlungen, die schuh- und stiefellosen Füße mit allerlei Bandagen bis zu den Knieen hinauf umbunden, Haar und Bart in grauenhafter Verwilderung, die Augen tief in den Höhlen der erdfahlen Gesichter, so baten sie wimmernd um etwas Speise und Obdach. Der Eine trug noch die Reste einer

alten fahlrothen Reiterjacke, und es ergab sich, daß er zu dem uns bekannten rothen [1-57] Husarenregimente gehört hatte. Sie wurden eingelassen und in der warmen Küche mit Speise und Trank erquickt. Der Husar berichtete auf meines Vater Frage, daß ihr Commandeur, der schöne ritterliche Oberst Ordonnon beim Uebergange über die Berezina umgekommen sei. Mein Vater entließ die Elenden, die sich mit zum Theil erfrornen Gliedern nach Frankreich zurückzuschleppen hatten, mit einem Stück Geld, dem meine Mutter noch einiges an Kleidung und Wäsche hinzufügte.

Nun folgten im Laufe der nächsten Wochen noch mehrere ähnliche Jammergestalten. Ein Paar von ihnen, die nicht weiter konnten, blieben im Dorfe zurück. Der Eine von ihnen starb schon in den nächsten Tagen, der Andere genas nach langer Krankheit, und blieb dauernd im Dorfe. Er war ein Schuster aus dem Elsaß, der deutsch verstand und sich später auf dem Nachbardorfe Trampe niederließ, wo er sich sogar verheiratete und seine Schusterei zu treiben begann. Er wurde von den Dorfbewohnern nur schlechtweg »der Franzos« genannt, und auch ich habe ihn unter keinem andern Namen gekannt, obschon wir ihn oft sahen, da er für uns zu arbeiten pflegte. Er bekam aber später einen schlimmen Stand, da seine Schauer[1-58]erzählungen von den Leiden des russischen Rückzugs den Verdacht auf ihn geworfen hatten, daß er an den kannibalischen Mahlzeiten, von denen er berichtet hatte, selbst Theil genommen habe. Dies zog ihm den Spottnamen »der Menschenfresser« zu, der ihn zuletzt aus dem Dorfe vertrieb. —

[1-59]

SECHSTES KAPITEL

Je näher der Frühling kam und je weiter er vorrückte, um so lebendiger ward es um uns her in unserer Mark. Viel später als man erwartet hatte, ward endlich dem lange und unschlüssig zaudernden und zagenden Preußenkönige Friedrich Wilhelm der Aufruf zu den Waffen abgerungen. Das Volk stand auf, der Sturm brach los!

Er brach los, der Sturm des Volkszornes und der Vaterlandsliebe, selbst in unserm phlegmatischen Uckermärkerlande, und rührende Zeichen davon sind mir noch heute lebhaft in der Erinnerung gegenwärtig.

Der Müller Düsing von Schmöllen, ein wohlhabender Mann, brachte seine beiden Söhne von siebzehn und achtzehn Jahren, die er vollständig als freiwillige Jäger auf eigene Kosten ausgerüstet hatte, nach Wallmow herüber, damit mein Vater als Geistlicher sie segnen solle, ehe sie ins Feld zögen. Ihnen [1-60] folgten zwei jüngere Brüder unsres Freundes und Nachbars des Amtmann Sänger, die hoch zu Roß in gleicher Absicht sich von dem Vater verabschiedeten. In keiner der vier Dorfkirchen, welche zu meines Vaters Pfarre gehörten, fehlten später die schwarzen Tafeln, welche am Altare aufgehängt die Namen und das Ehrengedächtniß derjenigen jungen Männer enthielten, die in den Schlachten der Jahre 1813—1815 ihr Leben für die Befreiung des Vaterlandes gelassen hatten. Auch unsere Familie stellte ihr Contingent. Eines Abends kam, während wir grade auf der Rampe unter dem blühenden Tafelbirnbaum beim Abendessen versammelt saßen, ein stattlicher Reiter in voller Waffenrüstung mit verhängtem Zügel ins Dorf und vor unser Haus gesprengt, der klirrend abstieg und mit dem Schleppsäbel die Treppe hinaufrasselnd um ein Nachtquartier

für einen freiwilligen Jäger bat, der zu seinem Corps marschiere. Niemand erkannte ihn, nur die Mutter, nachdem sie ihn aufmerksam betrachtet hatte, schrie laut weinend auf: »Franz! Franz! Du *bist* es!« Er war es wirklich, Franz Weissenborn, der einzige Sohn ihrer Schwester, unsrer Tante Minna, die später unsere Stiefmutter werden sollte. Es war ein schöner hochgewachsener dunkellockiger [1-61] Jüngling, voll Feuer, Lebenskraft und Gewandtheit. Er hatte sich durch alle Bitten seiner Mutter nicht halten lassen, hatte sein kleines Erbe dazu verwendet, sich von dem Gutspächter, bei dem er die Landwirthschaft lernte, ein Pferd zu kaufen und mit dem Reste sich als freiwilliger reitender Jäger auszurüsten. Nur einen einzigen Tag konnte er uns schenken; dann sprengte er wieder davon, den Kugeln der Bautzner Schlacht entgegen, die ihm seinen schönen Braunen unter dem Leibe tödteten und ihn selbst mit zerschmettertem Fuße niederwarfen. Ich habe ihn nicht wieder gesehn.

Der Aufruf zu den Waffen, der das Vaterland in Gefahr erklärt hatte, ward von andern Aufrufen begleitet, die zu freiwilligen Gaben für »die heilige Sache« aufforderten. Auch an uns trat diese Mahnung nicht umsonst heran. Ich entsinne mich noch, als wäre es gestern gewesen, eines sonnenhellen Frühlingsmorgens dieses glorreichen Jahres 1813. Mein Vater stand reisefertig neben meiner Mutter am Tische der grünen sogenannten »guten Stube«, auch die »Putzstube« genannt. Der Wagen, der ihn nach Prenzlau führen sollte, hielt schon angespannt vor der Thür, und meine Mutter packte auf dem [1-62] Tische an einem Kästchen, das er mitnehmen wollte. Ich sah, wie sie unsere silbernen Eßlöffel und den großen innen vergoldeten Vorlegelöffel — ein Familienerbstück, das nur an hohen Fest- und Ehrentagen, wenn wir Gesellschaft hatten, in Gebrauch kam und uns Kindern von unermeßlichem Werthe dünkte — sorgfältig in Papier wickelte und in die lange Holzschachtel legte; wie sie dann aus der großen bunt gemaserten Commode, ihrem Allerheiligsten, in dessen duftendes Innere mir nur selten ein Einblick gestattet war, die goldne »Erbskette« und die drei Ringe

hervorholte: den breiten mit dem eingeflochtenen Haar, auf dem »Liebe um Liebe« eingravirt stand, den goldgeflochtenen, der eine Schlange darstellte und die Inschrift trug »ohne Ende!« und den kleinen mit dem blauemaillirten Vergißmeinnicht darauf. Die hellen Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie die Kette und die andern Liebeszeichen in eine Medizinschachtel legte — von der leeren rothen Marokinschachtel, in welcher sie bewahrt gelegen hatten, mochte sie sich nicht trennen, — und alles zusammen zu dem Silberzeug in das Kistchen that, das auch die wenigen Schaumünzen aus unsern Sparbüchsen, sowie eine silberne Zuckerzange und eine silberne Kinderklapper, [1-63] mein Pathengeschenk, bereits verschlungen hatte. Aber mein Vater nahm die Weinende in seine Arme und sagte: »Mutter! so viel Tausende geben ihr Blut und wir nur das elende Metall! Komm, gieb mir einen Kuß und sei fröhlich! es gilt ja Freiheit und Vaterland« Und sie küßte ihn, und unter Thränen lächelnd streifte sie ihren goldenen Trauring ab und reichte ihn dem Vater hin, der gleichfalls den seinigen vom Finger zog und beide zu dem Uebrigen legte. Es war das letzte Werthstück, das sie Beide als Opfer bringen konnten »auf dem Altar des Vaterlandes,« wie damals das Wort lautete. Dann begleiteten wir ihn an den Wagen, die Großmutter mit meinem jüngsten Bruder Karl auf dem Arme, der drei und zwanzig Jahre später von dem Besitzer des Vaterlandes für die burschenschaftlichen Gedanken: die Parole Freiheit und Vaterland zur Wahrheit machen zu helfen, zu fünf Jahre Festung begnadigt werden sollte — und fort rollte der Wagen mit unsern Schätzen, hin zur Hauptstadt der Uckermark, um unsre Tropfen hineinzuschütten in das hochaufwogende Meer opferfreudiger Begeisterung des treuen gläubig harrenden Volks.

Meine Mutter war froh, daß sie wenigstens den [1-64] Vater selbst behielt, den ihre Bitten und Thränen nur schwer von dem Gedanken abgebracht hatten, wie sein Amtsbruder, der Prediger Haffner in Stresow, selbst die Büchse zu. nehmen und für »seinen König« ins Feld zu ziehen. Denn mein Vater war ein kühner, kriegerisch

gesinnter Mann, und seinem Könige als ein echter Königlicher mit Leib und Seele ergeben, zumal seit Friedrich Wilhelm III. vom Unglück schwer getroffen und gebeugt ihm, wie damals den Meisten, als eine Art Märtyrer erschien. Dazu kam, daß er seine jungen Mannesjahre als Hauslehrer in den Familien des altpreußischen soldatischen Adels zugebracht, und später als Feldprediger im Garnisons- und Feldleben seine kriegerischen Neigungen bestärkt hatte. Im Jahre 1768 geboren, hatte er noch als Jüngling das Adlerauge des großen Friedrich auf den Revuen bei Landsberg an der Warthe blitzen sehn und den Ton seiner Stimme gehört, mit dem er einmal den allmächtigen Commandeur des in jener Stadt garnisonirenden Reiterregiments angedonnert hatte: »Aber Herr! aber Herr! wie sehen seine Pferde aus! Scheer er sich zum Teufel!« Die schmähliche Niederlage der preußischen Kriegerehre, der Verlust des altfritzischen Heldenruhms hatten ihn tief und [1-65] schwer getroffen, und als die ersten preußischen Trommeln in unserm Dorfe erschollen und die ersten preußischen Soldaten unter ihrem Schalle durch unser Dorf gegen den Landesfeind zogen, da hieß er uns Alle, von seinem Gefühle überwältigt, mit ihm in der Stube niederknien und betete mit inbrünstigem Danke zu Gott, der ihn diese Stunden erleben lassen, um Sieg für des Vaterlandes Sache und seine Streiter.

Zeiten, wie diese, reifen die Jugend schneller, als das heutige Geschlecht nur zu ahnen vermag. Knaben wurden zu Jünglingen und Kinder zu Knaben, denn die Sonne einer einzigen großen allgemeinen Idee, die ihre Strahlen in alle Herzen und Gemüther sendete, erweckte wie in einem vorzeitigen Frühlinge die Keime aller großen und edlen Empfindungen, die in jeder Menschenbrust schlummern, mit Frühlingsallgewalt. Selbst daß es Frühling war auch in der Natur, um die Menschen her, kam dem allgemeinen geistigen Aufschwunge, dem jubelnden Erwachen der schlummernden Volkskräfte zu Hülfe. Es belebte die allgemeine Hoffnungsstimmung der Menschen und hob ihren freudigen Muth. Täglich hörte man von jüngeren Söhnen, die ihren Eltern heimlich

davongegangen und den bereits in die Reihen der Kämpfer eingetretenen [1-66] älteren Brüdern nachgefolgt oder nachzufolgen versucht hatten. Es waren fünfzehnjährige Knaben darunter, wie der Sohn des uns befreundeten Predigers Torfstecher, der Nachts aus dem Bodenfenster geklettert und nach Prenzlau gelaufen war, wo man ihn richtig einkleidete. Das Gymnasium in Prenzlau sah seine beiden obern Classen bis auf zwei wegen Gebrechlichkeit zurückbleibende Schüler verödet, und der Rector Grashof selbst zog mit seinen Schülern in den Krieg.

Wir hatten jetzt wieder fast täglich Einquartierung, meist Landwehr, von der jedoch nur ein Theil mit Gewehren kriegsmäßig ausgerüstet war; das zweite oder dritte Glied jeder Compagnie führte lange weiße Piken, die sie erst auf dem Marsche mit Flinten vertauschten. Es ward unaufhörlich exercirt an den Rasttagen, und oft ging ich mit dem Vater Abends hinaus vor's Dorf, wenn nach Einbruch der Dunkelheit allerhand kriegerische Uebungen, Alarmirungen, Ueberfälle und dergl. vorgenommen wurden. Denn alle damaligen Exercitien beschränkten sich auf das praktisch Nothwendige, was die Leute vielleicht schon in den nächsten Tagen anzuwenden im Falle sein sollten.

Als die Landwehrdurchzüge vorüber waren, begann auch bei uns und in den umliegenden Dörfern die [1-67] Bildung des Landsturms, zu dem alle zurückgebliebenen Männer bis zum sechzigsten Jahre und darüber gehörten. Auch unser Dorf lieferte sein Contingent, dessen Einübung zwei stattliche Bauerhofbesitzer, Haseley und Wendt, übernahmen, die in der Garde gedient und 1806 bei Prenzlau gefangen, sich auf dem Transport nach Frankreich selbst ranzionirt hatten. Das einzige Zeichen ihrer höheren Charge bestand in einem Säbel und einer weißen Binde um den rechten Arm. Die Bewaffnung der Landsturmmänner bestand aus Piken gradaufgerichteten Sensen; Gewehre waren nur wenige vorhanden. Als Obercommandant des Bataillons, das aus dem Landsturme unseres Bezirks gebildet war, wurde der Steuercontrolleur von Hövel, ein ehemaliger Offizier des Prenzlauer Garnisonregiments,

erwählt, der mehrmals das ganze Corps exerciren und manövriren ließ. Auch Reiterei war darunter, gebildet aus den Amtleuten und ihren Inspectoren, sowie aus den angesehensten Bauern. Bei einer solchen Zusammenkunft, der ich beiwohnte, erlebte ich einen für die damalige Stimmung bezeichnenden Vorfall. Das Landsturmcorps exercirte auf einer großen Wiesenebene in der Nähe eines Ritterguts, dessen Leute bei diesem Manöver sich schon früher [1-68] und auch jetzt nicht eingefunden und dadurch bei den Versammelten allgemeines Murren erregt hatten. Der Besitzer desselben, ein durch seine Wildheit und Körperstärke bekannter und gefürchteter Mann, kam auf einer kleinen Droschke angefahren und schrie die Menge mit den Worten an: »Wer von Euch Hundsvöttern hat gesagt, daß ich meine Leute absichtlich von den Manövern zurückgehalten habe?« Ein furchtbares Geschrei antwortete dieser unbesonnenen Schimpfrede. Im Nu war der kleine Wagen von aufgebrachten Landsturmmännern umringt und Piken und Sensen richteten sich unter den Rufen: »Was sagt er? Er will uns schimpfen? Stecht ihn todt, den Hund!« gegen den zum Tode erbleichenden Mann, der keines Wortes mächtig sich verloren sah. Kaum gelang es dem herbeisprengenden Commandeur von Hövel, die Zornigen von sofortiger Gewaltthat abzuhalten, und ohne seine Energie, und ohne die Hülfe meines Vaters, aus dessen Eingepfarrten ein Theil der Angreifer bestand, wäre der unbesonnene Mann verloren gewesen. Als gütliches Zureden nun endlich soweit wirkte, daß die Leute Raum gaben, und dem Commando, das sie in Reih und Glied zurückrief, Folge leisteten, gewann der Bedrohte Raum, eilig davonzujagen und war gerettet. [1-69] Doch wagte er nie mehr, sich bei den Landsturmübungen sehen zu lassen. Die Zeit, wo der Bauer knechtische Beschimpfung still ertragen hatte, war vorbei. Sie begannen, ihre Menschenwürde zu fühlen.

Dieser Landsturm war nichts weniger, als eine müßige Spielerei. Denn die nächste Festung Stettin befand sich noch in den Händen der Franzosen, und diese benutzten die anfängliche Schwäche des

gegen sie zurückgelassenen Belagerungscorps zu Ausfällen, bei denen sie ihre Fouragierungen und ihr Eintreiben von Lebensmitteln und Schlachtvieh oft meilenweit ausdehnten. Eines Sonntags, als wir bei dem Amtmann Meier von Trampe, wo der Vater die letzte Predigt gehalten hatte, gegen sieben Uhr am Abendtische saßen, kam ein athemloser Eilbote, von dem Schulzen Stolzmann aus Wallmow mit der Nachricht: die Franzosen plünderten in Löcknitz, der Landsturm von Wallmow sei zur Hülfe gerufen, und die Leute verlangten, ihren Prediger bei sich zu haben. Wir fuhren, was die Pferde laufen mochten nach Hause zurück, begleitet von dem Schalle der Sturmglocken, die in allen umliegenden Dörfern den Landsturm zu den Waffen riefen. In unserem Dorfe angelangt, fanden wir das aufgeregteste Leben. Es hieß, die [1-70] plündernden Franzosen seien schon in dem etwa eine Meile entfernten Dorfe Woddow. Die Weiber und Kinder schrien und heulten nach Kräften. Einen Theil der männlichen Einwohner trafen wir bereits mit ihren Waffen auf dem Rasenplatze vor unserm Hause versammelt, während andere noch zur Schmiede liefen, ihre Sensen aufschlagen zu lassen, andere mit Heu- und Mistgabeln oder auch wohl mit Dreschflegeln versehen, sich dem Zuge anschlossen, der sich alsbald, geführt von meinem Vater, der mit einem alten Cavalleriesäbel umgürtet sich zu Pferde an die Spitze gestellt hatte, das Dorf in der Richtung auf Löcknitz zu verließ, geleitet von Weibern und Kindern, die noch eine Strecke weit aus dem »Endehecken« mitzogen, und dann sorgenvoll in das verödete Dorf zurückkehrten. Unsere Landsturmmänner kamen erst am andern Tage wieder heim. Unterwegs durch Zuzug verstärkt, waren sie bis Löcknitz marschirt, hatten aber den Feind, der wirklich dort war, und einen großen Theil Schlachtvieh vom Amtshofe entführt hatte, nicht mehr angetroffen.

Diese Ausfälle hörten indeß bald auf, da das Belagerungscorps von Stettin angemessen verstärkt wurde. Dagegen vernahmen wir bei unserm Spiele [1-71] auf dem hochgelegenen Kirchhofe, der dicht an unser Haus grenzte, zu wiederholten Malen halbe Tage lang den

fernen dumpfen Ton des Bombardements, mit dem die Stadt von der Wasserseite aus heimgesucht wurde, und von dem uns mein Vater, der dahingeritten war und eine Nacht im Zelte eines befreundeten Offiziers der Belagerungstruppen zugebracht hatte, bei seiner Rückkehr eine sehr lebendige Beschreibung gab. Auch der Uebergabe der Festung und dem Schauspiele der Waffenstreckung von Seiten der Franzosen wohnte er später bei. Sie hatten sich ganz anders lange und tapfer gehalten als die preußische Besatzung vom Jahre 1806 und ihr feiger Commandant, denn sie übergaben die Festung erst lange nach der Schlacht von Leipzig in den letzten Herbsttagen des Jahres 1813, nachdem sie alle Vorräthe aufgezehrt, und selbst alle ihre Pferde geschlachtet hatten. Wir hatten Befreundete in Stettin, die dort bis zum Ende der Belagerung ausgehalten und die Erlaubniß zur Auswanderung verschmäht hatten. Von ihnen berichtete der Vater Schreckliches, was sie an Entbehrungen aller Art gelitten. Er brachte ein Stück des Brotes mit, das aus Hafer und Gerste, auf Handmühlen gemahlen, bestand, und wovon die her[1-72]vorstehenden Spitzen der »Acheln« des schlecht zermalmten Korns beim Essen den Gaumen verwundeten. Und doch hatte solches Brot zu den Leckerbissen gehört und war mit Geld aufgewogen worden, wie man denn zuletzt selbst Katzen- und Hundefleisch, wenn man dessen habhaft werden konnte, nicht verschmäht hatte.

SIEBENTES KAPITEL

Die gewaltigen Kriegsereignisse des Jahres 1813 sind bekannt, und ich berühre dieselben daher nur soweit, als die Eindrücke derselben bis in unser einsames Dorfleben hindrangen.

So erinnere ich mich denn eines Sonntags, an welchem durch den schon genannten Nachbar, — denn Jeder, der etwas von den Kriegsereignissen. erfuhr, beeilte sich damals, es den Freunden und Nachbarn mitzutheilen — mein Vater des Morgens früh die Nachricht erhielt, daß es im Felde nicht gut stehe, daß die »Alliirten« zwar bei Bautzen tapfer gestritten, aber vor der Uebermacht des Franzosenkaisers hätten nach Schlesien hin zurückweichen müssen.

Mein Vater wurde durch diese Kunde tief erschüttert. Es läutete bereits zur Kirche, wohin ich den Vater regelmäßig zu begleiten pflegte. Ich sah [1-74] nicht ohne Verwunderung, wie er aus der großen Bibel mit goldenem Schnitt das sauber geschriebene Concept der Predigt, die er immer sorgfältig auszuarbeiten und zu memoriren gewohnt war, herausnahm und dasselbe in seinen Secretär legte. Als er die Canzel betreten hatte, verkündete er der Gemeinde, was er soeben vernommen, und forderte sie auf, sich nicht von Gerüchten erschrecken zu lassen; denn unsrer Soldaten Muth sei ungebrochen und unsrer gerechten Sache müsse doch zuletzt von dem Allgerechten der Sieg werden. Dann fügte er hinzu, daß er ihnen zwar über einen andern Text habe predigen wollen, daß er es aber vorziehe, heute seine Predigt zu knüpfen an das herrliche Wort des Makkabäerhelden, der da gesprochen: »Uns ist leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir solchen Jammer an unserm Volk erleben! Ist unsre Zeit kommen, so wollen

wir ritterlich sterben und unsre Ehre nicht lassen zu Schanden werden!« Also dächten, sprach er weiter, auch unsre Brüder, die Streiter alle, die für uns auf den blutgedrängten Feldern für Vaterland und Freiheit stritten. Und niemals wieder habe ich erlebt, daß eine Predigt solchen Eindruck auf die Gemeinde hervorgebracht hätte, als diese improvisirte Rede, die sich [1-75] wie ein feuriger Strom aus seinem bewegten Innern in die Herzen der dicht gedrängten Zuhörer ergoß.

Dergleichen Augenblicke waren großer und erhebender Art. Das einfache Gotteshaus ward durch sie geweiht zum Tempel, der alles Höchste im Menschenleben umfaßte, allen edelsten Regungen und Interessen des Menschen, des Bürgers und Volksgenossen Sprache und Ausdruck verlieh, und mein Vater erschien mir selbst als einer der biblischen Helden, von denen ich gelesen, daß sie Priester und Streiter zugleich waren. —

Für die Verwundeten in den Spitälern wurden von der Mutter Sammlungen an altem Leinen und Wäsche veranstaltet, zu denen der Landrath von Winterfeld im Namen des Frauenvereins in Prenzlau aufforderte. An der Spitze dieses Vereins stand eine energische und patriotische Frau, die Postmeisterin Balcke, die sich schon während der Franzosenzeit durch die Kühnheit, mit welcher sie Botschaften und Depeschen der geheimen patriotischen Verbindung unter eigner Lebensgefahr persönlich befördert, und flüchtige preußische Offiziere, sowie auch einige der von meinem Vater befreiten Schillianer sicher aus dem Bereiche [1-76] der feindlichen Nachforschungen gerettet, einen Namen gemacht hatte. Auch Charpie ward fleißig gezupft, und oft saßen wir mit acht bis zehn Bauerkindern, unsern Spielgenossen, noch spät Abends unter Aufsicht meiner Mutter bei diesem Geschäfte, hocherfreut, auch unsrerseits etwas »für die gute Sache« zu thun.

Wenn die Zeitung ankam, es war die Vossische, welche wir mit einem benachbarten Gutspächter zusammenhielten, und wir bekamen sie von demselben ein oder zweimal die Woche zugeschickt — dann zeigte mir mein Vater auf einer alten großen

Karte von Deutschland, wo die Unsrigen und die Franzosen ständen, und mehr als einmal rief er im Laufe des Sommers dabei aus: »Ach, wenn ich es doch erlebte, daß die Franzosen noch über den Rhein zurück müßten!« Der große Goethe wettete damals bekanntlich, daß dies niemals geschehen werde, aber er verlor diese »frechste aller Wetten«, wie er später selbst sie nannte. Die Völkerschlacht von Leipzig fegte die fremden Dränger mit Strömen deutschen Blutes vom deutschen Boden hinweg.

Das Zusammenbrechen des Königreichs Westfalen und die Flucht seines Königs Hieronymus, der uns schon wegen seines uns fremdartig klingenden Namens [1-77] immer in einem gewissen komischen Lichte erschienen war — er hieß in unserm Hause nur »der König O Jerum« — brachte eine Fluth von Spottliedern hervor, von denen einige auf schlechtem Papier gedruckt, durch herumziehende Hausirer, bei uns »Kästenträger« genannt, zu unsrer Kunde gelangten. König »Jerum« selbst, seine verschiedenen Minister und Günstlinge traten in diesen Spottgedichten, von denen noch heute einige Stellen in meinem Gedächtniß geblieben sind, redend auf. König Jerum war bekanntlich früher als junger Mensch mehrere Jahre in Nordamerika gewesen, wo er sich neunzehnjährig mit Elisabeth Patterson, einer Kaufmannstochter, in Baltimore verheirathet hatte. Sein Klageruf lautete jetzt:

»O welch ein glücklicher Geselle
War ich zuvor in Baltimor'!
Nein, nein! ich ziehe doch die Elle
Den Kronen und den Sceptern vor!«

In einer anderen Stelle, die des Westfalenkönigs Vorliebe für die Juden verspottet, denen er in seinem Königreiche hohe Ehrenämter gegeben hatte, hieß es unter Anderm:

[1-78] »Ritter Zadig, Ritter Meier!
Heldenkühner Jacobsohn!
Zittert nicht so ungeheuer,

Lauft doch nicht zu Fuß davon!
Auf! Ihr sollt zu Rosse sitzen
Und mit Eurem Ritterschwert
Euren bangen König schützen.
Der so hoch die Juden ehrt!«

Ein Minister endlich fleht in seiner Herzensangst:

»Betet für mich, ihr Pastoren,
Die ich aus dem Hause stieß!
Betet für mich, arme Sünder,
Greise, Wittwen, Waisenkinder,
Die ich Hungers sterben ließ!«

Auch Caricaturen kamen zu uns, »Napoleon in der Tinte« und andres Aehnliche. Ja selbst eines französischen, wahrscheinlich von Emigranten geschmiedeten Spottgedichts auf Napoleon's Flucht aus Rußland erinnere ich mich aus jener Zeit, das der Vater mit Musikbegleitung von Prenzlau mitbrachte, und dessen Anfang lautete:

Il étoit un petit homme
Qui s'appelloit le Grand
En partant!
Mais Vous le voyez comme
[1-79] Il revient tout petit
à Paris!
Hé gai! mes amis, chantons
Le renom
Du grand Napoleon!

Sogar die Weise, nach der es gesungen ward, habe ich noch im Gedächtniß behalten. Aber ganz anders ergriffen mich doch einzelne Lieder von Theodor Körner, und Heinrich Kleist's herrlicher Racheruf Germania's an ihre Kinder, die damals als

fliegende Blätter von Hand zu Hand gingen, und die ich bald alle auswendig wußte und bei jeder Gelegenheit so lebhaft declamirte, daß dadurch meine Großmutter in ihrem Lieblingsglauben, ich sei zum Prediger bestimmt, wesentlich bestärkt wurde.

Aus dem Jahre 1814 habe ich nur ein Hauptereigniß im Gedächtniß behalten: den Einzug der siegreich heimgekehrten Landwehr in die Hauptstadt der Uckermark.

Die ganze Provinz war zu diesem Jubelfeste nach Prenzlau zusammengeströmt, und auch mein Vater hatte sich schon Tags zuvor mit mir und meiner Mutter dahin aufgemacht, wohin uns die befreundete Familie seines alten Regimentskameraden von Sutter[1-80]heim, der jetzt als Major ein Uckermärkisches Landwehrbataillon befehligte, gastlich eingeladen hatte. Ich weiß nicht mehr genau, ob dieser Einzug im Jahre 1814 oder im Frühlinge 1815 stattfand, aber es muß im Sommer des einen oder im Frühlinge des andern Jahres gewesen sein, denn die Stadt schwamm in einem Meere von Laub- und Blumengewinden und auf der Straße, die von dem Berliner Thore nach dem Marktplatze führte, war ein stattlicher Triumphbogen aus Laubwerk errichtet, auf dem hoch oben das »Eiserne Kreuz« prangte. Die Stadt wimmelte von Menschen, besonders Landleuten jeden Alters und Geschlechts, welche ihre Angehörigen erwarteten, mancher Vater und manche Mutter, die über Leben und Tod der Ihrigen in Ungewißheit schwebten, mit bange klopfenden Herzen. Endlich verkündeten Trommelwirbel und Hörnerklang das Nahen des Zuges. Da kamen sie an in ihren blauen abgetragenen Litevken, die Mützen, daran das blecherne Gott-König-Vaterlands-Kreuz, mit grünen Reisern geschmückt, abgerissenen Aufzugs, die Gesichter von der Sonne verbrannt, an Bart und Haupthaar verwildert, unsre braven Landwehrmänner, die vom Pfluge weggeholt den Feind gleich alten Soldaten in so mancher heißen [1-81] Schlacht geschlagen hatten. Der Jubel war unermeßlich, das Hurrah- und Vivatrufen betäubend, sinnverwirrend. Aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, flogen Tausende von Kränzen und Blumensträußen

ihnen entgegen. Die weißgeschmückten Töchter der Stadt, vermischt mit andern Frauen, drängten sich in die Reihen, hingen ihre Kränze den Heimkehrenden um, die davon oft drei und vierfach umwunden waren, umarmten und küßten sie unter Thränen. Ich sah einen alten Bauer mit seinem Weibe sich an den Rock eines Soldaten hängen, und mit dem Rufe: »Laat mi! laat mi! he is uns' eenzig Söhn!« (Laßt mich! laßt mich! er ist unser einziger Sohn!) dem Zuge folgen. Fremde Menschen umarmten sich unter Freudenthränen auf der Straße; es war ein Thränenjubel ohne Ende. Am meisten interessirte mich der alte Jochen, der mir wohlbekannte Reitknecht des Majors von Stutterheim, der hinter seinem Herrn herritt. Er hatte den siebenjährigen jüngsten Sohn seines Herrn zu sich vorn auf seinen Schimmel genommen, und all die ihm zugereichten und zugeworfenen Kränze dem Jungen umgehängt, so daß kaum dessen Kopf aus der grünen Laubhülle hervorragte.

Auf dem Markte ward ein Quarré gebildet, in dessen [1-82] Mitte die Geistlichkeit, der Magistrat, die Offiziere einen Kreis um eine Tribüne schlossen, von der herab ein Geistlicher die Festpredigt hielt, nach deren Schlusse alle die Tausende »mit Herzen, Mund und Händen« einstimmte in das alte fromme herzerhebende Lied: »Nun danket Alle Gott!« Es verging geraume Zeit, ehe ich die Stadt wiedersah, und als es geschah, bot sie einen von dem eben geschilderten sehr verschiedenen Anblick. Napoleon war von Elba zurückgekehrt, oder wie es in der Sprache, die ich vernahm, lautete: »Der Höllenhund war wieder los!« Unsere Landwehr war wieder zu den Waffen gerufen, und am Morgen des folgenden Tages sollte der Ausmarsch stattfinden. Unser Freund, der Major und seine Familie, bei denen wir wieder logirten, waren in einer Stimmung, die von der zuvor geschilderten weit ablag. Es wurden auch diesmal viel Thränen vergossen, aber es waren keine Freudenthränen, und auch die Stimmung der Landwehrmänner und des Volks war düster und eigentlich zornig; — zornig auf diejenigen, die »den Bonepart« hatten leben lassen. Unser Schulze Stolzmann, der uns mit seinen

Pferden nach Prenzlau gefahren hatte, sprach dies gegen meinen Vater sehr derb aus: »Dat [1-83] kümmt davon,« meinte er, »dat de hogen Herrn den Bonepart Pardon gäwen hebben! Se kunnen weeten, dat De keen Treu und Glauben hollen kann!« (Das kommt davon, daß die hohen Herrn dem Bonaparte Pardon gegeben haben; sie konnten wissen, daß Der kein Treu und Glauben halten kann.) Jetzt müssen unsre Kinder dafür bezahlen mit ihrem Blut, setzte er hinzu. Er war ein alter stattlicher Mann, dessen hohe starkknochige Gestalt und stolze Haltung seinem Namen Ehren machten. Als widerborstig und als »Raisonneur«, wie man selbstbewußtes, auf seinem Rechte stehendes Wesen damals in Preußen von Amtswegen nannte, war er bei der Behörde in Löcknitz nicht gut angeschrieben, und dieser Umstand führte später eine wahrhaft tragische Katastrophe in seinem Leben herbei, auf die ich weiterhin zurückkommen werde. Der Ausmarsch der Landwehr am Morgen bildete einen herben Contrast gegen den erst so kurz vorher erfolgten, mit so viel Jubel begrüßten Einzug derselben. Ueberall sah man traurige, niedergeschlagene Gesichter, hörte man weinendes Abschiednehmen der Angehörigen von den Scheidenden, die aufs Neue dem Tode entgegengingen. Die Gesichter der Offiziere [1-84] blickten düster, und der alte Jochen, der seinen Herrn wieder begleitete, schwor, daß diesmal »der verfluchte Bonepart« nicht lebendig davonkommen solle, wenn er ihm und seinen Kameraden in die Hände fiele. —

[1-85]

ACHTES KAPITEL

Die siegreiche Schlacht von Bellealliance und der zweite Einzug unserer Heere in Paris machten bälder, als man es gehofft, allen Befürchtungen der Menschen ein Ende. Wir erfuhren, daß Bonaparte selbst bei einem Haare auf der Flucht gefangen genommen wäre, und zwar [war] es der Bruder eines der unglücklichen in Wesel auf Befehl Napoleon's schmählich erschossenen zwölf Schill'schen Offiziere, dem das Glück zu Theil wurde, in Genappe den Wagen des fliehenden Kaisers zu erbeuten, der denselben erst wenige Augenblicke zuvor, ohne Hut und Degen herausspringend, verlassen hatte. Zu seinem Glücke! denn der preußische Hauptmann hatte geschworen, den Mörder seines Bruders nicht lebend aus den Händen zu lassen. So erzählte uns der Vater des ersteren, ein alter pensionirter Militär, der Major von Keller, der uns den [1-86] Brief seines Sohnes selbst vorlas. — Ich erinnere mich noch aus einem Spottliede auf die Flucht des Gehaßten der Zeilen:

»Bei Genappe, bei Genappe,
Da verlor er Hut und Mappe!« —

die wir Jungen bei dem Freudenfeuer am 18. October sangen, welche eine Zeit lang alljährlich zur Feier des Leipziger Sieges auf allen Höhen rings um uns her angezündet wurden, bis man endlich von Berlin aus diese Erinnerungen an die »Freiheits- und Völkerschlacht« und an die Hoffnungen des deutschen Volks unterdrückte und verbot! Der letzte in unserer ganzen Umgegend, welcher diese Freudenfeuer noch lange zu erneuern fortfuhr, war

der Amtmann Meier, der Pächter der adeligen Güter Trampe und Grüneberg, welche zu meines Vaters Pfarre gehörten. Er lud zu diesem Tage immer eine große Gesellschaft ein, bei welcher wir niemals fehlen durften. Es wurde Stettiner und Fredersdorfer Bier zu Mittage getrunken, und Abends ein Punsch gebraut — Wein erlaubten die knappen Zeiten damals nur selten und Rundgesänge aller Art, besonders aber patriotische Lieder gesungen, wobei Frauen und Kinder mit einstimmten. Gesang fehlte damals überhaupt selten, [1-87] wo Menschen fröhlich bei irgend welchen festlichen Anlässen zu Tische versammelt waren. Am 18. October wurde regelmäßig das »Königslied:« Heil dir im Siegerkranz gesungen, das damals in aller Munde war, und freilich auf Friedrich Wilhelm den dritten besser paßte als auf seinen Vater, den Helden des berüchtigten Champagnefeldzuges, zu dessen Ehren es die Schmeichelei ursprünglich gedichtet hatte.[1] Die Strophe eines Liedes, dessen ich mich noch aus jenen Octoberfestabenden besinne, begann mit den Worten:

»Der Krieg ist gut, doch ist der Friede besser!«

Wenn dann die Nacht eingebrochen war, führte der Wirth seine Gäste hinaus auf die hohe Rampe des Hauses, von der man ins Freie auf einen wenige hundert Schritt entfernten Hügel blicken konnte, auf dem sich das Feuergerüst, gekrönt mit allem nur aufzutreibenden Vorrath von alten Theertonnen und dergleichen Brennlichkeiten erhob. Jagdgewehre, Büchsen, Pistolen standen geladen auf der Hausflur bereit, der [1-88] Amtmann ergriff eins derselben und hieß alle Anwesenden ein Gleiches thun. Auf sein Commando wurde eine Salve gegeben, und auf dieses Zeichen stieg die Flamme des »Freudenfeuers« zum Sternenhimmel empor, begrüßt von einem allgemeinen Hurrah, in das die ganze versammelte Dorfbewohnerschaft einstimmte, und das bei jedem Knalle der immer wieder frischgeladenen und abgefeuerten Feuergewehre unaufhörlich erneuert wurde. Auch für

Kanonenschüsse wußte der erfindrische Amtmann zu sorgen. Er ließ nämlich vor den Festtagen immer eine Anzahl von großen Steinen, die in der nächsten Nähe des Hügels und des Dorfes lagen, und deren er zu Bauten oder zum Schutze der auf den Vicinalwegen gepflanzten Bäume bedurfte, zum Sprengen anbohren, und verschob die Sprengung selbst bis auf den Tag des Freudenfeuers, wo er dann das Nützliche mit dem Schönen verbindend, durch das donnernde Krachen der Steinsprengungen zu erhöhtem Jubel der Gäste, die oben erwähnten Freudenfestsalven verstärkte. Bei einem dieser Nachtfeste that auch ich meinen ersten Schuß, indem mein Vater, der diesmal ungewöhnlich heiter war, meiner Bitte nachgab, mich doch auch einmal schießen zu lassen, wie ich meine Kameraden, [1-89] die allerdings, wenn nicht älteren so doch viel stärkeren Söhne des Amtmanns, Otto und Wilhelm, thun sah, die mich überdies mit meiner Körperschwäche zu necken pflegten. Obgleich er mir nun aber das Gewehr anlegen und halten half, so erhielt ich doch beim Abfeuern desselben, — während dessen ich, da jetzt die Angst vor dem zu erwartenden Knalle mich plötzlich ergriff, beträchtlich zitterte und dem eben noch so heiß erbetenen Glücke gern entsagt hätte, — einen solchen Schlag an die Wange, daß ich vor Schreck und Schmerz zugleich laut aufschrie, was natürlich ein allgemeines Gelächter erregte und mir den erneuten Spott meiner Kameraden zuzog. Und dennoch war ich eigentlich muthiger gewesen als sie; denn ich war von sehr zarter Nervencomplexion, und wenn mir schon das Anhören der Schüsse die größte Ueberwindung gekostet hatte, so war es ein geradezu verzweifelter Entschluß meines Ehrgefühls, der mich zu jener Bitte gebracht, mit der ich den Andern zeigen wollte, daß ich dasselbe was sie könne. Und nun dafür ausgelacht und verspottet zu werden, und obenein eine schmerzende geschwollene Backe davonzutragen — ich hörte sagen, daß das Gewehr überladen gewesen sei — das war zum Verzweifeln!

[1-90] Dennoch stand mein Entschluß fest, mich, es koste was es wolle, von dieser Furcht vor dem Knalle eines Feuergewehrs zu

heilen, um es das nächste Mal meinen Kameraden in Trampe gleich thun zu können, und man wird sehen, daß und wie es mir gelang.

[1-91]

NEUNTES CAPITEL

Ich habe aus der großen historischen Zeit, um welche sich das leichte Gekräusel dieser Aufzeichnungen in den vorhergehenden Capiteln bewegt, nicht mehr herausgegriffen, als was davon wirklich meine ersten Jugendjahre berührte und noch lebendig in meiner Erinnerung gegenwärtig ist. Die folgenden Capitel werden die Jahre von 1815 bis 1820, von meinem zehnten bis zu meinem fünfzehnten Jahre zusammenfassen, in welchem ich das Wallmow'sche Vaterhaus mit der Schule zu Prenzlau, das Landleben mit der Stadt vertauschte.

Die zehn Jahre Landleben auf dem stillen Dorfe, dessen Einsamkeit und Weltabgelegenheit meinen Eltern, die bis dahin ihr ganzes Leben in Städten zugebracht hatten, oft so schwer zu ertragen waren, — mir sind sie das Paradies meiner Jugend, in das ich mich immer, und heute noch, vergeblich zurückgesehnt habe [1-92] seit all den langen Jahren, die dazwischen liegen, zwischen dem Jetzt und dem Einst. Und was ich ihnen verdanke, diesen zehn Jahren des Lebens auf dem Lande und in und mit der freien Natur — es ist mehr, als ich sagen kann. Zunächst mein Leben selbst, dessen Erhaltung bei meiner damaligen großen Schwächlichkeit in der dumpfigen Enge einer großen Stadt mehr als fraglich gewesen wäre. Sodann die frühzeitige Erweckung des Sinnes und der Liebe zur Natur, die immer und überall, selbst in ihrer Armuth schön ist, und in deren Verkehr ich mein Leben lang die reinsten Genüsse und den erquickendsten und nachhaltigsten immer bereiten Trost für manches Leid gefunden. Ferner die Gewöhnung, ja die Freude an der Genügsamkeit, am Einfachen und Naturgemäßen, die mich stets begleitet haben und mich leicht ertragen und entbehren ließen, was

Andern schwer und schmerzlich zu entbehren und zu ertragen war; die Abhärtung, die meinen schwachen Körper stählte, und ihn geschickt machte, der Arbeit des Lebens zu genügen; die frühe Kenntniß und das richtige Verständniß unsers Volks, dessen Kinder meine Spielgesellen und Freunde waren, und dessen Tüchtigleit, Fleiß, Genügsamkeit, Biederkeit und Geduld bei unerträglichen Lasten und Mühen [1-93] schon früh diesem »Volke« mein ganzes Herz gewannen. Das alles, alles, und wie vieles Andere noch! verdanke ich dem Glücke, einem der größten, die mir zu Theil geworden, meine Jugend auf dem Lande verlebt zu haben. —

Nur auf dem Lande wird die volle Jugend genossen. Noch jetzt, nach langen Jahren, zwischen dumpfigen Stadtmauern in quetschender Häuserenge verlebt, schwillt mir die Brust bei der Erinnerung an diese Zeit des innigsten Zusammenlebens und Webens mit der Natur, wo jede Jahreszeit, jeder Abschnitt des Daseins ganz anders lebhaft empfunden und genossen wird. Wie oft blickte ich mit wehmüthigen Empfindungen auf meine eignen Kinder, die im engen hochummauerten Hofe unter meinen Fenstern kaum hin und wieder ein Streifchen Sonnenschein erhaschten und denen der verkümmerte Birnbaum mit seinen spärlichen Blüthen den ganzen Frühling ersetzen mußte. Und wie fremd war ihnen die Natur, wenn sie Sonntags einmal hinauskamen auf die staubige Chaussee oder in irgend einen öffentlichen Garten, wo das Klappern der Kegelbahnen oder harte Blechmusik den Gesang der Vögel ersetzte. Ach, alle Kinder sind beklagenswerth, deren Jugend der buntgemalte Käfig [1-94] großer Städte umgittert! Wie innig und sehnsuchtsvoll dringt dagegen auf dem Lande jedes erste Zeichen des keimenden Frühlings in das junge Herz! Wie lieb wird die allbelebende Sonne, wenn ihre warme Strahlen allgemach die lang entbehrten Tummel- und Spielplätze wieder praktikabel machen, und auf dem hochgelegenen Kirchhofe dicht am Pfarrhause, der immer zuerst trocken wird, der Ball wieder an dem altersgrauen Kirchthurm hinauffliegt, vom vierkantigen ersten Thurmdache bis hinauf zur achtkantigen zweiten Kuppel, deren Erreichung mittelst

seines ledernen Balles der Stolz des Pfarrersohnes ist, der allein das Prachtstück eines solchen aus der Stadt mitgebrachten Balles besitzt, dessen Springkraft — es ist ein Stück Gummi darin — die ganze Dorfjugend mit neidender Bewunderung anstaunt! Wie klingt es süß, das lange geschweifte Horn des Kuhhirten in der Morgenfrühe, zu dem die brüllenden Rinder, langsam aus ihren Ställen und Höfen schreitend, accompagniren! Und selbst der langgezogene, gellende Fingerpfiff des Schäfers mit dem langen eisenbeschlagenen Stocke und dem würdevoll ruhig schreitenden Zottelspitz ihm zur Seite, der, wie sein Herr sagt, verständiger und klüger ist als mancher Mensch — er ist Musik in den Ohren [1-95] der Knaben, die auf der Rampe vor dem Pfarrhause im Schatten der blühenden Obstbäume, schon in der Morgenfrühe das Leben der excellenten Feldherrn aus dem schweinsledernen Cornelius Nepos des Vaters exponiren. Dazwischen tönt das Geläut der Kirchthurmglocke, und ruft die Dorfjugend zur Schule. Da summen die Bienen in den Blüthenkelchen des Birnbaums um und über uns, und spielen die frischen Morgenlüfte mit dem jungen saftigen Laube der Weinranken. Ueberall Leben und Lebenslust, und sogar des ernsten Vaters Gesicht, das sonst beim Unterricht so strenge blickt, wird freundlicher, und mit Behagen läßt er die duftigen Ringelwölkchen der Morgenpfeife entsteigen. Denn der Frühlingsmorgen ist gar zu schön, und die Knaben exponiren heute besonders gut in Aussicht auf den verheißenen Nachmittagsbesuch bei der benachbarten Predigerfamilie in Bagemühl und seiner Perspective auf Ballspiel, Schaukel und Umhertummeln mit den drei Töchtern des würdigen Pfarrherrn, des immer heitern, immer zu Schwänken aufgelegten, der Jugend alles nachsehenden dicken Pastors Hering von Bagemühl!

Und nun gar der Sonntag, ein Frühlingssonntag!

O Jugenderinnerung, wie steigst du so golden [1-96] herauf mit solchem Frühlingsmorgen, wo die duftberauschten Frühlingswinde sich im trunkenen Uebermuthe in den lichtgrünen Baumkronen schaukeln, und die blüthenweißen Streifwölkchen am blauen

Himmel so verlockend in die Ferne hin weiterziehen!

Es ist ein Sonntagmorgen. Sie wanderten langsam daher aus der Kirche, in der soeben die letzten Töne des Schlußgesangs verklungen sind, die Dorfbewohner, Männer und Frauen, in ihrer altererbten eigenartigen Tracht, die messingbeschlagenen Gesangbücher unter dem Arme oder in den Händen, alle vorbei dicht an dem baumumschatteten Pfarrhause, vor dem schon der angespannte Colonuswagen wartet, der den Pfarrherrn zu den Filialdörfern führen soll, um auch dort die Herzen mit der Labe des göttlichen Worts zu erbauen. Ich kenne sie alle, die treuherzigen, wettergebräunten, von der Arbeit vorzeitig gefurchten Gesichter der Männer und Frauen, auf die der stille Sonntagsfriede seinen sänftigenden Widerschein wirft, und die jungen Dirnen und die strammen Knechte, deren Gedanken von der eben gehörten Predigt wohl schon hinüberschweifen zu dem Abendtanze im Kruge, wo heute der stelzbeinige Schäfer aus Grünberg aufspielen wird. Und was für rebellische Gedanken gegen [1-97] das Regiment der sanften Mutter steigen erst in mir auf, während der Filialwagen des strengen Vaters dahinrasselt, bei der Aussicht auf einen ganzen langen freien Sonntag ohne Cornelius Nepos und Märkische Grammatik! Freilich ist es nur erlaubt, in Hof und Garten zu spielen. Aber hinter dem Garten, da lachen die Wiesen, da blitzt und flimmert in der Morgensonne der große von Schilf und Binsen umrandete Stabesee mit seinen weißen goldsternigen Wasserlilien und den betäubend duftenden goldgelben »Mummeln,« die auf ihren tellerbreiten fetten Blättern schwimmen. Da wogen die jungen Roggenfelder wie ein grünes Meer, darin sich zu verstecken und rothen Mohn und Rittersporn zu suchen so lockend ist, — vorausgesetzt, daß wir der schauerlichen Lust widerstehen mögen, den alten morschen Seelenverkäufer von Gemeindekahn heimlich von seinem Pfosten los zu machen, und mit ein paar Bohnenstangen hineinzurudern in den See, zu den Wasserlilien und Mummeln, oder gar zu den Stellen im dicksten Geröhrigt dort hinten in der abgelegensten Bucht des Stabesees, wo die wilden Enten und die

»Ducker,« die »Seehähne« und die »Blisnörken« mit den hohen Federbüschen und den weißen Stirnplatten ihre Nester haben. Und zwischen uns [1-98] und allen diesen Herrlichkeiten nur das schwache Verbot einer ängstlich besorgten Mutter und die verschlossene Gartenthür eines kaum mannshohen Plankenzauns, hinter dem schon die Hauptspielkameraden, Küsters Ludwig und des Schulzen Peter lauern und des Genossen harren! Ach, es war mehr, als ein Knabe ertragen konnte! Hinweg alle Versprechungen und Gelöbnisse, hinweg die Furcht vor dem angedrohten Fasten und der Einsperrung bei der etwaigen Entdeckung, oder gar vor der Meldung bei dem strengen Vater, — und hinüber geht's mit Klettern und Rutschen über den moosigen Gartenzaun. Nur einen Blick des Schreckens noch auf die verrätherischen gelbgrünen Streifen, die das glücklich bestandene Wagniß an den neuen weißgebleichten Leinwandhosen zurückgelassen, und dann: juchhe! hinaus über die Kohl- und Salatbeete der Außengärten, hinaus in die weite Welt, die uns gehörte, so weit sie unsern Blicken offen lag, mit allen Bäumen und allen Vogelnestern, mit See und Wiesen und Feldern, die unser war auf drei lange Vormittagsstunden voll Sonnenschein, Windesrauschen und Blüthenduft.

Nur auf dem Lande ist es Frühling!

Und auch der Samstagabend, der einem solchen [1-99] Sonntage vorherging, ist eine freundliche Erinnerung. Ist mir doch heute noch der Sonnabend der liebste Tag der Woche mit seinem freien Schulnachmittage, der die Lust der Jugend ist, die er aus den dumpfen Schulstuben ins Freie entläßt, mit seinen Feierabendläuten und den häuslichen Zurüstungen und der frohen Aussicht auf den Sonntag, von dem man immer etwas Besonderes hofft. Aber den wahren echten Sonnabend erlebt doch nur ein Pfarrerssohn auf dem Lande.

Der Vormittag mit den vier bis fünf Unterrichtsstunden liegt hinter uns. Der Nachmittag, vom Vater der ernsten Meditation und dem Memoriren der Sonntagspredigt bestimmt, theilt sich für uns Kinder in freigewählte Beschäftigung mit dem, was Jedem das

Liebste ist. Da wird gezeichnet und getuscht nach Vorlegeblättern aus des Vaters Mappe, oder nach den Bleistiftszeichnungen und Farbenskizzen, die von des Vaters Hand in kleinen schwarzen Holzrahmen die Zimmer schmücken. Oder es wird in Becker's Weltgeschichte und den »Erzählungen aus der alten Welt« gelesen, Bücher, die uns nur als Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten während der Woche, am Sonnabend und Sonntag zu diesem Behufe verwilligt [1-100] wurden. Oder es werden zum Vortheile unserer Spaarbüchsen »Gevatterbriefe« in Vorrath geschrieben, deren Formularanfang lautet: »Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, Uns mit einem gesunden — (hier wird für das »Söhnlein« oder »Töchterlein« eine Lücke gelassen) — zu erfreuen«, und die der Vater, wenn sie gut geschrieben sind, das Stück mit einem Sechser honorirt.

So kommt der Abend heran, mit ihm der gedeckte Tisch im Freien auf der Rampe, unter dem Birnbaum, den die summenden Maikäfer umschwirren.

Noch ist das Gebet nicht beendet, das mir zu sprechen obliegt, da ertönt das Feierabendläuten vom nahen Kirchthurme, den Sonntag verkündend, durch die stille Abendluft. Die Kirchhofsthüre klirrt, und »einen schönen guten Abend« wünschend, tritt Herr Becken, der Küster und Cantor von Wallmow, die Stufen der Rampe hinauf in die Nähe des abendlichen Kreises.

Nach einigen Bemerkungen über das Wetter im Allgemeinen und den schönen Abend im Besondern erfolgen die Geschäftsfragen und Antworten:

»Wann eh'r befehlen der Herr Prediger, daß ich morgen einläuten soll?« Herr Becken weiß diesmal freilich sehr wohl, daß am morgenden Sonntag, wo [1-101] die Reihe an den Filialen ist, hier nicht »gepredigt« werden wird, aber er würde es doch für eine unverzeihliche Anmaßung und Pflichtwidrigkeit gehalten haben, jene Frage zu unterlassen.

»Morgen, mein lieber Herr Becken, haben Sie selbst zu befehlen!« lautet die scherzende Antwort, durch welche der Küster

mit dem Rechte bekleidet wird, an der Stelle seines Vorgesetzten die Gemeinde von Wallmow, durch Ablesung einer Predigt aus seiner gedruckten Predigtensammlung am Pulte vor dem Altar mit geistlicher Speise zu laben. — Und nun, nachdem das Geschäft beendigt und die etwaige Anmeldung irgend welcher zu taufenden, aufzubietenden, oder zu trauenden Christen geschehen ist, macht Herr Becken einen schwachen Versuch, sich unter Anwünschung einer »wohlzuschlafenden Nacht« zu beurlauben, — einen Versuch, der aber heute, wie meistens, wenn der Vater in freundlicher Stimmung und Muße ist, durch die Einladung, noch ein wenig zu verweilen und durch Präsentirung eines Stuhles — denn »das Geschäft« wird von beiden Seiten immer stehend verhandelt — abgeschnitten wird. Der Tisch ist unterdessen abgeräumt, zwei Gläser Bier und Pfeifen werden von mir gebracht, und bald sitzt Herr Becken, [1-102] in gebührender Entfernung, bescheiden trinkend und rauchend seinem Herrn Prediger gegenüber, ein Bild des verehrendsten Respects, aber darum innerlich doch voll bewußten Stolzes über die Ehre und Auszeichnung, die er von allen seinen Collegen auf den drei Filialdörfern allein genießt, und die während des ganzen folgenden Sonntags noch ihren Widerschein auf sein hageres faltenvolles Gesicht wirft, während sie dem die Pfeife stopfenden und präsentirenden Pfarrersohne beim morgenden Nachmittagsbesuche in der Küsterei ein um so reichlicher gestrichenes Honigbrot einbringt.

ZEHNTES KAPITEL

Herr Becken — dieses »Herr« vor dem Namen des wackern Küsters und Schulmeisters von Wallmow ist wesentlich, und ich entsinne mich nicht, daß vom Prediger bis zum letzten Dorfkinde irgend wer seinen Namen jemals ohne diesen Zusatz genannt hätte, — Herr Becken also verdient aber auch solche Auszeichnung von Seiten seines Vorgesetzten in jedem Betrachte. Einen pflichttreueren, fleißigeren, seinem Amte und seinem Vorgesetzten mehr und aufrichtiger ergebenen, bescheidneren und feinfühlendern Mann, als er war und sich während der dreißig Jahre, die ihm mit »seinem Herrn Prediger« zusammen zu leben und zu wirken vergönnt war, unausgesetzt bewiesen hat, habe ich nie gekannt. Auch war er nicht, wie zwei seiner Collegen auf den Filialdörfern, aus der Livree des hochadligen Kirchenpatrons in den schwarzen Versorgungsrock eingerückt, sondern er war ein wirklicher [1-104] Königlich Preußischer Küster und Schulmeister, und auf dem Schullehrerseminar zu Berlin unter des berühmten Oberschul- und Consistorialrath Gedike Leitung für seinen Beruf vorgebildet. Bedienter war er freilich auch gewesen, aber bei keinem Geringern als bei dem genannten Oberschul- und Consistorialrathe selbst, der ihm schließlich auch seine Anstellung in Wallmow verschafft hatte. Diese Berliner Zeit war der Stolz seines Lebens, der Silberblick, der in der Erinnerung von Zeit zu Zeit sein einsames Dorfleben erleuchtete. In Berlin hatte er auch seine Ehehälfte, deren Schwestersohn, meinen Spielgenossen Ludwig Tralles, welchen er später in sein kinderloses Haus aufnahm, als Kammerjungfer einer »Frau Generalin« kennen gelernt, und nichts glich dem Genusse, mit welchem die beiden guten Menschen, in stillen

Sonntagsnachmittagen mir als aufmerksam lauschendem Zuhörer von dieser Berliner Herrlichkeit längstvergangener Tage zu erzählen pflegten. Da saß Herr Becken im wohlgebürsteten schwarzen Sonntagsrocke in der großen sandbestreuten Schulstube, statt des spanischen Röhrchens, des gefürchteten Schulscepters, die schwarze Ebenholzpfeife mit dem silberplattirten Abguß, ein Geschenk des wohlseligen Oberconsistorialraths, in der [1-105] Hand, blaue Wolken dem selbstgepflegten Kraute behaglich entziehend, vor sich die blaugeblümte Kaffeetasse, den Schmuck des Kaminsimses. Die braune rundbäuchige Bunzlauer Kaffeekanne, der Stolz der Küsterin, füllt die geleerten Schalen immer aufs Neue mit dem Cichoriennektar, während dem Sonntagsgaste, dem elfjährigen Pfarrersohne eine Tasse Ziegenmilch und ein Stückchen weißer, kaum fünf Tage alter Semmel, — ein mitgebrachtes Geschenk des Dorfschulzen an Frau Becken von seiner letzten »Stadtreise« — seltene Genüsse gewährt. Heute ist alles Ruhe in dem sonst so lebendigen Raume. Auch die riesige Zuschneidescheere liegt müßig auf dem Schranke neben den blau und rothen Zeugstücken, die ihrer Verarbeitung zu Röcken, Brusttüchern[1] und Futterhemden für die Dorfbewohner harren; — denn der fleißige Herr Becken ist nicht nur Schul-, sondern auch zugleich der Schneidermeister des Dorfs, und darf selbst seinem Herrn Prediger den Hausrock anmessen. Die frisch gewaschenen vielscheibigen Fenster blicken so freundlich; die neugeweißte Stube glänzt so festlich, und vor dem offenen Gartenfenster spielen die Ranken des wilden [1-106] Weines. Der Hauskater Peter, der grau- und weißgefleckte Liebling der Küsterin, spinnt schlummernd in Frieden und Eintracht neben dem Fliegen schnappenden Pinoor, dem braungezottelten Haushunde, auf der sonnigsten Diele des Zimmers. Zwei Lachtauben lassen ihr girrendes Kurren in gemessenen Pausen ertönen, und hinter dem Holzgitter, unter den Füßen des schwarzen umfangreichen Kachelofens knuspert ein junges Häschen, das Küsters Ludwig, beim Krautsuchen für die Ziege, im jungen Weizen auf der Wöhrde gefangen, an frischen Kohlblättern. Und unter allen diesen

Herrlichkeiten saß ich und lauschte den Erzählungen von der Wunderstadt Berlin, mit dem riesigen Schlosse und dem großen Kurfürsten zu Pferde, der ganz von Metall mit vier angeketteten Riesen zu seinen Füßen, und vom »alten Fritze« mit dem Krückstocke und der Schnupftabakstasche von Hirschleder in der Weste, dessen Bildniß neben dem des wohlseligen Oberschul- und Consistorialraths an der Wand hing, und den Herr Becken nicht nur »oft genug« gesehn, sondern einmal sogar — gesprochen hatte!

Das hing aber so zusammen. Am Morgen eines großen Paradetages hatte sich der junge Seminarist mit den beiden Kindern seines Oberconsistorialraths, [1-107] die er im Lesen und Schreiben unterrichtete, unter dem Schutze eines befreundeten Schloßlakaien in einem Winkel des Schlosses dicht an der Treppe postirt, welche der alte König passiren mußte. Endlich erscheint der große Augenblick. Der König mit Dreimaster und Krückstock steigt langsam die Treppe hinab; ihm nach in ehrerbietiger Entfernung das Gefolge. Sein Adlerauge fällt auf den schwarzröckigen Seminaristen mit den beiden Knaben in der Ecke. — »Wer ist Er?« — Zitternd erfolgt die Antwort: »Ew. Majestät zu Befehl, der Lehrer dieser beiden Kleinen Sr. Hochwürden des Herrn Oberschul- und Consistorial- — »Ah! ah! … pauker!« und mit einem leisen Lächeln auf den strengen bronzenen Zügen schreitet der König von dem in Angstschweiß Gebadeten weiter. Mit freudestrahlenden Gesichtern über dies Zeichen guter Laune des gefürchteten Gebieters folgen ihm die Generale.

Diese Geschichte war der Solitär unter dem Geschmeide von Herrn Becken's historischen Lebenserinnerungen, dessen Bewunderung mir an Sonn- und Festtagen vergönnt wurde. Daran reihten sich Geschichten von großen »Feten« im Hause des Oberconsistorialraths, bei denen Herr Becken, eine ganze [1-108] Säule von Tellern auf geschickter Hand balancirend, für mich eine haarsträubend gefährliche Vorstellung — aufgewartet; von großen Auffahrten beim Minister mit Kutschen, viel prächtiger als die des Kammerherrn auf dem Nachbardorfe Woddow, bei welchen er in

reichbetreßter »Uniform« — so nannte Herr Becken stets seine damalige Livree — auf dem Kutschentritte paradirt. Nicht minder glänzend lauteten die Mittheilungen aus den Denkwürdigkeiten der hagern Küsterin von ihrer Kammerjungferzeit bei der »Frau Generalin.« Doch ein wesentlicher Unterschied charakterisirte Beider Erzählungen. Denn während Herr Becken, ganz durchdrungen von der Würde seines geistlichen Amtes, doch immer die höhere Befriedigung an seiner jetzigen Lebensstellung durchblicken ließ, zeigten die Darstellungen der Frau Becken dagegen eine nur schlecht verhehlte Sehnsucht nach jenen glänzenden Tagen hauptstädtischer Herrlichkeit und kammerjungfräulicher Hoheit. Sie war, nach ihrer Ansicht, herabgestiegen von ihrer Höhe zu der bescheidenen Stellung einer Frau Küsterin auf einem einsamen uckermärkischen Dorfe, und alle die langen Jahre hatten den Riß nicht zu füllen vermocht, der in ihrer Phantasie zwischen dem Einst und Jetzt bestand. Diese [1-109] von Zeit zu Zeit hervortretende Unzufriedenheit seiner obenein kinderlosen Ehehälfte war das Einzige, was zuweilen den Horizont Herrn Becken's trübte, der seinerseits sehr wohl fühlte, daß er, indem er die »Uniform« mit dem schwarzen Küsterrocke vertauscht hatte und statt der Röcke des Herrn Oberschul- und Consistorialraths jetzt die Rücken und Seelen der ihm anvertrauten Schuljugend reinigte und ausklopfte, vielmehr einen Schritt in die Höhe gethan habe.

Aber der Kaffee ist getrunken, die Ebenholzpfeife ist ausgeraucht und in den Schrank gestellt, der braunzottige Pinoor ist munter geworden und schmiegt sich streckend und wedelnd an das Knie seines Herrn, der Hut und Stock ergreift, um seinen Sonntagsspaziergang ins Feld, — den einzigen, den er sich überhaupt in der Woche gestattet — zu machen und in Feld und Flur zu sehen, wie das Korn gedeiht und die Kartoffeln stehen.

Ich begleite ihn natürlich. Beim Heraustreten begegnet uns die Dienstmagd des Schulzen, einen dicken glattgeschälten dritthalb Fuß langen »Knüppel« in der Hand, an dessen oberen Ende ein

Papierzettel befestigt ist, auf dem in schwerfälliger Dorfschulzen[1-110]handschrift die Worte: All' to Hoop! zu lesen stehen.[2] Zugleich öffnet sich die Thür des nachbarlichen Schulzenhofes und der Dorfschulze Stolzmann, seinen großen schwarz- und weißgefleckten »Tyras,« den gefürchteten Beherrscher aller Dorfhunde, zur Seite, tritt langsam heraus, nimmt die grünsammtne schirmlose Sonntagskappe mit dem kostbaren Otterbräm langsam ab, fährt mit dem halbmondförmigen großen Messingkamme zweimal rückwärts durch die flachsgelben Haare, in denen der Kamm schließlich über dem Nacken sitzen bleibt, und bietet dann näher zutretend seinem »Herrn Gevatter Becken« die breite riesige Hand zu Gruße.

»Guten Abend, Gevatter Stolzmann! Was ist denn vorgefallen, daß Ihr heute den Knüppel herum schickt, am lieben Sonntage?«

Der Dorfschulze streicht noch einmal mit dem Messingkamme durch das Haar, nicht ohne den Ausdruck eines gewissen innern Verdrusses über die Verlegenheit, die ihm heute wieder sein sorgenvolles Schulzenamt bereitet hat, und antwortet dann langsam: »Da häbb' ick all' werra en *Dings* krägen! (da habe [1-111] ich schon wieder ein Ding, das heißt ein Zuschreiben vom Landrathe, bekommen).

Herr Becken erfährt jetzt »officiell,« was er jedoch bereits weiß, daß der »Schandar« (der Gendarme), der gestern ins Dorf eingeritten, ein Schreiben vom Landrathamte gebracht, und daß der Schulze, der mit seinem Herrn Gevatter Küster von der letzten Schulversammlung her etwas gespannt ist, sich vergeblich den ganzen Sonnabend Abend und Sonntag Morgen abgemüht hat, den Sinn dieser verzwickten Curialfloskeln mit den eingestreuten Fremdworten herauszubringen.

»Nun, wir werden ja sehen, Herr Gevatter, was »das Dings« enthält. In einer kleinen Stunde werde ich wieder vorsprechen, und wir wollen die Sache dann schon in Richtigkeit bringen, ehe die anderen Bauern kommen.«

Nachdem somit zwischen den beiden Hauptmächten des Dorfs

das gute Einverständniß durch Vermittlung unverständlichen Jargons der landräthlichen Schreiberei wieder hergestellt ist, trennen sich die beiden Gevattern sehr befriedigt. Der Schulze geht erleichtert in seinen Hof zurück, denn er hat jetzt nicht mehr zu befürchten, sein Ansehen bei der Bauerschaft durch [1-112] eingestandenes Nichtverstehenkönnen der Anschreiben seiner Behörde aufs Spiel zu setzen. Herr Becken seinerseits erblickt seine Stellung als Vertreter der Intelligenz in Sachen officieller dörflicher Angelegenheiten neu gesichert, sein neuliches Mißverständniß mit dem Gevatter Schulzen ausgeglichen, und seinen schadhaften Gartenzaun, um dessen Reparatur auf Dorfkosten es sich handelte, schon so gut als hergestellt. So stiftet denn der verrufene Beamtenstil doch wenigstens hier und da etwas Gutes.

ELFTES KAPITEL

Bei solchen Anlässen, wie der zuletzt erwähnte, durfte ich selbst Herrn Becken in die Wohnung des Schulzen, wo sich der Wallmow'sche Senat versammelte, begleiten.

Dies hatte seinen Grund in folgendem Umstande. Wer nämlich nur einigermaßen mit Sprache und Ausdrucksweise deutscher Behörden in ihren Erlassen bekannt ist, der weiß auch, daß in denselben selten oder niemals die gehörige Zahl jener, den meisten Volksgenossen unverständlichen Fremdwörter lateinischen Gepräges fehlt, die für die amtliche Sprache dasselbe bedeuten zu sollen scheinen, wie der rothe Kragen an der Amtsuniform: beide nämlich verleihen erst vollständig die gehörige Würde und das nöthige Ansehen. Für solche Fälle nun benutzte mich Herr Becken als Dolmetscher, den ich bei meiner Kenntniß des Lateinischen und Französischen gar wohl abgeben, und [1-114] dabei um so zuversichtlicher verfahren konnte, als in zweifelhaften Fällen eine Kritik meiner Auslegung nicht zu befürchten war.

Dagegen erwies mir der wackere Mann wieder seinerseits die wichtigsten Gegendienste. Nicht nur war er allezeit bereit, mir mit seiner Kunst zu Hülfe zu kommen, wenn ein Stück meiner Kleidung, zumal des Sonntagsstaats, bei irgend einer Kletterexpedition einen Schaden genommen hatte, für den ich im Vaterhause strenge Rüge oder auch wohl mehr als das befürchtete; sondern auch in andern Dingen hatte ich ihm Vieles und Mannigfaches an Kenntnissen aller Art in Bezug auf Garten, Feld und Wirthschaft zu verdanken, was mir als einem Stadtkinde um so mehr fremd war, da mein Vater, dem Landleben stets ferne stehend, weniger geschickt war, mich darin anzuleiten. Sogar den wissenschaftlichen Unterricht, den ich

bei dem Vater genoß, ergänzte er in einem wesentlichen Stücke, in der Kunst des Rechnens, worin er ebenso geschickt war als ich mich unanstellig und schwer begreifend erwies, zum großen Aerger meines Vaters, der diesen für mich oft thränenvollen Unterricht zuletzt ganz in Herrn Becken's Hände legte. Auch meine Lesesucht fand in seiner kleinen Bücherei vielfache Be[1-115]friedigung. Er besaß unter andern eine ziemliche Anzahl der Schriften des damals berühmten Volksschriftstellers Rudolf Zacharias Becker — desselben, dessen Erstlingsschrift, die Beantwortung der von der Berliner Akademie (1779) gestellten Preisfrage: ob es nützlich sei, das Volk zu täuschen? den Preis gewonnen hatte. Unter diesen Schriften befand sich auch das mit zahlreichen Holzschnitten verzierte »Noth- und Hülfsbüchlein,« oder »Lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim,« in welchem ein praktisches Beispiel der Selbstbildung der Einwohner eines Dorfes, für den Landmann lebendig anregend, dargestellt war, und das ich mehr als einmal von Anfang bis zu Ende durchlas. Noch heute sehe ich sie lebendig vor mir, die Figuren des fleißigen und ordentlichen Musterbauern »Wilhelm Kleinjogg« und seines Widerspieles und Gegensatzes des »Saufjochen,« der zuletzt elendiglich in einer Mistpfütze umkommt, aus welcher mit den Beinen herausragend ihn der begleitende Holzschnitt darstellte.

Daneben besaß Herr Becken auch noch interessantere Sachen. Da war z. B. eine »in diesem Jahr« gedruckte Beschreibung der Thaten *Schill's* bei seinen [1-116] Streifzügen aus Kolberg, darin unter andern das Lied enthalten war:

Seid lustig, ihr Brüder, das Ding freut uns prächtig:
Der Kaiser von Frankreich ist Kolberg's nicht mächtig!
Er ließ zwar durch seinen Trompeter ansagen,
Daß er gleich die Festung von Kolberg wollt' haben.
Der brave Commandante antwortet ihm d'rauf:
»Wir geben die Festung von Kolberg nicht auf!
Wir haben Kanonen und Pulver und Blei,
Und 's sind auch noch brave Preußen dabei.

Einer der Holzschnitte stellte Schill vor, wie er, den Säbel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine gespannte Pistole, einen französischen General und seine ganze Begleitung in einer Bauernstube überfällt und zu Gefangenen macht. Da waren ferner die Geschichten von der schönen Genoveva und dem argen Golo, vom hörnernen Siegfried und von der schönen Magellone und endlich eine große Foliobibel mit unzähligen Holzschnitten. Alle diese Dinge, zu denen noch von Seiten der Küsterin ein Traumbuch und Kotzebue's »Menschenhaß und Reue« mit der Verzeihungsscene als Titelvignette kamen, standen mir bei meinen Besuchen zu Gebot, und selbst die auf Pappe gezogenen, in Kupfer gestochenen Vorlegeblätter für die fertigeren Schreibschüler, welche zahlreiche historische Anekdoten aus dem Leben des alten Fritz [1-117] enthielten, durfte ich durchlesen und ihre Fracturschrift aus der die erste Reihe bestand, nachzuahmen versuchen.

Ich habe schon früher erwähnt, mit welchem Eifer sich mein Vater befleißigte, meinen Unterricht in Sprachen und Wissenschaften zu fördern. Da er mich wie meinen Bruder Wilhelm vom Anfang an zum »Studiren« bestimmt hatte, so stand der Unterricht in den alten Sprachen, zunächst im Lateinischen, obenan. In meinem neunten Jahre las ich bereits mit ihm die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, auf welche dann weiterhin Justin's Auszug der Weltgeschichte und Cäsar's Gallischer Krieg folgten, bei welchem letzteren ich mit meiner Theilnahme durchaus auf Seiten des kühnen, für seines Vaterlandes Unabhängigkeit so ritterlich kämpfenden gallischen Helden Vercingetorix stand, gerade wie ich es in der Geschichte der Punischen Kriege, die ich aus Livius lernte, mit Hannibal hielt, der durchaus mein Held war und blieb. Auch an Cicero wagten wir uns, und die Paradoxa, und die kleinen anmuthigen Schriften »über das Alter« und »über die Freundschaft« las und übersetzte ich schriftlich unter des Vaters Leitung mit allem Fleiß, wenn auch mit weniger Interesse, [1-118] als die genannten historischen Autoren. Zuletzt unternahm er es sogar, mich an den Horaz zu bringen, von dessen

leichteren Oden wir einen ziemlichen Theil nach der Ausgabe des würdigen Schulrectors Caspar Gottschling durcharbeiteten, dessen Vorrede mit dem originellen Stoßseufzer begann: »Gottlob! lieber Leser, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig. Ich habe Dir denselben so leicht gemacht, daß Du mir dafür dankbar sein wirst, wenn Du irgend ein erkenntliches Gemüth hast. Komme mir also nicht damit, daß ich Dieses und Jenes hätte anders machen sollen: ich weiß dies so gut und besser als Du, aber ich habe zu Allem meine Gründe gehabt, es so und nicht anders zu machen!«

Unsägliche Freude machte mir die Erlernung des Griechischen, das mein Vater nach Anleitung der alten Waisenhausgrammatik mit mir begann, auf deren Titel das Verbum Τύπτω in Form eines vielästigen Stammbaums mit allen seinen Temporibus und Modis prangte. Der Beginn dieses Unterrichts war mir vom Vater als Belohnung versprochen, wenn ich die schriftliche Uebersetzung der drei letzten Biographien des Cornelius Nepos zu seiner Zufriedenheit in meinen Freistunden beendet haben würde. Mein [1-119] Vater hatte überhaupt die Maxime, die Beschäftigung mit gewissen Zweigen des Unterrichts uns als Belohnung des Fleißes und Wohlverhaltens aufzustellen. Dahin gehörte, wie ich bereits früher erwähnt habe, das Zeichnen an den beiden freien Nachmittagen des Mittwochs und Sonnabends, und ebenso die Geschichte, in der er selbst uns nur insoweit unterrichtete, daß er uns die Hauptbegebenheiten und Perioden derselben nach dem sogenannten »kleinen Bredow« auswendig lernen ließ. Das Weitere überließ er uns selbst. Er hatte dazu die neun Bände der in ihrer Art unübertrefflichen Becker'schen »Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer« mit schwerem Gelde angeschafft, von der er mir allmälig einen Theil nach dem andern zur Lectüre in die Hand gab, doch so, daß ich einen neuen Band immer erst dann zum Lesen erhielt, wenn ich über den Inhalt des vorhergehenden ihm erzählend die genaueste Auskunft geben konnte, und mich auch in den betreffenden Jahreszahlen völlig fest erwies. Bei meinem ausgezeichneten Gedächtnisse und meiner großen Liebe zur

Geschichte, gelang mir das meist in kürzerer Zeit, als er erwartet hatte, wie ich denn im Stande war, ganze Abschnitte des Werkes ihm fast wörtlich wiederzuerzählen. Noch mehr war dies der [1-120] Fall mit der Lectüre eines andern Buches, mit den drei Bänden der »Erzählungen aus der alten Welt« von demselben Verfasser, welcher der Vater uns gleichfalls einen nach dem andern unter denselben Bedingungen in die Hände gab. Die Lectüre dieses Buches, aus dem wir den Hauptinhalt der Ilias und Odyssee und der bedeutendsten andern griechischen Heroensagen uns spielend aneigneten, begeisterte uns im höchsten Grade. Wir führten die Kämpfe und Lanzenwürfe der Helden von Troja mit höchster Leidenschaft und unter Anwendung aller dazu gehörigen Redensarten auf, und richteten dabei unter den Bohnenstangen des Gartens, die uns als Lanzen dienten, so arge Verwüstung an, daß sich die Mutter oft genöthigt sah, unserm kriegerischen Wüthen durch die Drohung Einhalt zu thun, dem Vater, in dessen Abwesenheit auf seinen Amtsreisen wir unsere Homerischen Lanzenkämpfe ausführten, von unserem Treiben Anzeige zu machen.

In meinem zehnten Jahre ward der bisherige Unterricht noch durch das Hinzutreten eines neuen Gegenstandes vervollständigt, nämlich durch den Unterricht in der Musik, an dem mein anderthalb Jahre jüngerer Bruder Wilhelm gleichfalls Theil nahm.

[1-121] Mein Vater war sehr musikalisch. Er besaß eine nicht geringe Fertigkeit im Clavierspiel, und eine überaus anmuthige, wohlausgebildete Tenorstimme, und er hatte außer dem eigenen Genusse, sich durch diese Talente, sowohl Unterricht gebend, als gesellschaftliche Kreise erheiternd, manche Vortheile in seinem Lebensgange, ja sogar manche wichtige Gönner und Freunde, wie er erzählte, erworben. Die Möglichkeit solcher Vortheile auch uns zu gewähren, war daher sein eifrigstes Bestreben, ganz abgesehen davon, daß er alle Erziehung und Bildung ohne Musik für unvollständig hielt. Sein Pianoforte hatte er in den Nothjahren von 1806—1810 verkaufen müssen, und die ersten vier bis fünf Jahre in Wallmow, mit ihren Kriegsnöthen, waren nicht dazu angethan, ihm

die Mittel zur Wiederanschaffung eines solchen zu gewähren. Aber kaum war der Krieg beendet, als er daran ging, jenen Mangel zu ersetzen. Ein schönes neues Fortepiano ward für hundertzwanzig Thaler, zahlbar in mehreren Jahresraten, in Stettin gekauft, und er selbst unternahm es, dasselbe mit seinem Holsteiner Korbwagen von dort abzuholen, da er den Transport des kostbaren Besitzstücks einem Bauern unmöglich anvertrauen konnte.

[1-122] Diese Reise, auf der ich ihn begleitete, war die erste größere Reise meines Lebens. Die Stadt, ungleich volkreicher und größer als Prenzlau, mit ihren stattlichen Thoren und gewaltigen Festungswerken; der breite Oderstrom mit dem Gewimmel der haushohen vielmastigen Schiffe, das lebhafte Treiben in den engen hügelauf- und absteigenden Straßen und Gassen, der Paradeplatz, wo ich die Marmorstatue des großen Friedrich in der Sonne leuchten sah, die hohen Häuser, die mir wahrhaft gigantisch erschienen — das Alles machte auf mich den lebhaftesten Eindruck. Wir logirten bei einer befreundeten Kaufmannsfamilie, wo es zu Ehren des Gastes hoch herging, und wo die hohen buntgemalten Zimmer, die großen Kupferstiche und Bilder an den Wänden, mir von königlicher Pracht zu sein dünkten. So behielt ich von Stettin einen Eindruck, der noch lange fortdauerte, und mich diese Stadt noch lange als einen wünschenswerthen Aufenthaltsort betrachten ließ. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die allgemeine gehobene Stimmung der Menschen, in denen die Begeisterung des siegreich beendeten Krieges und die Freude über die Befreiung aus drückender Noth noch fortklang. Eine Wasserpartie nach Frauendorf, zu Ehren meines Vaters [1-123] veranstaltet, bei der die Kähne unter fröhlichem Gesang auf dem spiegelnden Strome dahinglitten, und des mitgenommenen Weines nicht geschont ward, bildete den Abschluß dieses glücklichen Aufenthaltes.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit unserm wohlverpackten Pianoforte ab. Auf dem Wagen war nur eben so viel Platz übrig, daß wir beide leidlich sitzen konnten. Meist jedoch wurde der Weg, neben dem Wagen her, zu Fuße gemacht, was nicht allzu

beschwerlich war, da der Vater, welcher selbst die Zügel führte, da er den Knecht aus Mangel an Platz nicht mitgenommen hatte, der holprigen Wege und der kostbaren Ladung halber, nur Schritt fuhr, und da unterwegs in Löcknitz und Bagemühl gerastet wurde. Der gute Vater war in der heitersten Stimmung. Denn die Aussicht auf den langentbehrten Besitz und die Vorfreude an den Genüssen, die ihm derselbe gewähren sollte, vereinten sich bei ihm mit der Erwartung der Fortschritte, die ich, wie er nicht zweifelte, unter seiner Leitung machen würde. Schon vorher hatte er uns beiden Aeltesten mittelst einer starken eingeschnittenen Papptafel die Claviaturtonleiter und die Noten kennen gelehrt, und so versprach er mir, daß ich, wenn ich nur recht fleißig sei, bald [1-124] genug den »Marsch von Mantua« mir selbst werde spielen können, den ich ihn unter andern Musikstücken zum öftern hatte im Hause des Amtmann Sänger zu Schmöllen vortragen hören, und der mir als ein Höchstes musikalischer Kunstleistung erschien.

Zu Hause erregte unsere glückliche Ankunft ebenso große Freude. Denn mein Vater hatte für die Mutter nicht nur ein schönes Umschlagetuch, das sie nothwendig brauchte, sondern auch noch eine ganz besondere Ueberraschung mitgebracht. Es waren dies sechs neue silberne Eßlöffel, der erste Ersatz für das auf dem Altare des Vaterlandes geopferte Silberzeug. Bei dem Erblicken dieser blanken Herrlichkeit umarmte meine Mutter den Vater mit Freudenthränen, und die Großmutter betete mit gefalteten Händen einen frommen Spruch. Sie und die Eltern aßen jetzt wieder mit silbernen Löffeln, während die zinnernen, die sie bis dahin geführt hatten, an uns kamen und die häßlichen scharfen Blechlöffel verdrängten.

Mein Vater begann jetzt den Musikunterricht mit einem Eifer, der durch meine raschen Fortschritte nur noch mehr angespornt wurde. Wie alle unsere Lehrstunden waren auch diese streng geregelt und die eigentlichen Unterrichts- sowie die zur Uebung be[1-125]stimmten Stunden täglich festgesetzt. Ein Ausfall der einen oder der andern, der wegen häuslicher Beschäftigungen, wegen

eines Besuchs oder eines Ausfluges über Land vorkam, mußte unverbrüchlich ersetzt und das Versäumte nachgeholt werden. Er selbst war darin, wie in allen Dingen, nicht strenger gegen uns als gegen sich selbst. Was Ausruhen und Erholung sei, schien er für sich selbst gar nicht zu kennen. Die Freigebigkeit, mit welcher der sonst so sparsame Mann dabei für alle unsere Ausbildung betreffenden Anschaffungen an Büchern und Globen, an Zeichenapparaten, Karten und Musikalien immer Geld übrig hatte, während er sich selbst und uns in allem Aeußerlichen auf das Einfachste, Wohlfeilste und Nothwendigste beschränkte, übertraf weit Dasjenige, was mir im späteren Leben bei viel wohlhabendern Familien vorgekommen ist. Auch bildeten seine jährlichen Buchhändler- und Musikalienrechnungen den beträchtlichsten Posten seiner Ausgaben, in denen er sich trotz seiner guten Stelle doch um so mehr zu beschränken hatte, als manche Schuldverpflichtungen von der Prenzlauer Nothzeit her auf ihm lasteten, und die Kriegsjahre und die geringen Preise des Getreides, [1-126] aus dem seine Haupteinnahme bestand, ihn sehr zur Oekonomie nöthigten.

Und hier ist wohl der Ort, wo ich von des vortrefflichen Mannes Erziehungsgrundsätzen, nach denen meine Jugend geleitet worden ist, und denen ich den größten Theil dessen, was ich geworden bin, zu danken habe, etwas ausführlicher berichten mag.

ZWÖLFTES KAPITEL

Mein Vater hatte diese Grundsätze aus den Erfahrnissen seines eigenen Lebens sich gebildet, und der Gang dieses Lebens war ein sehr harter und rauher gewesen. Ein Kind der Armuth, ja des Elends, hatte er den Segen eines Vaterhauses und einer elterlichen Erziehung nie gekannt, sondern sich früh und lange unter Fremde beugen, fremder Leute Gunst suchen, fremde Wohlthaten annehmen, sich in drückende Abhängigkeit fügen müssen. Nur hierdurch und durch unglaubliche Anstrengungen war es ihm gelungen, unter Mühsal, Noth und Entbehrungen aller Art seinen Weg ins Leben durchzukämpfen, und sich aus Dunkelheit und Niedrigkeit zu einer Stellung emporzuringen, die ihm beim Rückblicke auf seinen Ausgangspunkt wohl als eine Höhe des Lebens erscheinen durfte. Diesen beschwerlichen Weg seinen Söhnen zu [1-128] ersparen, war der Stolz und das Ziel seines Strebens. Sie sollten es besser und leichter haben, als Er es gehabt; aber sie sollten auch stets dieses Glückes, dieser Bevorzugung des Schicksals dankbar eingedenk sein, und nicht nur ebensoviel, sondern mehr werden und leisten als er geworden war und geleistet hatte. Das sprach er uns oft und früh aus, und dieser Gedanke gab seiner Erziehung bei all seiner väterlichen Liebe und Sorgfalt zuweilen etwas Hartes und Ueberstrenges, das mir als dem Aeltesten, zumal bei meiner weicheren Gemüthsart, fühlbarer und empfindlicher war, als meinen jüngern Brüdern, bei deren Erziehung sich überdies im Laufe der Zeit Manches in diesem Zuge seines Wesens milderte.

So waren denn Unabhängigkeit und Freiheit das Ziel, auf das er in seiner Erziehung bei uns lossteuerte, Freiheit und Unabhängigkeit von der Gnade Anderer durch Entwicklung aller unserer Kräfte und Fähigkeiten zu jenem Selbstvermögen — jener Autarkie, wie die Griechen sich ausdrücken — die es dem Menschen möglich macht, überall auf eigenen Füßen zu stehen.

Aber um dieses Ziel zu erreichen, schien ihm eine [1-129] ***strenge*** Erziehung unentbehrlich. Je mehr er im Sinne des Goethe'schen Spruchs:

»Man könnte erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selbst erzogen wären!«

von sich sagen konnte, daß er selbst ein »Erzogener« sei, um so fester stand bei ihm die Ueberzeugung: daß die Vernunft und Einsicht des erziehenden Vaters vorläufig dem zu erziehenden Kinde unbedingt statt der eigenen dienen, daß Wille, Anordnung und Gebot der Eltern unbedingten Gehorsam und pünktlichste Befolgung finden müßten. Auch entsinne ich mich nicht, daß es mir, oder später meinen Brüdern jemals in den Sinn gekommen wäre, daß es auch nur möglich sei, gegen die Absolutheit seiner Anordnungen irgend eine Einwendung zu machen. Es ist wahr, meine verehrende Liebe für den Vater war nicht ohne eine Beimischung von Furcht, weil seine Strenge zuweilen, durch Neigung zum Jähzorn, in Heftigkeit ausartete; aber meine Liebe für ihn war und blieb doch immer unendlich größer als meine Furcht. Und wenn Jemand gegen den Grundsatz der absoluten Unterordnung und des unbedingten Gehorsams bei der Erziehung Einwände erheben und auf die Nachtheile für die Charakterausbildung des zu Erziehenden [1-130] hinweisen sollte, so weiß ich demselben nicht besser als durch die Thatsache zu entgegnen: daß aus dieser Erziehung alle drei Söhne als willensstarke, charakterfeste, ihren Ueberzeugungen treue Männer hervorgegangen sind. »Wer nicht Gehorchen gelernt hat, wird nie

richtig zu befehlen verstehen, weder sich noch Andern!« Dies Wort meines Vaters hat sich mir in meinem Leben überall als ein wahres erwiesen.

Ein anderes seiner Lieblingsworte: »Selbst ist der Mann!« brachte er bei unserer Erziehung auf alle und jede Weise in Anwendung. Obschon wir mehrere Dienstleute hielten, mußten wir Kinder doch, sobald wir unsere Hände brauchen konnten, in aller und jeder Weise uns selbst bedienen. Was er selber aus Noth bis in seine Studentenjahre hatte thun müssen, das sollten wir in Freiheit thun, uns für alle Fälle daran gewöhnen lernen. So mußten wir unsere Kleider selbst reinigen und unser Schuhzeug selbst putzen, wobei noch der Vortheil herauskam, daß wir uns in Acht nehmen lernten, damit wir nicht unsere Arbeit selbst erschwerten und vergrößerten. Einen abgesprungenen Knopf lernten wir früh selbst annähen — eine Kunst, die mir später auf meinen Reisen, zumal in Italien, sehr wohl zu Statten ge[1-131]kommen ist. Fertiges Spielzeug, außer in frühester Kindheit einmal einige Schachteln mit Bleisoldaten, einer Stadt und einer Viehheerde zu Weihnachten bekamen wir niemals von ihm gekauft; wohl aber lehrte er uns Vieles, was dahin einschlug: unsere Bogen und Pfeile, unsere Lanzen und Säbel, unsere Reifen, unsere kleinen Handschlitten, mit denen wir Winters von den Schneehügeln herabsausten, unter seiner Leitung selbst machen; und wo sein eigenes Können nicht ausreichte, da half die Kunstfertigkeit unserer ländlichen Spielkameraden aus der Dorfjugend nach, von denen wir bunte Bälle, inwendig mit einem bindfadenumschnürten Korkpfropfen versehen, zu stricken, und aus der Rinde der saftigen Weide kleine und große Flöten und Schalmeien machen lernten.

Aber nicht nur uns selbst, sondern auch die Eltern zu bedienen wurden wir angelernt. Da wir keine Schwester hatten, so mußte in vielen Beziehungen einer von uns deren Stelle vertreten, indem das Departement des Innern und des Aeußern wochenweise unter uns beiden ältesten Brüdern abwechselte. Derjenige von uns, welcher mit dem ersteren betraut war, hatte außer dem Tischdecken, das

wir beide gemeinsam besorgten, das Putzen unserer eigenen Messer [1-132] und Gabeln vorzunehmen, und darauf zu achten, daß auf dem Tische selbst nichts von dem nöthigen Geräthe fehle. Er hatte dafür zu sorgen, daß des Vaters Pfeifen vom Kutscher wöchentlich gereinigt wurden, und stets gestopft nebst Wachsstock, Feuerzeug und Fidibussen an ihrem Platze auf dem Pfeifentische standen. Er hatte sich ferner zu unterrichten, ob in der Küche gehöriger Vorrath von kleingemachtem Holze befindlich sei, und allabendlich hatte er vor dem Abendtische in dem großen Hause die Runde zu machen, und nachzusehen, ob Kellerthür und Vorrathskammer, Bodenfenster und Bodenthür wohl verwahrt und verschlossen seien.

Der Departementschef des Aeußern hatte ähnliche Besorgungen. Er hatte täglich dem Knechte den Hafer für das Pferd zuzumessen, und das Mengen desselben mit der vorgeschriebenen Quantität Häcksel zu beaufsichtigen; er hatte allmorgendlich die Tauben zu füttern, die ein langgezogenes Pfeifen von ihrem Schlage auf den Futterplatz vor der Hoframpe rief, von dem zur Winterszeit der Schnee durch den Knecht weggekehrt wurde. Er hatte das Reinigen der Wagen, das rechtzeitige Schmieren der Achsen, sowie das Putzen des »Sielenzeugs« zu beaufsichtigen, und all[1-133]abendlich im Hofe die Runde zu machen, um nachzusehen, ob der Holz- und Torfstall gehörig verschlossen, und der Taubenschlag durch Zuziehen der Eingangsklappen gegen den Marder und Iltis gesichert sei. — Dies Alles war mit militärischer Ordnung und Pünktlichkeit geordnet und eingerichtet, und Versäumnisse zogen im Wiederholungsfalle Geld- und andere Strafen nach sich, von denen die ersteren uns um so empfindlicher waren, als der knappe Inhalt unserer Sparbüchsen nur aus verdientem Gelde bestand.

Es war nämlich Grundsatz bei meinem Vater, uns Geld, außer etwa an Geburtstagen, niemals zu *schenken*, ebensowenig als wir ein sogenanntes »Taschengeld« erhielten. Dagegen hatten wir vollkommen freie Verfügung über das Geld, welches wir auf die eine oder die andere Weise von ihm erwarben, und das theils in dem schon erwähnten Honorar für Schreibung der Gevatterbriefe,

theils in Belohnung freiwilliger außerordentlicher Leistungen, durch eigne Einübung und fehlerfreien Vortrag eines schwierigen Musikstücks, durch Auswendiglernen großer Stellen aus lateinischen Autoren, besonders Reden des Livius, die wir bei ihm gelesen hatten, bestand. Dazu kamen kleine Belohnungen für die Krammetsvögel, die wir [1-134] in unserm Donenstriche im »Tanger- und Birkbusche« — dem Dorfwäldchen — fingen, oder für ein Gericht Fische oder Krebse, das wir als Ertrag unserer Fischzüge einlieferten, die wir mit Hülfe unseres Knechts mit dem Hamen, »Kesser« genannt, in den kleinen Bruchteichen fingen, deren es auf unserer Dorfmark zahlreiche gab. Ueber alle diese und ähnliche Einnahmen, sowie über die Ausgaben, mußten wir in kleinen Büchern, die er uns selbst einrichtete, genaue Rechnung führen, und noch heute ist diese Art der Kasseführung bei mir dieselbe geblieben, wie er sie mich als Knaben gelehrt hatte. Es kam auch wohl vor, daß er oder die Mutter selbst kleine Anleihen bei uns machten, ja auch wohl einmal, wenn es eben fehlte, unsere Sparbüchsen ganz leerten; aber immer ward Alles genau wieder erstattet, und vom Vater in solchen Fällen wohl auch eine Vergütung hinzugefügt.

Sparsamkeit und Beschränkung auf das Nothwendigste und Einfachste in Kleidung und Lebensweise, anfangs schon durch die Verhältnisse geboten, wurden ebenso vom Vater, auch als er sich etwas mehr regen konnte, grundsätzlich weitergeführt. Unsere Kleidung bestand im Sommer aus ungebleichter, von dem [1-135] eigenen Flachs verfertigter Leinwand, im Winter aus einem wohlfeilen groben Wollstoffe. Lederstiefeln und Schuhe waren sorgfältig geschonte Luxusartikel, und wurden im Winter durch Schuhe und Pantoffeln mit Holzsohlen ersetzt, wie sie die Dorfjugend trug, im Sommer, bei unsern Spielen und Feldexpeditionen auch wohl zuweilen durch Barfußgehen, wie es allgemein unter den Dorfkindern üblich war. »Je weniger der Mensch bedarf, desto unabhängiger ist er,« war ein drittes Lieblingswort meines Vaters, und auch diesem Worte wurde in

Bezug auf allen äußerlichen Putz und Comfort streng nachgelebt.

Ordnung und Reinlichkeit, in denen er, wie in allen den bisher genannten Tugenden, uns als ein Muster vorleuchtete, waren Gegenstände seiner größten Sorge. Jede Sache in unserm Hause, und jedes Stück unseres eigenen Besitzes mußte stets an seinem bestimmten Platze sein. Wer von uns etwas »herumliegen« sah, ohne es an seinen Platz zu befördern, entging nicht einem schweren Verweise. Er ging darin soweit, daß er auf Spaziergängen uns jeden Stein, der im Geleise des Weges lag, entfernen ließ, wobei er, wenn derselbe schwer war, auch wohl selbst Hand anlegte. Unsere Hefte und Bücher mußten stets [1-136] fleckenrein und die Deckel derselben mit weißem Papiere überzogen sein, und »Mißhandlung« eines Buchs, eines Musikalienheftes durch Beflecken oder gar durch Eselsohren war hart verpönt. Er pflegte oft ganz unerwartet Musterung zu halten, bei der alle unsere Sachen, unsere Kleider, Bücher, Schreibhefte und die Ordnung in den Jedem von uns zugewiesenen Räumlichkeiten an Tischkasten und Schubfächern, ja sogar unsere Spielsachen streng revidirt wurden. Ja diese Musterungen wurden selbst noch eine Zeit lang fortgesetzt, nachdem wir bereits das väterliche Haus verlassen und das Gymnasium in Prenzlau bezogen hatten. Dieser consequenten Strenge danke ich es, daß ich von einem natürlichen Hange zur Unordnung und Nachlässigkeit gründlich geheilt wurde.

In unserm Aeußern hielt er sorgfältig auf das, was er »adrette Haltung« nannte. »Man kann sich auch in geflickter Jacke adrett halten,« pflegte er wohl zu sagen, und dabei das eigne Beispiel seiner Jugend anzuführen. Nichts aber war ihm verhaßter als »Saloperie« in der Sprache. »Eine gebildete Sprache,« sagte er, »bezeichnet den gebildeten Menschen als solchen, auch wenn er in Lumpen zu gehen gezwungen [1-137] ist.« Er ließ es zu, daß wir im Verkehr mit der Dorfjugend und den Bauern das landesübliche Plattdeutsch erlernten; im Hause aber durfte es nie gesprochen werden, selbst der Kutscher, den er hielt, mußte hochdeutsch reden, die Dienstmädchen wurden ohnehin immer aus der Stadt

genommen. Er selbst drückte sich stets mit Anmuth und Würde aus, und die Fälle, wo er sich einen Scherz in niederer Sprechweise gestattete, waren überaus selten und Zeichen einer besonders heitern Stimmung. Er war vom frühen Morgen an stets vollständig angekleidet, und nur in späteren Jahren bediente er sich im Winter — wenn er von beschwerlichen Amtsreisen spät Abends nach Hause kam, — eines sogenannten Schlafrocks und vertauschte die schweren hohen Reiterstiefeln, — denn er machte dann oft seine Amtsreisen zu Pferde — mit den von uns bereitgehaltenen bequemen Schuhen.

Wie er dem eignen Körper streng war, so suchte er auch uns auf vernünftige Weise abzuhärten. Wir lernten Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Schnee- und Regenwetter, Frühaufstehn zu jeder Jahreszeit, körperliche Arbeit im Garten und Feld beim Kartoffelausmachen, Jäten, Holzhacken und andere Beschäftigungen im Freien nicht nur ohne Klage ertragen, [1-138] sondern auch Freude an solchen Anstrengungen finden und unsern Stolz darein setzen, dieselben mit Leichtigkeit zu überwinden. Solche körperliche Leistungen gaben zugleich ein nothwendiges Gegengewicht gegen die geistigen Anstrengungen des Unterrichts. Zu Fuß und zu Pferde Botschaften über Land an die Küster der Filiale oder an befreundete Prediger und Amtleute in der Nachbarschaft zu bringen, war bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit keine Last, sondern ein Vergnügen für den damit Beauftragten. Dasselbe galt in noch höherem Maße bei den sogenannten »Stadtreisen,« die mindestens alle vier Wochen vorkamen. Bei solchen Gelegenheiten erhielt ich einen großen Commissionszettel mit, auf dem alle in der Stadt zu machenden Bestellungen, Einkäufe und Besorgungen der Reihenfolge nach, in der sie zu erledigen waren, und mit genauem Ueberschlage der darauf zu verwendenden Zeit verzeichnet standen. In aller Frühe, oft schon um vier Uhr Morgens, ward aufgebrochen; denn der Weg war weit und erforderte hin und her selbst in guter Jahreszeit über sechs, bei schlechtem Wege auch wohl acht Stunden. Außer dem Frühstücke, das aus einer Mehlsuppe mit Milch

bestand — statt der letztern ward zuweilen auch Mohn genommen, [1-139] — wurde nur ein Butter- oder Pflaummußbrot und ein Groschen zu Semmel und Kaffee als Verzehrung mitgegeben, und erst bei der Zurückkunft die gewöhnlich Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr erfolgte, wartete unser das aufbewahrte Mittagbrot, das dann aber auch ordentlich mundete.

Bei diesen »Stadtreisen,« auf denen uns nur der den Einspänner kutschirende Knecht begleitete, und die immer trotz aller damit verbundenen Beschwerden als besondere Erfreulichkeiten angesehen wurden, zumal da wir dieselben auch zu eigenen Ankäufen an Bällen und dergleichen, sowie später an Schießbedarf benutzten, — übten wir uns früh in Besorgung und schneller Erledigung von Geschäften aller Art, lernten wir mit Geld umgehen, und gewannen zugleich einen frühen Einblick in alle die vielen Einzelheiten, aus denen das Leben eines Haushalts besteht. Wir hatten mit dem Weinhändler und Bierbrauer, mit dem Schlachter, Bäcker, Schuhmacher und Schneider, mit dem Materialwaarenhändler, dem Eisenkrämer, dem Apotheker und mit wer weiß was noch für anderen Leuten zu thun, und dafür zu sorgen, daß alles Mitzubringende wohl verpackt und gegen die Unbill der Witterung oder die Stöße des Wagens durch Stroh und mitge[1-140]nommene Säcke und Decken möglichst geschützt und gesichert wurde. Diese Sorgen ließen uns die eigenen Beschwerden vergessen, und wenn Weg und Wetter nicht allzuschlimm waren, und Alles richtig besorgt und glücklich heimgebracht werden konnte, überwog das Vergnügen dieser Fahrten immer noch die damit verbundenen Anstrengungen. Zuweilen, wenn Zeit übrig war, durften wir auch alte Freunde der Eltern in der Stadt besuchen, oder ihnen kleine Geschenke an jungen Tauben und dergleichen mehr überbringen, was denn auch wohl eine Einladung zum Mittagbrote eintrug, die wir jedoch aus Zeitmangel meist nur selten annehmen konnten. Schlimmer war es, wenn Wind und Wetter im Laufe des Tages sich ändernd gegen uns verschworen, grimme Regengüsse uns durchnäßten, oder wenn in später Herbstzeit, oder

im ersten Frühjahr der aufgeweichte Lehmboden bei jeder schlimmen Stelle des Weges Rad- und Achsenbrüche drohte, oder gar, wie mir passirte, der schwerbepackte Wagen in einer solchen Unglücksstelle stecken blieb, und der Knecht, gewöhnlich ein Bursche von nur neunzehn bis zwanzig Jahren, den Kopf verlor und statt Rath zu schaffen, zu heulen und zu jammern anfing. Da blieb dann nichts übrig, als daß ich [1-141] leicht und behend, wie ich war, vom Wagen aus das halb versunkne eingespannte Thier bestieg, nachdem ich Stränge und Gabelriemen hatte lösen lassen, und nach dem nahen Dorfe Grünow zurückritt, um Hülfe herbeizuholen. Natürlich verspätete dieser Unfall unsere Heimkehr so bedeutend, daß mein Vater, der zuletzt den Bitten und der Angst der Mutter um mein Ausbleiben nicht zu widerstehen vermochte, sich zu Pferde setzte, um uns entgegenzureiten. Er traf uns indessen bereits aus unsrer Noth befreit, langsam durch die dunkelnde Nacht mit einer geborgten Laterne der Heimath zusteuernd. Ein Blick auf Wagen und Pferd und auf mein Aussehn, — ich war über und über mit einer Kruste von Lehm bedeckt, — sagten ihm, was uns widerfahren war, noch ehe ich meine Erzählung begonnen hatte. Ein freundliches: »Du hast Dich brav gehalten, mein Sohn!« war mein Lohn, als ich geendet hatte; und dieses Wort machte mich geradezu glücklich. Denn der Vater lobte äußerst selten, und bei gewöhnlichen Anlässen, wie bei der Rückkehr von solchen Stadtfahrten war nach abgestattetem Berichte ein kurzes: »Es ist gut!« das Höchste, was uns zu Theil wurde. Daß wir in allen [1-142] Stücken unsere Schuldigkeit thaten, sah er als selbstverständlich an.

Daneben wußte ich aber doch sehr wohl, daß ihm meine Fortschritte im Wissen und Können innerlich große Freude gewährten, wie er sich denn zuweilen auch die Genugthuung nicht versagen mochte, mich in Gegenwart besuchender Freunde von meinen Geschichts- und Sprachkenntnissen, meinem glücklichen Gedächtnisse oder von meinen musikalischen Leistungen Proben ablegen zu lassen, die ich dann fast immer zu seiner Zufriedenheit bestand, und die ihm als Lehrer wie mir als Schüler, Lob und

Bewunderung eintrugen.

Nicht immer jedoch waren für mich die weiteren Folgen von dieser angenehmen Art, wenn bei solchen Paradeprüfungen andere Knaben, Söhne der anwesenden Gäste, meine Freunde und Spielgesellen, zugegen waren. Denn diese, die gewöhnlich mit in das Examen gezogen, und denen ich dann auch wohl von ihren Eltern als Muster vorgestellt wurde, nahmen dies oft sehr übel, und ließen mich hinterher die ohne meine Schuld ihnen zu Theil gewordene Demüthigung entgelten, was ihnen um so leichter wurde, als ich theils jünger als sie, theils ihnen an Körperkraft weit nachstehend war. So trugen mir denn meine [1-143] unfreiwilligen Triumphe oft arge Hänseleien und nicht selten Schlimmeres ein, und ich verwünschte manchmal unter Thränen all' mein Wissen, das mir Püffe und Schläge statt guter Spielstunden einbrachte und aus guten Spielgenossen mir Feinde machte.

Einer der schlimmsten unter meinen Quälern bei solchen Anlässen war Theodor, der Neffe des Prediger Hering zu Bagemühl, Sohn eines Salzinspectors in Prenzlau, früher einer meiner liebsten Freunde, dessen Erscheinen bei uns Spielkameraden in Trampe und Bagemühl von uns allen immer mit Jubel begrüßt wurde, da er bei großer Beweglichkeit und als ein zu allen lustigen Streichen, Verkleidungen, und dergleichen stets aufgelegter und ungewöhnlich geschickter Spielgenosse den Anführer bei allen unseren Unternehmungen abzugeben pflegte. Er war um einige Jahre älter als ich und bereits Schüler des Prenzlauer Gymnasiums; und eben deshalb erregten solche Vergleiche mit mir und die daran geknüpften Ermahnungen und spottenden Vorwürfe seines Onkels in dem sonst überaus gutmüthigen aber sehr leidenschaftlichen Knaben einen wahren Ingrimm gegen mich. Er nannte mich seitdem nur »den gelehrten Pfaffenjungen,« und versäumte keine Gelegenheit, mir die erlittenen Demü[1-144]thigungen handgreiflich einzutränken, was ihm, da er viel stärker war als ich, nur allzu leicht gelang.

Dazu kam noch, daß er ein sehr bedeutendes mimisches Talent

besaß, mit dem er im Kreise der übrigen Kameraden meine Haltung, Sprechweise, Mienen und Geberden bei der Aufzeigung meiner Kenntnisse carikirend darzustellen verstand, wobei er stets die Lacher um so mehr auf seiner Seite hatte, als ich gegen seine Späße und witzigen Verhöhnungen meiner Natur nach, die etwas von einem Jean qui pleure an sich trug, gänzlich wehrlos war. Ich war daher auch hoch erfreut, als seine Ferienbesuche bei dem Onkel plötzlich aufhörten, und ich erfuhr, daß dieser, da die Mittel ihn studiren zu lassen fehlten, den Neffen, der ohnehin wenig Lust zum Lernen gezeigt, dagegen sich als allzeit fertiger Declamator und Mimiker eine Art Ruf in der Schule erworben hatte, zu einem Kaufmanne, dem Weinhändler Wiesner zu Prenzlau, in die Lehre gebracht habe. Hier sah ich ihn noch öfter, wenn er als Lehrling in der kurzen Jacke und grünen Schürze meinem Vater und seinem Onkel, so oft sie zusammen nach der Stadt reisten, in der Weinstube die bestellten »Viertelchen« brachte. Aber selbst damals hatte sich sein Haß gegen mich und die [1-145] Neigung, mich seinen Spott fühlen zu lassen, noch nicht gelegt. Ich bekam noch manchen heimlich mir zugeraunten »gelehrten Pfaffenjungen« zu hören, manche geballte Faust zu sehen und manches drohende Gesicht geschnitten, so daß ich mich aus Furcht vor ihm immer in der nächsten schützenden Nähe meines Vaters hielt, und es möglichst vermied, dem gefürchteten Feinde allein zu begegnen, wenn ich bei den oben erwähnten »Stadtreisen« in der Wiesnerschen Handlung den Communionwein zu bestellen hatte. Eines schönen Tages aber war er fort von Prenzlau, wie es hieß nach Berlin, und ich verlor ihn seitdem völlig aus den Augen, bis er nach fast länger als einem Vierteljahrhundert eines Tages plötzlich in einer ganz unerwarteten aber um so erfreulicheren Gestalt wieder vor mir auftauchte. Ich will diese Episode gleich hier anknüpfen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1843, als Julius Mosen, dessen Berufung als Dramaturg des Großherzoglichen Hoftheaters ich im Vereine mit meinem Freunde, dem damaligen Hoftheaterintendanten Baron von Gall, einzuleiten bemüht gewesen

war, mich in Oldenburg besuchte, wohin er meiner Aufforderung folgend gekommen war, um sich dem [1-146] regierenden Großherzoge Paul Friedrich August persönlich vorzustellen, der, ehe er das Anstellungsdecret vollzog, den ihn empfohlenen Dichter zu sehen und kennen zu lernen gewünscht hatte. Mosen wohnte als Gast bei mir, und bei unseren Gesprächen kam die Rede auch auf das Theater zu Hannover, dessen Leistungen er gesehen hatte und das damals sich rühmen durfte, in Döring den ersten deutschen Mimen neben dem berühmten Seydelmann zu besitzen. Mosen fragte, ob ich diesen trefflichen Künstler nicht kenne? Ich mußte es verneinen. »Nun,« versetzte Mosen lachend — »dafür kennt er Dich um so besser!« — »Wie wäre das möglich, da ich ihn doch in meinem Leben nie gesehen habe?« erwiederte ich erstaunt. Statt der Antwort fragte er. »Hast Du keine Erinnerung mehr an einen Menschen, der *Theodor Hering* hieß?« Bei diesen Worten stieg mit Blitzesschnelle die Gestalt des wilden krausköpfigen heißspornigen Knaben in der kurzen braunen Jacke lebendig aus der Jugenderinnerung in mir empor, die Gestalt meines gefürchteten Plagegeistes, der mir so manche gehoffte frohe Spielstunde in Thränen und Leid verkehrt, und dessen Feindschaft mich um so mehr geschmerzt hatte, als ich ihn eigentlich liebte und der [1-147] größte Bewunderer seiner Künste gewesen war. »Ist es möglich?« rief ich aus, »Du kennst Theodor Hering?« — »Gewiß,« erwiederte Mosen, »nur daß er jetzt nicht mehr Theodor Hering, sondern Theodor *Döring* heißt, und ganz entzückt war, von mir zu hören, daß Du in seiner Nähe lebtest und daß ich auf der Reise zu Dir begriffen sei.«

Ich werde im Verlaufe dieser Erinnerungen Gelegenheit haben, noch öfter auf diesen Jugendgenossen zurückzukommen, der in dem Augenblicke (1864) wo ich dieses schreibe, eine Zierde des Berliner Hoftheaters bildet, dem er seit achtzehn Jahren angehört.

Wie bei fast allen mit einigem Talente begabten Kindern hatte sich

bei mir sehr frühzeitig als eine Art von geistiger Kinderkrankheit eine übermäßige Lesesucht entwickelt, die mehr und mehr zu einem wahren Heißhunger nach Büchern wurde und die, ohne den wohlthätigen Einfluß des Landlebens und die sorgfältige Ueberwachung meines Vaters leicht hätte zum Verderben meiner Gesundheit führen mögen. Wenn ich von Ueberwachung spreche, so meine ich damit [1-148] nicht etwa, daß mein Vater irgend welche strenge Controle meiner Lektüre geführt, mir das eine Buch erlaubt, das andere verboten hätte. Durchaus nicht. Ich durfte in meinen Freistunden Alles lesen, was seine Büchersammlung enthielt — vorausgesetzt, daß ich alle meine Arbeiten und Aufgaben gemacht und überhaupt alle meine sonstigen Pflichten und Geschäften genügt hatte. Daß sie nichts enthielt, was als direkt schädlich hätte bezeichnet werden können, versteht sich von selbst. Sie war eine bunte Zusammensetzung aus theologischen, philologischen und philosophischen Büchern, zu denen sich als Ueberreste der Regimentsbibliothek, die in Prenzlau für den Unterricht und die Lektüre der »Junker« gedient hatte und theilweise in seinen Händen geblieben war, noch allerhand Geschichtliches und Geographisches, Reisebeschreibungen, Biographien, Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, Kriegsgeschichten u. s. w. gesellte. Das Alles las ich mit höchstem Eifer und größtem Genusse, manche Bücher, wie Levaillants Reise in Afrika, Voltaire's Geschichte Karl's II, die Eroberung von Mexico durch Ferdinand Cortez, die Reisen des jungen Anacharsis und anderes mehr zu wiederholten Malen; ja selbst durch die elf dicken [1-149] Bände von Büsching's Geographie und durch Schröckhs Weltgeschichte schrotete sich meine Lesewuth beharrlich hindurch. Mein Vater ließ mich dabei durchaus gewähren und bestand nur darauf, daß ich ihm von allem was ich gelesen Bericht erstatten mußte. Von unserer klassischen Literatur befanden sich in seiner Bücherei nur zwei Werke: Goethe's Gedichte und der Wilhelm Meister. Ich las den letzteren in einem Alter, wo ich nicht von fern geeignet war, ihn zu verstehen, — und doch entzückte er mich auf das Höchste. Was ich später in meinen

»Goethe'schen Frauengestalten« über diesen Jugendeindruck der Dichtung auf den kaum zwölfjährigen Knaben ausgesprochen habe[1] ist volle Wahrheit. Ich konnte nicht an Marianens Tod glauben und war so untröstlich wie Wilhelm selbst, als die alte Barbara über ihr trauriges Ende keinen Zweifel mehr ließ. Ich weinte heiße Thränen über Mignon's Tod, deren Bild wie das fast aller Personen der Dichtung ich in leibhafter Gestalt vor mir sah, und ich kann sagen, daß diese Gestalten, ihre Schicksale und Erlebnisse, ihr Denken und Empfinden in mir ein lebendiges Dasein führten. [1-150] Es war die erste und für lange Zeit die einzige große Romandichtung, die ich kennen lernte und die mich mit ihrem Zauberbanner umfing. Dazu kam, daß die Lieder nach der Reichardt'schen Composition, welche der Ausgabe beigegeben waren, zu den ersten gehörten, die ich spielen und singen lernte; und so tief und unverlöschlich prägten sich diese Compositionen von Mignon's Italischem Sehnsuchtsliede, von dem Liede des Harfners u. a. meiner Seele ein, daß es später keiner andern Composition viel größerer Meister als Reichardt war, jemals gelungen ist, jene aus ihrem bevorzugten Platze in meinem Herzen zu verdrängen.

So durfte mich, Dank der vernünftigen Einsicht meines Vaters, daß das wahrhaft Schöne an Kunst und Dichtung auf jedes Alter seine veredelnde Wirkung ausübe, inmitten der armseligsten Realität dörflichen Lebens um mich her, der goldene Schimmer einer idealen poetischen Welt umgaben, während ich nach wie vor in jener realen Welt unter Dorfkindern verkehrend meine Jugendtage fröhlich weiter lebte, deren Glück hauptsächlich darin besteht, daß sie uns als endlos dauernd erscheinen.

[1-151]

DREIZEHNTES CAPITEL

Das Pfarrdorf Wallmow liegt im östlichen Theile der nach den alten wendischen »Uckern« oder nach dem Flüßchen Ucker benannten Uckermark, eine Meile entfernt von dem Thale der Randow, das, sich von Süden nach Norden ziehend, zwischen ihr und der Neumark die Grenzscheide bildet.

Die Gegend ist fruchtbar, aber durchaus reizlos: ein meist ebenes, nur hier und da von welligen Hügeln unterbrochenes Land, mit einzelnen Seen, Teichen und Brüchen. Wald gab es wenig in unserer Gegend. Die Forsten von Gramzow und Löcknitz lagen mehrere Meilen weit nördlich von uns entfernt, und Wallmow selbst besaß, wie mehrere andere umliegende Dörfer, nur einen kleinen, halb mit Kiefern und halb mit Birken bestandenen, sogenannten »Busch,« der der Gemeinde gehörte und ihr das nöthige Nutzholz [1-152] lieferte. Brennholz neben dem Torfe, der in mehreren Brüchen gestochen ward, bezogen wir aus jenen weiter entlegenen königlichen Forsten, von woher es der dazu verpflichtete Colonus für uns anfahren mußte. Das Spalten desselben war eine Lieblingsarbeit meines Vaters, der durch solche Körperübung dem Starkwerden, wozu er neigte, entgegen zu wirken suchte, während das zierliche Aufschichten in dem geräumigen Holzstalle zu unsern Vergnügungen gehörte.

Der schwere zähe Boden der Uckermark, welche die Kornkammer der Provinz Brandenburg, des alten Stammlandes der preußischen Monarchie, bildet, und außen aller übrigen Getreidearten auch Weizen und Tabak zu bauen erlaubte, fand seine Entsprechung in dem großen, derben, starkknochigen Menschenschlage, der ihn bewohnte und bebaute. Schwer und zäh

wie seine Erde, durch die er den mit starken Pferden oder kräftigen Ochsen bespannten Pflug treibt, kaltverständig und poesielos wie das Land, das er seit einem Jahrtausend als Nachfahrer der alten Wenden bewohnt, deren Blut zum Theil noch in ihm fortlebt, war und ist der uckermärkische Bauer der schroffste Gegensatz jener idyllischen »Landleute,« wie sie die Muse der Romanschreiber und Dramatiker gewissen [1-153] Schlages mit ihren sanften Pastellfarben in die deutsche Literatur hineingepinselt hat, ehe Immermann mit seinem unsterblichen Hofschulzen diese Spreu von der Tenne fegte. Ein großer Theil der Züge, mit denen in jener meisterhaften Dichtung, deren Hauch uns anmuthet wie der Duft der frischen Ackerscholle, das Bild des westfälischen Bauers gezeichnet ist, lassen sich auch zur Charakteristik unserer uckermärkischen Bauern vor fünfzig Jahren verwenden. Derselbe Kastengeist und Kastenstolz in den streng festgehaltenen Standesunterschieden, von dem Tagelöhner, dem sogenannten »Einlieger,« hinauf durch den Stand der Büdner und Kossäthen oder Köther, der Zeitpächter und erblichen Colonen, bis zum Vollbauern auf dem erblichen Majoratshofe von vier, auch wohl fünf Hufen. Dieselbe Zähigkeit im Festhalten des Althergebrachten in Sitte und Brauch, in Kleidung und Gewohnheit, die hartnäckige Absperrung gegen alles Neue, Ungewohnte, Nicht-Ueberlieferte ihres Tage- und Lebenswerks, wie in der Erziehung ihrer Kinder; dieselbe widerborstige Schwerfälligkeit, dasselbe Mißtrauen gegen Regierung und Staat, die freilich damals nur in Gestalt von »Schandarm« (Gensd'armen), von Steuer- und Aushebungserlassen, oder [1-154] in den Personen des Amtmanns und des »Herrn Justiz« — wie der Justizamtmann bei ihnen hieß — an sie herankamen. Dabei der gleiche Mangel an Sinn für allen und jeden Schmuck des Lebens, für feineren Gartenbau, Obst- und Blumenzucht, der gleiche, nur auf das nothwendige Bedürfniß und das für Speise- und Vorrathskammer Nutzbare gerichtete Sinn; und aus dem Allen hervorgehend: vollendeter Egoismus, unbedingtes Mißtrauen gegen Höhere wie gegen jeden Städter, langsamstes Bedenken im Eingehen auf die

Bitte um eine Gefälligkeit oder Dienstleistung, ohne die bestimmteste Aussicht auf Gegendienst und reichliche Vergeltung; große Schlauigkeit bei anscheinender höchster Ehrlichkeit und Einfalt, und unbedingter Respect *nur* von den beiden Zwingmächten Justiz und Soldatesca, kurz: vor der materiellen Gewalt.

Die Genossenschaft der Vollbauern bildete die Aristokratie unsers Dorfs, das dreizehn solcher »Höfe« zählte, deren Landbesitz aus vier »Hufen« bestand mit Ausnahme des Schulzen, der *eine*, die sogenannte Schulzenhufe, mehr besaß. Dazu kam der Erbpächter und der Zeitpächter des Pfarrlandes, die schon beide, zumal der letztere, von den Bauern nicht [1-155] recht für voll angesehen wurden, wie denn auch der Zeitpächter nicht Sitz und Stimme in der Bauernversammlung hatte. Gewisse Stücke des Pfarrlandes führten den Namen »Gotteskamp.

Die Höfe selbst, deren Gebäude ein Viereck bildeten, das nach der Gasse zu offen und nur Abends durch ein hölzernes zweiflügliges Thor mit einer Nebenthür verschlossen wurde, hatten alle die gleiche Einrichtung. Am Eingange lag, mit der Giebelseite nach der Dorfgasse gewendet, das Wohnhaus, zu dem der Eingang indessen nur vom Hofe aus mittelst einer zweigetheilten Thür führte, deren unterer Theil stets zugehalten, der obere den Tag über offen blieb. An der Giebelseite befand sich allerdings auch eine Eingangsthür, die sogenannte »Feuerthüre;« aber sie war stets geschlossen, und hatte nur die Bestimmung, bei Feuersgefahr eine Rettung zu ermöglichen, wenn das herunterstürzende brennende Rohr- und Strohdach die eigentliche Aus- und Eingangsthür nach dem Hofe zu verschütten sollte. An das Wohnhaus, meist noch unter einem Dache mit demselben, stieß der Pferdestall, auf diesen folgten der Ochsenstall und Kuhstall in derselben Linie, während Scheune und Heustall die zweite, mittlere, und die Ställe für Schafe, Schweine, [1-156] Gänse und anderes Kleinvieh, sowie die Gelasse für Wirthschaftsgeräth die dritte Seite des Vierecks bildeten, an deren Ende, gegenüber dem Wohnhause, der sogenannte »Spiker« (Speicher) lag, der zugleich meist einer Einliegerfamilie als

Wohnung diente, wenn der Wohnraum desselben nicht etwa von dem früheren Hofbesitzer und seiner Frau, den Eltern des gegenwärtigen, eingenommen wurde, die sich aufs Altentheil gesetzt und den Hof dem ältesten Sohne überlassen hatten. Die Verpflichtung, welche der letztere gegen die Eltern übernahm, hieß das »Dodfögen« (Todtfuttern), weil er den Eltern bis zum Tode das zu ihrem Unterhalte gehörige an Naturalien und Geld zu gewähren hatte.

Jeder Vollbauer hielt ein volles »Gespann« Pferde, und meist noch zwei bis drei über diese Vierzahl, und ebensoviel Zugochsen. Sein Gesinde bestand zunächst aus dem Großknecht, auch Pferde- oder Reiseknecht genannt, — den letzteren Namen führte derselbe um deshalb, weil er das Getreide auf den Markt nach Prenzlau oder Stettin, auch wohl unter Umständen nach Berlin zu fahren hatte, was schlechthin »up de Reis' gahn« (auf die Reise gehen) hieß, wie es von dem Zurückgekehrten gesagt ward, daß er »von [1-157] der Reise gekommen.« Dieser »Reiseknecht,« der zugleich den ersten Pflug führte, das Säen besorgte und den Vormäher machte, war nach dem Herrn die erste Person auf dem Hofe. Nur vorzugsweise starke und kräftige Leute konnten diese Stelle einnehmen; denn es galt als Bedingung, daß ein solcher Reiseknecht im Stande war, einen Sack mit fünf, zuweilen auch wohl sechs Scheffeln Weizen eine Treppe hinauf oder hinab zu tragen. Ihm zur Seite stand ein »Pferdejunge,« der die Pferde zur Weide oder zur Schwemme ritt, sie auf der Weide hütete und andere geringere Dienste besorgte. Der Ochsenknecht, der ebenso einen Ochsenjungen zur Seite hatte, war der zweite im Range. Zu ihnen kamen noch ein oder zwei Dienstmägde. Das Gesinde nannte den Hofbauer seinen »Brotvater,« die Bauerfrau »Brotmutter,« und diese hinwiederum, vom Gesinde sprechend, nannten dasselbe »unse Lüde« (unsere Leute). Der Hofbauer duzte alle seine Leute, während diese ihn mit »Ji«, (Ihr) anredeten. Der Reiseknecht in Function trug immer Stulpenstiefel, und einen großen eisernen Schnallsporn am linken Fuße, und lenkte sein Viergespann vom Sattel. Uebrigens war die Kleidung der

Knechte in nichts von der des Herrn zu [1-158] unterscheiden. Gesinde und Herrschaft saßen bei den verschiedenen Mahlzeiten an einem Tische, genau nach ihrem Range in der Gesindehierarchie: die Mägde zuunterst, der Reiseknecht zunächst dem Bauer und seiner Familie. Die Mahlzeit, bei der es durchaus ernst und schweigend zuging, ward mit Gebet begonnen und geschlossen.

Zu den Honoratioren unseres Dorfes, die im Range nach den Bauern folgten, gehörte der Schmied, welcher den altberühmten Namen Wieland trug, ferner der Zimmermeister, drei Leinwebermeister und ein Tischler, zu denen sich später noch ein Schneider gesellte, welcher unserm Herrn Becken Concurrenz machte. Sie besaßen alle ihr eignes Häuschen mit einer Wörde und etwas Gartenland. Den Rest der Einwohnerschaft bildeten die bei ihnen und in den »Spikern« und »Kathen« der Bauern zur Miethe wohnenden Einlieger, welche auf Tagelohn arbeiteten, und endlich der Dorfschäfer und der Dorfkuhhirt.

Alle diese verschiedenen Menschen, ihre Familien und ihre Beziehungen zu einander, ihre Interessen und Verhältnisse waren mir nun auf das genaueste bekannt, zumal da das Pfarrhaus den Mittelpunkt bildete, in welchem sie sich auch außer den durch des [1-159] Vaters amtliche Stellung gebotenen Gelegenheiten, oftmals Rath, Hülfe und Auskunft suchend bei den mannigfaltigsten Anlässen einfanden. Jeder Krankheits- und Todesfall, jedes Familienereigniß froher Art kamen zu meiner Kunde, bildeten Gegenstände meiner Theilnahme, die sich selbst bis auf Veränderungen ihres Besitzstandes, auf An- und Verkäufe von Pferden und Schlachtvieh, ja bis auf die einzelnen Hofhunde erstreckte, mit denen wir, je nach ihrem Charakter und ihrem Benehmen gegen unsern eignen Haushund, theils auf freundlichem, theils auf feindlichem Fuße standen.

Vor allen aber waren es die großen Familienfeste der Tauf- und Hochzeitschmäuse der Bauern, welche unsere Theilnahme erregten, weil uns denselben in einzelnen Fällen beizuwohnen gestattet. ward. Eine solche Wallmow'sche Bauernhochzeit will ich im

nächsten Capitel zu beschreiben versuchen.

[1-160]

VIERZEHNTES CAPITEL

Keine Haupt- und Staatsaction der großen Welt kann für die dabei Betheiligten mit mehr Umständen und Förmlichkeiten, Verhandlungen und Ceremonien begleitet sein, als die Verheirathung eines Hoferben oder einer Erbtochter in unserm uckermärkischen Dorfe. Die armen und geringen Leute heiratheten freilich auch; aber sie waren — was sie eben anderwärts auch sind — Glieder einer Gesellschaft, die ihren Blick und ihr Interesse nur den Angesehenen und Reichen zuzuwenden pflegt.

Lange schon, ehe der Bräutigam sich zu dem entscheidenden Gange in die Pfarre anschickte, um dem Prediger die Anzeige zu machen, daß er »sich zu verändern« gesonnen sei, wie der Kunstausdruck lautete, war bereits die Kunde von dem bevorstehenden dorfhistorischen Ereignisse dorthin gedrungen. Schon die Existenz eines mannbaren Erbsohnes oder auch eines [1-161] hofbesitzenden Wittwers in rüstigen Jahren — denn fast nie verharrte ein solcher im Wittwerstande länger als die durch die Sitte festgesetzte Zeit von 1–1½ Jahre — gab in den Zusammenkünften und Gesprächen der Frau Becken mit befreundeten Bauerfrauen Stoff zu mehr oder minder sichern Combinationen und Vermuthungen; und die Fama des Dorfs in der Person von zwei alten, als Hebammen und Kochfrauen überall wohlbekannten Wittfrauen ermittelte gar bald das Resultat der von den Eltern des fraglichen Paars gepflogenen Vorverhandlungen, die sich neben der Mitgift an Geld und beweglichem Gute auch auf die »Einrichtung« des Paars bezogen, für welches entweder eine eigene Hofstelle neu angekauft, oder die alte, im Besitz der Eltern des Bräutigams oder der Braut befindliche gegen Altentheil und

Verpflichtung des »Dodfögens« abgetreten wurde. Denn niemals, außer in seltenen, stets als ein Unglück oder eine Mißheirath betrachteten Fällen, heirathete der Sohn oder die Tochter eines hofbesitzenden Vollbauern anders als wieder in einen Hof hinein.

So saßen wir denn eines schönen Herbstmorgens mit dem Vater an dem braungestrichenen Studiertische, beschäftigt, das Leben des Weiberfeindes Han[1-162]nibal aus dem schweinsledernen Cornelius Nepos nach besten Kräften zu exponiren, als ein wiederholtes Klopfen an der Thür mich zu gelegener Zeit aus der Sorge um die Auflösung einer schwierigen Participialconstruction befreite. Das unwillig strenge Herein! des Vaters war kaum verklungen, als der Anblick des Eintretenden sein Gesicht schon freundlich erhellte. Er war nämlich kein Geringerer als Friedrich Stoltmann, der einzige Sohn und Erbe des alten Schulzen von Wallmow, dessen Eintritt diese Veränderung bewirkte. Um was es sich handeln werde, war uns schon seit einiger Zeit kein Geheimniß mehr, und zudem benahm uns auch das äußere Erscheinen des Schulzensohnes jeden Zweifel über die nahbevorstehende frohe Aussicht auf ein großes Hochzeitfest, wie es lange nicht im Dorfe gefeiert worden war. Ein ganz neues dunkelblaues »Futterhemde« (Oberrock), innen mit rothem Fries gefüttert, umschloß die herculische Gestalt des stattlichen vierundzwanzigjährigen Bauernsohnes und ließ nur eben das violetmanchesterne »Bostdook« — die bis auf die Hüften reichende lange Weste — mit den zahlreichen runden versilberten Knöpfen und die prall an den Schenkeln liegenden, gelben, ledernen Kniehosen vorschimmern, deren lange [1-163] zierlich in Schleifen geschlungene lederne Kniebänder auf die mit braunröthlichen Stulpen versehenen Lederstiefeln zur Seite herabfielen, die heute statt der mächtigen Holzschuhe seine Füße umgaben. Von der Mitte des Leibes herab, unter der Weste festgebunden, hing die kurze blaue, mit rothen Zwickeln und Schnüren ausgenähte Schürze, auf deren Ueberfall zwei brennende Herzen über den Anfangsbuchstaben verkündeten, von welcher Hand er sie zum Geschenk erhalten habe. In der Hand drehte er die blausammtne,

oben mit einer Silbertroddel versehene, ringsum mit Otterpelz verbrämte Staatsmütze.

Ein Stuhl ward geboten und die Unterredung begann mit Einleitungsfragen nach dem Befinden der Eltern, dem Stande der Wirthschaft, den letzten Korn preisen in der Stadt, welche alle die Courtoisie dem Pfarrherrn vorschrieb, bis endlich nach vielfachem Drehen der Mütze und Räuspern von Seiten des Besuchs, der letztere einen Versuch zum Aufstehen machte, worauf der Vater ernsthaft und scheinbar nichts bemerkend die Frage that: ob sonst also »noch Alles beim Alten« sei?

Mit diesem Stichworte brach das Eis. Die Antwort lautete vorgeschriebener Maßen: »Dat jüst nich, [1-164] Herr Präja! Ick wull Er doch berichten, dat ick mi mit Gotts Hülp in dree Woken verännern wull!« (»sich verändern« war der technische Ausdruck für Heirathen), d. h.: »Das just nicht, Herr Prediger. Ich wollte Ihnen doch berichten, daß ich mich mit Gottes Hülfe in drei Wochen verändern wollte!«

Als Friedrich Stoltmann dieses Bekenntniß, an das sich denn auch alsbald die Nennung der ihm erwählten Braut anschloß, vom Herzen hatte, verfehlte der Pfarrherr nicht, ihm seine freudige Theilnahme an diesem »unerwarteten« Ereignisse auszudrücken, und unsere Mutter zur Beglückwünschung herbeizurufen. Von ihr wurden dem Schulzensohne ein Glas Wein und eine Butterschnitte als Ehrenerweis verabreicht, und nachdem sodann vom Vater Vor- und Zuname, Alter, Stand, Einwilligung der Eltern und was sonst zum Aufgebot nöthig, abgefragt und aufnotirt worden war, verabschiedete sich der Bräutigam unter Händeschütteln und aufgetragenen Grüßen, nachdem er zuvor die förmliche Einladung, sein Hochzeitfest zu beehren, an den Herrn Prediger und die Frau Predigerin gebührend angebracht und auch uns Kinder darin zu begreifen, nicht unterlassen hatte.

Mit welcher Andacht lauschten wir am nächsten [1-165] Sonntage in der Kirche dem ersten, und dann wieder je acht Tage später dem zweiten und dritten Aufgebote, die das große Ereigniß mit all’ den

Festgenüssen, die es uns verhieß, immer näher führten! Mit welcher Lust sahen wir an den drei Sonntagsnachmittagen unsern würdigen Herrn Becken das großblumige, bunt kattunene Brauttuch und den großen, stark duftenden Rosmarinstrauß in der Linken, den spanischen Rohrstock mit dem vergoldeten Knopfe in der Rechten, von Hof zu Hof wandern, um die Einladungen zur Hochzeit, wie es sein Amt und Recht war, in wohlgesetztem Spruche zu überbringen! Die Einladungen an die »Freundschaft« in fremden Dörfern geschahen schriftlich durch Hochzeitsbriefe, die ebenfalls zu den Accidenzien des Küsters gehörten, und bei deren Abfassung und Mundirung ich ihm an den Sonntagsvormittagen getreulich zu helfen pflegte.

Endlich erschien der ersehnte Donnerstag nach dem dritten Aufgebotssonntage; — denn diesen Tag bestimmte uralter Brauch für alle Vollbauern als Hochzeitstag und ersten Tag des Festes, welches sich von da ab bis zum Sonntag Vormittage in aller Fülle homerischen Schmausens vom Morgen bis zum Abend mit begleitendem Tanze hinzuziehen pflegte. Dreimal [1-166] läuteten am Morgen von einer halben Stunde zur andern die Kirchenglocken. Nach dem ersten Geläute erschienen Bräutigam und Braut in vollem Festschmucke, um die üblichen Gaben in die Pfarre zu überbringen. Der Bräutigam den blanken zinnernen Deckelkrug (»Kroos« genannt) mit braunem Bier gefüllt, — den Brauttrunk — und einen großen Rosmarinstrauß in der Hand; über den Krug gebreitet lag das hellbunte, diesmal seidene Brauttuch für die Frau Pfarrerin, das sonst nur von Baumwollenstoff zu sein pflegte. Die Braut trug in großer buntgemalter irdener Schüssel ein Gericht Fische, und eine Magd, beiden folgend, die Hochzeitsgans und den mächtigen »Weizenstuten.«[1] So luden sie Beide aufs Neue die Pfarrersfamilie zum Hochzeitfeste ein. Mit freundlichen Dankesworten empfing meine Mutter die Gaben; mit Würde und Salbung der Vater, bereits mit dem geistlichen Ornate, dem »Talare« angethan, das Paar, das er vor Jahren in der Kirchenlehre unterrichtet und confirmirt hatte, und das er nun jetzt für das Leben vereinen sollte. Eine unbewußte

Rührung durchzog selbst unsere Knabenherzen [1-167] bei den freundlich ernsten Worten, mit denen der Vater diese Erinnerung in seine Ansprache verflocht. Es weinte die Braut, die hübsche neunzehnjährige Elisabeth Burow, es weinte die Pfarrerin und wir weinten zur Gesellschaft mit, ohne daß darum unsere Blicke weniger erfreut die Pracht des Brautschmucks gemustert, oder unsere Gedanken sich von der nahen Aussicht auf die rothbezuckerten Hochzeitschüsseln abgewendet hätten. Nur der Pfarrherr behauptete seine ruhige Würde und der Bräutigam seine phlegmatische Gelassenheit.

Beim dritten Läuten begann der Hochzeitszug. Voran die Braut, geleitet von den »Brautjungfern« und gefolgt von zwei »Brautdienern,« Junggesellen aus der Verwandtschaft, von deren rothseidenen Bandolieren eine Unzahl rother und blauer Bänder über Schultern und Rücken herabwallten, und deren Hüte gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Die Braut selbst strahlte in vollem Glanze des von der Sitte gleichfalls streng geregelten »Aufputzes.« Vor Allem war ihr Haupt das Staunen und die Bewunderung aller Zuschauer. Eine Künstlerin, welche aus dem nahen Städtchen Brüssow eigends zu diesem Theile des Aufputzes geholt worden war, hatte das Wunder[1-168]werk vollbracht. Mit Hülfe der nöthigen Frisur-Ingredienzien erschien der Umfang des bräutlichen Hauptes um das Doppelte vermehrt und das gekräuselte und gepuderte Haar mit einer verschwenderischen Fülle von Flittern und bunten Glasperlen, Zitternadeln, gemachten Blumen und sonstigen Glitzernden und Gleißenden zu einem Rundbau ausstaffirt, auf dessen höchster Spitze, und doch kaum sichtbar, die mit Myrthen durchflochtene Brautkrone prangte. Vom Hinterkopfe herab über Schultern und Rücken wallten und flatterten breite, abwechselnd blaue und rothe Seidenbänder. Ein schwarzblaues Mieder, über welches sich das schlehweiße Spitzentuch emporhob, umschloß die Brust der kernigen frischen Gestalt, über den Hüften aber sich einer über den andern die größtmögliche Zahl von wollenen, baumwollenen, tuchenen und halbtuchenen Röcken, nur

wenig über die Strumpfbänder herabfallend, zu den hellblauen Strümpfen, deren bis zur Wade reichende kunstvoll gearbeitete rothe Zwickel völlig sichtbar blieben. Diese Fülle der Röcke, die den Umfang, aber nicht die Steifheit der modernen Reifrockstracht zeigte, bezeichnete nämlich den Rang und Reichthum der Vollbauerntochter, wie die neun Jacken die Fülle und das Ansehen des Immermann'schen Hofschulzen im West[1-169]falenlande. Auch walteten dabei in Zahl und Stoff, in Farbe und Bandbesatz feste Regeln des Herkommens und Brauchs für Höhere und Niedere in unverbrüchlicher Strenge und genau bestimmten Unterschieden.

Auf die Braut mit ihrem Geleite folgte, von den nächsten Verwandten umgeben, der Bräutigam im neuen blauen rothgefütterten »Gottestischrocke,« übrigens in dem früher beschriebenen Anzuge, nur ohne Schürze, und den Hut statt der Otterbrämmütze auf dem Haupte. Dann der lange Zug der Sippen und Gäste, die Männer voran, die Frauen zuletzt, Alles paarweise. Hinternach aber drängte sich Alles, was Beine hatte, an alten und jungen Weibern im Dorfe aus den Classen der Einlieger und Büdner, der Tagelöhner, Knechte und Mägde und die gesammte Schuljugend, die heute bereits um 9 Uhr aus Herrn Becken's Schulstube für den ganzen Tag entlassen war, und füllte gaffend und staunend die hintersten Kirchstühle und das Chor, bis sie mit einstimmte in das:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen —

das gleichfalls von der Sitte vorgeschriebene »Trauungslied,« welches Herr Becken mit einem, nur seiner geübten Kehle in dieser Meisterschaft eigenen Tremu[1-170]lando intonirt, und nach jeder Verszeile noch über den Gesang der Gemeinde hinaus mit einer langen Fermate auszuhalten weiß, die er dann ebenso geschickt zum Anfange der nächsten Zeile überschwingt. Der Sonnenschein zittert durch die grün und röthlich verglasten Kirchenfenster und

spielt auf den bunten Flittern und Glasperlen der stillen »Todtenkrome,« die an Altar und Canzel und an den nächsten Wandseiten buntbebändert hängen. Ein Hänfling, den Herr Becken mit Hülfe seines Ludwig vorher vergebens aus der Kirche zu scheuchen versucht hat, fliegt ein paar Mal hin und wieder durch die Räume und läßt sein Zwitschern in den Pausen des Gesangs vernehmen, ohne dadurch die Andacht zu stören.

Lassen wir jetzt den würdigen Pfarrherrn seine Trauungsrede beginnen, und begeben wir uns inzwischen nach dem Hause der Hochzeit, welche regelmäßig bei den Eltern der Braut »ausgerichtet« wird.

Am Hofthore, auf sandbestreutem Platze sind die fünf aus der Stadt bestellten Musikanten an einem Tische postirt, welche als Vorbereitung zu der ihrer wartenden schweren Arbeit ihre hungrigen Mägen und durstigen Kehlen mit dem Inhalte der vor ihnen stehenden Eß- und Trinkbarkeiten zu stärken eifrig be[1-171]flissen erscheinen. Auf dem gepflasterten, mit Sand und grünem Laubwerke bestreuten Hauspfade innerhalb des Hofes treten wir ein in die mit Buchsbaum und Tannenzweigen verzierte Hausflur, die uns mit den einladendsten Düften aus dem Raume der daran stoßenden weit geöffneten Küche begrüßt. Dort nämlich siedet, brodelt und dampft aus gewaltigen Kesseln, Grapen, Pfannen und Töpfen der Vorschmack der nahen Gaumfreuden in reicher Fülle empor. Denn gewaltig sind die Anstalten, welche Vater Burow, der reichste der Bauern, und als erster Kirchenvorsteher unmittelbar dem Schulzen, seinem Schwäher, im Range folgend, zur Feier der Hochzeit seiner Tochter mit dem Schulzensohne und zur gehörigen Verköstigung seiner zahlreichen Hochzeitgäste während dreier vollen Tage und darüber, schon seit zwei Wochen gemacht hat. Die Fülle der Spezereien und Gewürze, der gewaltigen Reis- und Rosinensäcke, welche der Kaufmann in der Hauptstadt der Uckermark geliefert hat, steht im Verhältniß zu den sonstigen Zurüstungen, zu denen Haus und Hof, Speicher und Vorrathskammer das Material hergegeben haben. Nicht weniger als

ein gemästeter Ochse, fünf bis sechs feiste Hämmel, Kälber und Schweine, gegen zwölf fette Gänse und [1-172] eine Unzahl Hühner sind als die Opfer einer Munificenz gefallen, die in dem gesegneten Appetite und dem kolossalen Fassungsvermögen der Gäste ebensowohl, als in der Freigiebigkeit, mit welcher an solchen Festen der Aermeren des Dorfs gedacht wird, ihre entsprechende Begründung findet. Denn es ist eine schöne Sitte, daß an solchen Fest- und Ehrentagen eines reichen Bauernhofes kein Haus des Dorfes leer ausgehen darf. Die Kinder der ärmeren Einwohner, die Altersschwachen, die Greise und Greisinnen, Alles stellt sich ein, und trägt an Brot und Reis und Fleisch, nicht von den Resten und Abfällen der Tafel, sondern *vor* der beginnenden Festmahlzeit, auf mitgebrachten Tellern und Näpfen oder in gehöhlten Brodstücken seinen Theil vom Schmause davon. Auch die Daheimgebliebenen aus den geladenen Familien werden nicht vergessen, sondern mit reichlichem Antheile bedacht.

Doch sehen wir uns weiter im Flure und Hause um. Da lagern die gewaltigen Biertonnen, die duftenden Branntweinfässer, mit blanken Zapfkrähnen versehen, aus denen bereits die steinernen Deckelkrüge und die bunten Gläser auf den Tischen gefüllt werden. Die Fische aber, ein Hauptgericht des Festes, hat diesmal der Brautvater mit einer eignen Wagenfuhre [1-173] nicht vom Uckersee, sondern vom fischreichen Haffe hergeholt, und die gewaltigen Welse, Hechte und Störe, die breiten Karauschen und Bleie, und was sonst die Gewässer des Haffs von Bewohnern ersten Ranges bergen, sind schon Tags zuvor in riesigen Zubern, Wannen und Fässern auf dem Hofe ein Gegenstand der Bewunderung der Dorfschaft gewesen.

Aber es wird Zeit, daß wir uns in den eigentlichen Festräumen umsehen, ehe die Trauung in der Kirche zu Ende geht. Treten wir also links vom Hausflur in die große geräumige Hauptwohnstube des Hauses. Alles was sonst von eisenbeschlagenen Truhen, buntgemalten »Laden,« Spinden und Schränken und anderem Geräthe dieselbe füllte, hat auf den Bodenraum (»Böhn« genannt)

entweichen müssen. Nur die lange, altersgebräunte Gestalt der hölzernen Wanduhr, deren feierlicher Pendelschlag die ahnungsvolle Stille belebt, und das kleine erhöht hängende nußbaumne Eckspinde mit dem gelben Sterne in der Mitte des kunstreich ausgelegten Thürchens, — das Allerheiligste des Hausherrn, welches neben Bibel und Gesangbuch und Kalender auch wichtige Schriftstücke und den baaren Geldvorrath in seiner geheimnißvollen Tiefe birgt — genießen das Vorrecht, auf ihrer Stelle [1-174] verbleiben zu dürfen, und schauen verwundert herab auf die fremdartige Umgebung: bis sie sich erinnern, daß es vor langen Jahren bei der Hochzeit des Brautvaters einmal ebenso um sie her ausgesehen habe, wie heute. Feierlich knistert der Sand, raschelt der Buchsbaum, duftet der Kalmus unter unsern Tritten. Die Wände sind von der Decke bis zum Fußboden mit schneeweißen Leinlaken besteckt, an denen, neben einer Fülle von Zindeln und Fähnchen von »Knistergold,« mit langen Schnüren der Inhalt eines ganzen bunten Bilderladens verfestigt ist. Fast alle großen Potentaten und Potentatinnen Europa's vom Großtürken bis zu Friedrich Wilhelm III. finden sich hier versammelt. Nur Napoleon fehlte oder erschien höchstens in irgend einer Caricatur, etwa als Schwefelholzhändler mit der geistreichen Unterschrift:

Bonepart ist nicht mehr stolz,
Handelt mit Schwefelholz,
Ruft Straß' auf und Straß' ab:
Wer kauft mir Schwefel ab?

Aber alle Männer des Preußenvolks und der Freiheitskriege, Schill und Blücher, Hofer und der Herzog Braunschweig-Oels, letzterer hoch zu Roß, mit der Unterschrift:

Oel schwimmt boben! (oben),

[1-175] neben ihm seine Reiter mit Todtenkopf-Czako und

geschwungenem Säbel, dürfen nicht fehlen. Schlachtbilder und Neujahrswünsche hängen nebeneinander. Sieger und Besiegte, Feinde und Freunde in der Weltgeschichte da draußen, vereint hier die friedlichste Nähe. In den zahlreichsten Exemplaren jedoch ist der alte Fritz, der echte preußische Volkskönig, zu Fuß und zu Roß, mit und ohne Krückstock, zu schauen. In ganz besonderer Herrlichkeit prankte aber der sogenannte »Brautwinkel,« die Ecke unter dem vorhin erwähnten Nußbaumschränkchen — der für die Braut und ihre Brautjungfern bestimmte Ehrenplatz der Tafel. Ein großes Bild mit zwei brennenden Herzen auf einem Altare, über dem ein schnäbelndes Taubenpaar mit der Inschrift:

Schnäbelt Euch, ihr Täubchen!
Heut wirst Du mein Weibchen,

umkränzt mit Blumen, Taxus, Buchsbaum und Rosmarin, bezeichnet diesen Ehrenplatz des Brautwinkels, den Festplatz der Braut, die in diesem Augenblicke das verhängnißvolle *Ja*! am Altare ausspricht.

Und nun noch geschwind einen Blick auf die weißgedeckten Tafeln, die sich in allerlei Windungen rings an den Wänden hinziehen und in die geöffneten Neben[1-176]stuben und Kammern des Hauses fortsetzen. Buntgemalte irdene und blankgescheuerte zinnerne Teller, letztere nach den zu den Namen hinzugravirten Jahreszahlen oft ein Jahrhundert alt, vor jedem ein buntgemaltes Trinkglas für die stärkeren Spirituosen und ein zinnernes oder steinernes »Kroos« mit eingravirten oder aufgebrannten Trinksprüchen, bezeichnen nebst Zinn- und Blechlöffeln die einzelnen Plätze. Messer und Gabeln sind nur für die Frauen und für die Plätze der Pfarrgäste vorhanden, denn die Männer bringen jeder sein Einschlagmesser mit. Für den Herrn Prediger und die Seinen steht eine Flasche Wein nebst Weingläsern auf dem Tische und liegen blanke Zinnlöffel bereit. Für je vier Personen endlich streckt sich, über die volle Breite des Tisches reichend, der kolossale Leib eines frischgebackenen »Weizenstutens« einladend aus. —

Aber horch, da schallt schon der Schlußgesang der Trauung von der nahen Kirche herüber. Das Geläute ertönt aufs Neue, die Dorfjugend schreit und juchheit, und die Trompeten, Pfeifen und Clarinetten der Musikanten lassen einen Jubelmarsch erschallen. Die Trauung ist zu Ende; der Zug geleitet das Paar von der Kirche zu Hause, und zerstreut sich dann, [1-177] soweit er aus Dorfbewohnern besteht, in die Wohnungen, um die Gesangbücher und einige Theile des kirchlichen Staates, die Männer die Hüte, die Frauen ihre großen damenhutartig vorstehenden gesteiften Kirchganghauben, abzulegen und mit bequemerer Tracht zu vertauschen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde stellen sich die Gäste allmälig im Hochzeithause ein. Jeder Neuankommende wird von den Musikanten mit einem Tusch begrüßt, der Pfarrer mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen empfangen mit einem besondern »Stücklein.«[2] Die seltene Anwesenheit meines Vaters bei solchen »Gastgeboten« in den Bauernfamilien pflegte nie über eine Stunde ausgedehnt zu werden, meist zog er sich noch vor deren Ablauf zurück. Es geschah dies nicht in der Besorgniß, der Freude der Gäste irgend welchen Zwang anzuthun — denn hier ging alles seinen ruhigen, von Sitte und Herkommen vorgeschriebenen Gang, und Vorkommnisse von Trunkenheit und Rohheit waren bei solchen Festen etwas fast Unerhörtes — sondern aus festen Grundsätzen, die er sich ein für allemal für seinen Verkehr mit seinen Bauern ge[1-178]macht hatte, und von denen er niemals abzuweichen sich gestattete. Daraus ergab sich als Resultat zwar keine gesellige Vertraulichkeit, wohl aber ein Verhältniß achtungsvoller Ehrerbietung der Bauern zu ihrem »Herrn Prediger,« das sich während seiner ein Menschenalter währenden Amtsführung dauernd erhielt.

Doch zurück zur Hochzeit. Alle Gäste haben bereits auf den langen Bänken Platz genommen. Die mit »rothem Zucker,« einer Mischung von Zucker und gestoßenem Zimmet, fingerdick überstreuten Reisschüsseln, welche nebst den in Zwiebelbrühe gekochten Fischen bei allen »Ausrichtungen« den ersten Gang

bilden, dampfen vor ihnen. Da unterbricht plötzlich Herr Becken die erwartungsvolle Stille, indem er mit mächtiger Stimme den ersten Vers des Kirchenliedes:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
Dem Geber aller Gaben —

anstimmt. Kaum sind. die letzten Töne verklungen, so erhebt er sich im Vollgefühle seiner küsterlichen Würde, die ihm bei dieser Gelegenheit allein im Beisein seines Herrn Predigers das Wort verleiht, zum Sprechen des Tischgebets, mit dessen Schlußversen:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Gesegne uns Alles, was Du uns bescheeret hast!

[1-179] die letzten Schranken sinken, welche den Appetit der Gäste von den sie erwartenden Schüsseln trennten.

Der Mittagsschmaus begann um halb ein Uhr und endete gegen halb vier Uhr. Denn der Bauer ißt mit großer bedächtigster Langsamkeit. Die Gerichte waren sowohl in Anzahl und Auswahl als auch in ihrer Aufeinanderfolge durch Brauch und Herkommen fest bestimmt, und eigentlich für alle Classen der Dorfbewohner bei ähnlichen Gelegenheiten — Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnißschmäusen — dieselben. Nur Qualität, Fülle und Zubereitung machten einen Unterschied, je nach dem Vermögen der Gastgeber; aber nur bei den ärmsten vertrat der inländische Hirsebrei die Stelle des ausländischen Reises und fiel das Gericht des letzten Ganges aus.

Immer für je zwei einander gegenübersitzende Personen war eine Schüssel mit Reis und eine andre mit Fischen, sowie ein Napf mit Salat bestimmt, welcher, zum Theil schon Abends zuvor bereitet, und deshalb von stahlbläulicher Färbung, in einer stark versüßten Essigbrühe schwamm. Langsam aber sicher ging das Werk der Vertilgung so kolossaler Vorräthe seinen Weg. Endlich ist

dem ersten Gange sein Recht geschehen. Die leeren Teller, Näpfe, Schüsseln ver[1-180]schwinden unter den Händen der bedienenden Mägde, der Brautmutter und noch einer andern Person, von welcher gleich die Rede sein wird, und es erscheint der zweite Gang, bestehend aus Massen gekochten Rindfleisches, Hammel- und Schweinefleisches mit einer Fülle von Rosinen, Pflaumen und Zwiebeln in der umgebenden Brühe, dazu die dampfenden Schüsseln mit Sauerkraut. Neue Angriffe, neue Siege führen die tapfern Kämpfer zum dritten Gange, der aus Hühnersuppe mit Rosinenreis und den gekochten Hühnern in derselben besteht. Die Sitte, die Suppe zuletzt zu essen, ist in dem nahen Rügen selbst im bürgerlichen Mittelstande herrschend und soll aus Schweden stammen.

Mit diesem Gange ist das Werk eines echt homerischen Festschmauses vorläufig geschlossen, und es beginnt der letzte Act des Mittagsfestmahls. Teller mit Salz, Pfeffer und »Nägelken« (Gewürznelken) bedeckt, gehen umher, auf dem die Freigiebigkeit der Gäste eine Geldgabe für die Kochfrauen opfert. Nachdem diese Teller die Runde gemacht haben, erscheint von den Brautdienern getragen, auf kolossaler zinnerner Schüssel, der »Brautapfel,« eine gewaltige, mittelst langer dünner Stäbe erbaute, mit Papier- und Knister[1-181]goldfähnchen, Taxus, Buchsbaum und Blumen verzierte, oben mit einer Krone geschmückte Apfelpyramide, welche zu gleichem Einsammeln von Gaben für die aufwartenden Frauen und Mägde bei den Gästen die Runde macht. Nachdem dieselbe vollendet und die Schüssel ihres Geldinhalts entleert ist, wird die Brautapfelpyramide vor den Platz der Braut gesetzt. Und nun stürzen die anwesenden Junggesellen und Mädchen, die sich zu dem Ende von ihren Sitzen erhoben haben, von allen Seiten herbei, und zertrümmern und zerreißen das Kunstwerk, um einen Apfel, eine Fahne, einen Zweig oder gar die Krone selbst als Andenken davonzutragen, deren Erlangung für eine glückliche Vorbedeutung gilt.

Nachdem sich das von dieser Gewaltscene unzertrennliche

Lärmen und Kreischen gelegt und Alles wieder seinen Platz eingenommen hat, erhebt sich Herr Becken aufs Neue und stimmt, nachdem er durch mehrmaliges Räuspern sich die nöthige Stille gewonnen hat, mit einer von dem genossenen Guten gekräftigten Stimme das Danklied an, woran sich dann das Schlußgebet mit seinem:

»Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.
[1-182] Wir bitten unsern lieben Herrn:
Er woll uns hinfort mehr bescheern!«

als letzter Grenzstein des Festmahles schließt.

Benutzen wir jetzt die kurze Zwischenzeit, während welcher das Hauptzimmer durch eilige Abräumung und Beseitigung aller Tischtafeln, Böcke, Stühle und Bänke zum Tanzen und die Nebenstuben und Kammern für die Liebhaber des Tabaks, des Solo's und des »Discurrirens« hergerichtet werden, um den Bericht über die Vorgänge bei der Tafel noch in einigen Stücken zu ergänzen.

Bedächtiger Ernst und phlegmatische Würde bilden den Grundzug der Tafelstimmung. Gesprochen wird während der ganzen ersten Zeit aus begreiflichen Gründen wenig; der andächtige Ernst der Beschäftigung mit Essen und Trinken läßt es nicht dazu kommen.

Selbst Herr Becken beginnt erst bei dem dritten Gange sein Talent der Unterhaltung zu entwickeln und die Stimmung mit einigen »Späßen« zu steigern, deren Wirkung nicht durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß dieselben meist gute alte Bekannte sind. Denn der uckermärkische Bauer ist ein Freund des »Conservativen,« selbst in dieser Beziehung. Allmälig unterbrechen in kürzeren Pausen die »Gesundheiten,« welche [1-183] mit einem »Prost! Pät (Gevatter) Wendt!« zugebracht und mit einem »Toor Gesundheit, Pät Stoltmann!« beantwortet werden, die vorherrschende Ruhe und Stille. Aber erst nach der Hühnersuppe

tritt mehr Leben ein, wagt hier und da ein Alter einen Scherz an die Braut im »Brautwinkel« zu richten. Und der Bräutigam? —

Für diesen Guten ist in der That der Beginn seiner Hochzeitfestfreuden von ganz eigenthümlicher Art. Gleichsam als sollte er vor allen Dingen zuerst in die Mühen und Sorgen des Hausvaterstandes eingeweiht werden, wird ihm nämlich bei dieser ersten Hauptfestmahlzeit nicht nur kein Platz am Tische, sondern nicht einmal ein ruhiger reeller Antheil an den Tafelfreuden vergönnt. Vielmehr will es die Sitte, daß er mit den Brautdienern das Geschäft eines Aufwärters der schmausenden Gäste versehe, von denen es sich die Matadore angelegen sein lassen, ihn mit allerlei Anrufen und Aufträgen in Bewegung zu erhalten. Nur von Zeit zu Zeit reicht ihm, damit er nicht ganz leer ausgehe, die Braut von dem Brautwinkel aus irgend einen guten Bissen oder ein paar Rosinen und Pflaumen auf ihrer Gabel über den Tisch zu, die er dann stehend zu verzehren hat, bis [1-184] ihn das Klappen der Bierkrüge wieder auf seinen Schenkenposten fordert.

Aber jetzt ist der Tanzraum hergerichtet, die jungen Frauen und Mädchen ordnen sich auf den rings an den Wänden laufenden Bänken, und vom Musikantentische hinter dem geräumigen Kachelofen, aus der sogenannten »Hölle« her, erschallen nach manchen ohrzerreißenden Stimmversuchen der Künstler die ersten Klänge des Walzers. Die Braut mit einem der Brautdiener eröffnet den Reigen und ihnen nach dreht und schwingt sich die übrige Jugend in der erstickenden Enge. Die Dielen erdröhnen von den Hochsprüngen und dem stampfenden Aufschlage der jungen Burschen, der für ein Zeichen besonderer Tanzvirtuosität angesehen wird. Das eigenthümlich langgezogene, in gellender Höhe endende Juchhei! eines Matadors unter den Jüngern übertönt alle Clarinetten und Geigen, und wer die Redensart »vor Lust *deckenhoch* springen,« als eine Wahrheit schauen will, der konnte hier die beste Gelegenheit dazu finden. Denn so unähnlich auch die Pfeifer und Geiger ihrem Ahnherrn, dem Felsen und Bäume bewegenden Orpheus sein mögen, so erweisen sie sich doch darin ihm verwandt,

daß es nur ihrer Kunst gelingt, die [1-185] träge Schwerfälligkeit und die apathische Langsamkeit und Unbeweglichkeit dieses Geschlechts, die sonst im Leben kaum durch irgend ein Motiv überwunden werden können, aus sich herauszubringen und in ihr Gegentheil zu verwandeln. Bald nach den ersten Walzern und »Schottischen« verschwinden die Röcke der Tänzer und in Hemdsärmeln beginnt der Tanz von Neuem, in dem Kegelquadrillen, und der beliebte »Zweitritt« mit dem »Hopser« abwechseln. Der Tanzboden wird in den Zwischenpausen immer von Neuem durch Kehren und Sprengen mit Wasserwedeln praktikabel gemacht, die Fenster sind schon lange theilweis geöffnet, die Lichter und Lampen an den Wänden machen schwache Versuche, die Staub-, Dunst- und Tabakrauchwolken, welche über dem Ganzen lagern, zu durchdringen. Vor der Thür, auf dem Vorflur, vor den Fenstern drängt und pufft sich die Masse der zuschauenden und zuhörenden Dorfjugend, und tanzt nach den zu ihr dringenden Clarinettschreien und Trompetenstößen so gut es eben geht; und so tanzt und springt und schreit und jubelt die Festlust, bis der Anbruch des Morgens und die völlige Erschöpfung der Musikanten dem ersten Tage ein Ende machen.

[1-186] Die unüberwindlich scheinende Arbeit dieses Tanzens, welches sich durch die folgenden Tage und Nächte vom Donnerstage bis zum Sonntag Morgen hinzieht, wird einestheils durch die gewaltige, an schwere körperliche Anstrengung von früh auf gewöhnte Leibesbeschaffenheit dieses kraftvollen Menschenschlags, und demnächst auch durch die kurze Dauer der einzelnen Tänze einigermaßen ermöglicht. Die letztere liegt nämlich im Interesse der Musikanten, welche, nicht von den hochzeitgebenden Eltern, sondern von jedem der männlichen Tänzer, und zwar für jeden einzelnen Tanz mit einem Münzgroschen — deren damals zweiundvierzig auf den Thaler gingen — bezahlt wurden. So thürmen sich denn bald förmliche Haufen Geldes auf dem Musikantentische auf, und die Sprünge und das Aufstampfen der Tänzer hat neben dem orchestrisch-

künstlerischen auch noch den anderweitigen Nebenzweck, die Fülle des Silbers in den strotzenden Taschen der Tänzer laut und hell erklingen zu lassen.

Der nächste Morgen findet um neun Uhr die gesammten Gäste nach kurzer Ruhe wieder im Hochzeitshause versammelt, um das Frühstück einzunehmen. Wen es etwa befremdet haben sollte, daß in der [1-187] Schilderung des gestrigen Schmauses grade der wichtigste Theil eines festlichen Mittagsmahles, die Braten, nicht erwähnt wurden, der findet heute, wenn er mit uns in die festlichen Räume eintritt, die Lösung des Räthsels. Die Sitte weist nämlich bei allen »Ausrichtungen« den Braten nicht dem Mittags-, sondern dem Frühmahle zu; und so sehen wir denn auch heute die Tafeln mit einer Anzahl von kalten, schon am Tage vor Beginn des Festes zugerichteten Hammel-, Gänse-, Schweine-, und Rinderbraten bedeckt, neben denen sich die gigantischen Weizenstollen, und die zierlich in Gestalt von Gluckhennen mit Küchlein, Enten u. s. w. geformten Buttermassen einladend präsentiren. Auf je zwei Gäste ist immer ein Braten gerechnet, Gebet und Gesang beginnen und schließen auch hier wieder das Mahl, nach dessen Beendigung der Tanz von Neuem beginnt, den dann um ein Uhr wieder ein Mittagsmahl wie das gestrige unterbricht.

Nach Beendigung desselben rüstet man sich zu einem der wichtigsten Acte des Festes. Es ist dieses der Umzug des »Kranzabtanzens,« welches, wenn Wetter und Jahreszeit nicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, im Freien stattfindet. Vor der Thüre des Hofes haben sich bereits die [1-188] Musikanten aufgestellt. Die Brautdiener ordnen die Paare des Zuges, die sich, um einander fester halten zu können, die weißen oder bunten Taschentücher um die Hände schlingen und so eine schwer zerreißbare Kette bilden. Endlich giebt der erste Brautdiener das Zeichen zum Aufbruch, und nun durchzieht der Schwarm, jubelnd, kreischend und jauchzend das ganze Dorf; voran die Fiedler und Pfeiffer, die unaufhörlich ein und dieselbe Melodie des Hochzeitliedes aufspielen, dessen Verse lauten:

Schürt den Ketel ut,
Dat is mine Brut!
Didel, didel, didel deidum!

In alle befreundeten Höfe und Häuser bricht die Genossenschaft des lustig tollen Reigens ein, schleppt Haus und Küchengeräthe mit sich fort, um es draußen wieder abzuwerfen, und verübt auch sonst allerlei unschädlichen Muthwillen. Dann geht es zum Dorfe hinaus, durch Gartenland und Wörden, über Zäune und Hecken, über Wiesen und Triften, die Musikanten immer voran, aus Leibeskräften die Melodie jenes Tanzliedes geigend und blasend. Dazwischen [1-189] schallt das Juchheien der Burschen und das Kreischen der Mädchen, die dem chorführenden Brautdiener überall hin, durch alle Hindernisse folgen müssen, während derselbe seine Ehre darein setzt, bei diesem tollen Reigen die wunderlichsten Touren anzugeben. Endlich, nachdem sie das Dorf und die anstoßenden Wiesen und Felder umkreiset haben, kehrt der Zug wieder zurück in das Hochzeitshaus.

Hier ist inzwischen mit der Braut eine Metamorphose vor sich gegangen. Sobald nämlich der eigentliche Brautreigen des Kranzabtanzens im Hause beginnt, führen mehrere verheirathete Frauen, die zu den nächsten Verwandten der Braut gehören, die letztere in ein Gemach auf den Hausboden, wo ihr unter allerhand Ceremonien der Brautkranz abgenommen und statt dessen die große gestreifte, hutartige Strichhaube aufgesetzt wird. Dies Geschäft zieht sich so lange hin, bis der Zug der Tanzenden zurückkehrt, wo dann die jungen Burschen, voran die Brautdiener, die Treppe hinaufstürmend, unter Lärmen und Pochen an der verschlossenen Brautkammer die Weiber auffordern, die »Junge Fru« herauszugeben. Endlich wird geöffnet und die Braut [1-190] in den Tanzsaal hinabgeführt, wo sie von allen Gästen zum ersten Mal unter allerhand herkömmlichen Späßen als »Junge Fru« begrüßt wird, worauf der Tanz wieder seinen Anfang nimmt.

[1-191]

FÜNFZEHNTES CAPITEL

In Festen, wie das so eben beschriebene, zu denen sich noch die ähnlichen Festschmäuse der Kindtaufen, — »Kindelbiere« genannt, — gesellten, nahmen wir Kinder nun unsern, wenn auch beschränkten, so doch erfreuenden lebhaften Antheil. Im Uebrigen aber verfloß damals das Leben unseren Bauern außer diesen großen Familienfesten ohne alle und jede Unterbrechung der täglichen Gleichförmigkeit. Die Sitte der Weihnachtsbäume und der Weihnachtsbescheerungen war ihnen fremd. Nur zum Neujahrsfeste wurde ein Festgebäck bereitet, das aus zweierlei Arten von Kuchen, »Pelz« und »Wofeln« (Waffeln) bestand. Der Pelz war ein tellergroßer, zolldicker, sehr fetter runder Fladen, zu dessen Bereitung sich die ärmeren Leute statt der Butter oder des Schmalzes auch wohl des aus Leinsamen gepreßten Oels bedienten, was uns jedoch nicht hinderte, auch dieses Backwerk gelegentlich zu versuchen. An diesem Feste zogen die Kinder der ärmeren Ein[1-192] wohner bei den wohlhabenderen glückwünschend umher, um unter Absingung des Spruches:

»Ik wünsch ju fröhlich Niejahr,
Väl Gesundheit,
Freed' un Einigkeit,
Langes Leben!
Mütt' mi ok en Pelz geben!«

eine Kuchenernte zu halten, an welcher Unternehmung wir uns auch wohl gelegentlich bei bekannten Bauern heimlich betheiligten.

Ein Gleiches geschah bei einer andern Gelegenheit. Wenn

nämlich an den beiden großen Prenzlauer Jahrmärkten die Bauern der benachbarten Dörfer, welche unser Dorf zu passiren hatten, mit ihren vierspännigen Wagen zurückkehrten, so besetzten wir vereint mit der Dorfjugend das Prenzlauer »Endehecken« — jedes Dorf war nämlich damals mit einem solchen Endehecken, d. h. einer breiten und niedrigen, aus Brettern und Balken bestehenden Gatterthür an seinen Ausgängen geschlossen — und versuchten unter dem Geschrei:

To is de Dör,
Stuten her daför!«[1]

[1-193] als Lohn für die Aufdrehung desselben eine kleine Abgabe an Semmel oder Kümmelprätzeln zu erheben, was uns auch in den meisten Fällen gelang, worauf denn die Beute schließlich vertheilt wurde. Zuweilen aber kam es auch wohl vor, daß wir des geforderten Zolles verlustig gingen, und statt dessen von dem Rosselenker einen Schmiß mit der Peitsche davontrugen, wofür er denn freilich in die Lage versetzt ward, unter unserm Hohngeschrei vom Sattelpferde absteigen und die Einfahrt sich selber öffnen zu müssen.

Wie am Neujahrstage »Pelz und Wofel«, so wurden am Osterfeste »Ostereier« eingesammelt. — An diesem Feste ging es jedoch sehr lebhaft her. Es herrschte nämlich die Sitte, sich am Ostermorgen unter einander außer den buntgefärbten Ostereiern auch mit etwas Anderem, weniger Angenehmem, nämlich mit der sogenannten »Osterstüpe« zu beschenken. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Man versah sich schon einige Zeit vor dem Feste mit frisch abgeschnittenen Birkenreisern, die man in wassergefüllten Töpfen und Gläsern bewahrte, um sie zum Grünen zu bringen, — denn grün mußte die daraus gebundene »Osterruthe« sein, oder wenigstens einen grünen Blätterschimmer an den Knospen zeigen, wenn sie als verwendbar gelten sollte. [1-194] Am Ostermorgen kam es nun darauf an, möglichst früh aufzustehen, um den mit der

Osterruthe zu Begrüßenden womöglich noch im Bette zu überfallen, und ihm unter dem Rufe: »Stüp', stüp' Ostereier!« einige Ruthenstreiche beizubringen. Und da man mit diesem Geschäft einmal im Gange war, so wurde dasselbe auch wohl am Tage noch fortgesetzt, woraus sich denn zuweilen ernsthafte Ruthenduelle unter uns Jungen entspannen.

Heiterer und fröhlicher noch gestaltete sich die Feier des Pfingstfestes. Am Vorabende desselben war Alles beschäftigt, die Eingangsthüren und das Innere der Häuser mit grünen »Maien«, Birkenzweigen, welche der Birkbusch des Dorfes lieferte, auszuschmücken, und die Dielen mit frischgebrochenem Kalmus zu bestreuen. Auch die Kirche entbehrte dieses Schmuckes nicht, den die Frauen und Mädchen der Kirchenvorsteher zu besorgen hatten. An diesem Feste hatten ferner die sogenannten Pferdejungen ihre Saturnalien. Sie erbauten zu dem Ende auf der größten der Gemeindewiesen eine »Pfingsthütte«, zu der ihnen vom Schulzen aus dem Gemeindewäldchen eine Anzahl Bäume geliefert wurden. Dann zogen sie mit Tagesanbruch von Hof zu Hof durch das Dorf, um das sogenannte [1-195] Pfingstknallen (»Pingstknappen« genannt) abzuhalten. Sie stellten sich nämlich vor jedem Bauernhofe im Kreise auf, der beste »Knaller« trat als »Pfingstkönig« in die Mitte, und so begannen sie mit ihren langen getheerten Peitschen, welche an vielsträhnig gewundenen biegsamen Stöcken befestigt waren, ein kunstmäßiges donnerndes Peitschenknallen, das wie Rottenfeuer anzuhören war. Nach Darbringung eines jeden solchen Ständchens, wobei auch das Pfarrhaus nicht leer ausging, sammelten sie eine Gabe an Geld und Lebensmitteln ein, mit der sie sich nach Beendigung ihres Rundgangs unter lautem Peitschenknallen aus dem Dorfe in ihre Pfingsthütte zurückbegaben, und daselbst unter Jubel und Tanz den Ertrag verschmausten und verzechten. Für die Dauer des Festes ward auch der gewöhnliche Brauch, zufolge dem die Last des eigentlichen Hütens der weidenden Pferde immer auf den Jüngsten und Schwächsten fiel, aufgehoben und durch eine im Voraus geordnete Reihenfolge ersetzt. Jener Brauch war nichts

mehr und nichts weniger als das Faustrecht des Stärkeren. So oft nämlich eins oder mehrere auf der Weide befindlichen Pferde und Füllen sich von der Wiese zu entfernen und die anstoßenden Getreidefelder zu schädigen begannen, wur[1-196]den von dem ältesten oder stärksten der als Hüter anwesenden Pferdejungen zwei aus der Genossenschaft aufgerufen, um es unter sich auszumachen, wer von ihnen beiden »nach Kehren gehn«, d. h. die Pferde aus dem Getreidefelde treiben solle. War nun der Eine dieser Beiden notorisch schwächer als der Andere so war die Sache leicht entschieden. Anders aber, wenn das Verhältniß der Stärke zweifelhaft, oder der Jüngere muthig genug war, dem Aelteren mit der Formel: »Ik goh' nicht för Di na Kehren« Trotz zu bieten. In diesem Falle hatte ein Ring- und Faustkampf zu entscheiden, bei dem es an blutigen Nasen und auch wohl eingeschlagenen Zähnen nicht fehlte, bis der Besiegte sich heulend erhob, um die Pferde, die indessen nach Herzenslust sich gütlich gethan hatten, aus der jungen Saat oder dem reifenden Kornfelde zu verjagen. Vergebens versuchten Pfarrer und Schulmeister dieser Sitte, die beinahe eben so barbarisch roh und unvernünftig war, wie das Duell der sogenannten höhern Stände, in Schule und Kirchenlehre entgegenzuwirken. Sie wich erst, als mit der Einführung der Stallfütterung das Hüten der Pferde und damit der Stand der »Pferdejungen« selbst nebst ihrem Esprit de Corps aufhörte. —

[1-197] Zu den außerordentlichen Vergnügungen, die uns in unserer dörflichen Abgeschiedenheit zu Theil wurden, gehörten die Erscheinung der »Sternkieker« (Sternseher) und die dramatischen Vorstellungen, welche von Zeit zu Zeit herumziehende Gaukler im Dorfkruge gaben.

Die »Sternkieker«, wie sie bei uns hießen, erschienen, wenn ich nicht irre, bald nach der Weihnachtszeit. Es waren meist Bursche aus der Stadt, welche in abenteuerlich bunten Costümen, mit geschwärzten Gesichtern, Säbel an der Seite, Turbane um die Köpfe gewunden, und an einer langen Stange einen Stern von Knistergold tragend, als die »drei Könige des Morgenlandes« Casper, Melchior

und Balthasar von Dorf zu Dorf zogen und unter Absingung von Glückwünschen allerlei Gaben einsammelten. Sie führten sich ein mit den Versen:

»Wir sind die drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonn' hat uns so schwarz gebrannt!«

Einer von den Glückwünschen, mit denen sie den Hausherrn, die Hausfrau und sonstige Glieder der Familie der Reihe nach ansprachen, ist mir noch im Gedächtniß geblieben, er lautete:

»Wir wünschen dem Hausherrn ein' goldnen Tisch,
Auf allen vier Ecken ein' gebratenen Fisch,
[1-198] Und in der Mitt' eine Kanne voll Wein,
Dazu die Herzallerliebste fein!«

Sie waren von Alt und Jung gern gesehene Erscheinungen in unsrer winterlichen Einsamkeit, diese bunt aufgeputzten Reste kirchlicher Dramatik und Volksromantik. Doch erinnere ich mich ihrer nur aus den ersten Jahren unsers Dorflebens, da ihnen nicht lange darauf der Kehrbesen des aller Farbigkeit des Lebens feindlichen, nur die graue Uniformität liebenden Polizeistaats ein Ende machte.

Länger hielten sich dagegen die dramatisch-theatralischen Vorstellungen, deren Schauplatz die große räuchrige, branntweinduftende Trinkstube des Dorfkruges war. Hier gab es jährlich ein oder zweimal von durchreisenden Künstlern »Schattenspiel an der Wand«, oder »Puppenspiel mit Hanswurst«, zu welchen Darstellungen, nach eingeholter Erlaubniß des Schulzen und des Predigers, der Director des Thespiskarrens, der meist nur von einer Frau, und etwa einem Kunststücke machenden Pudel begleitet war, mittelst einer Trommel oder Trompete einlud, die er, durch das Dorf ziehend, erschallen ließ, während er in den Zwischenpausen den Gegenstand und Inhalt des aufzuführenden Schatten- oder Puppenspiels und die [1-199] Eintrittspreise ankündete.

In Betreff der letzteren lautete es regelmäßig: »Die Großen zahlen einen Groschen, die Kleinen einen Sechser oder ein Ei!« Die Erscheinung eines solchen Thespiskarrens war für uns immer ein Fest, da der Vater uns, nachdem er sich durch Verhandlung mit dem Führer desselben der Moralität und Sittlichkeit des aufzuführenden Stücks versichert hatte, meist gestattete, in Begleitung unsres Knechts der Aufführung beizuwohnen, wo wir denn obendrein durch die besten Plätze begünstigt wurden. Ich habe diesen Krugschauspielen noch in einem Alter andächtig zugeschaut, in welchem jetzt die Kinder einer größeren, zumal einer Residenzstadt, bereits mit den raffinirtesten Leistungen der Oper und des Ballets oder gar mit jenen Erzeugnissen des Blödsinns und der Gemeinheit, »Possen« genannt, vertraut sind, gegen die gehalten jene Schatten- und Puppenspiele des Dorfkruges fast als Poesie gelten durften. Saul und Absalon, David und Goliath und andere biblische Stoffe bildeten neben den Hanswurstiaden gewöhnlich den Inhalt; doch entsinne ich mich, auch des Zauberer Faustus Höllenfahrt gesehn und die Bekanntschaft eines Kunstpudels gemacht zu haben, der »Azor« hieß, und die Zahlen von Spielkarten mit einer das Publicum [1-200] zu lauter Bewunderung hinreißenden Sicherheit durch Bellen anzugeben verstand. Leider aber hinterließ mir der »gelehrte Hund« ein übles Andenken, indem ich seinen Namen durch Schuld meines Bruders als Spottnamen davontrug und lange, bis in die Schulzeit hinein behielt.

Der dritte im Bunde der außergewöhnlichen Erscheinungen, welche die Einsamkeit unsers Dorflebens unterbrachen, war der »Lumpensammler«.

Ja, der Lumpensammler! Wer kennt ihn heute noch, diesen Freudespender der Dorfjugend, der er für die herbeigebrachten, von den Eltern erbetenen alten Linnen und sonstigen Lumpen, aus der Fülle der Schätze, die sein mit einer weißen »Plane« überdachter, von einem altersschwachen, meist blinden Pferdchen gezogener Einspänner für unsere Phantasie enthielt, die erwünschtesten Dinge spendete. So oft der gelle langgezogene Pfiff der großen gelben

Holzpfeife sein Erscheinen verkündete, eilte Alles herbei zu seinem Wagen, und selbst wer ihm nichts zu bieten hatte, durfte wenigstens hoffen, etwas von den Herrlichkeiten zu sehen, die derselbe in seinem Innern barg.

Da gab es bunt colorirte Bilderbogen mit Soldaten zu Fuß und zu Roß, Bogen von Gold und Silber[1-201]papier oder von gewöhnlichem bunten Papier, die uns in Streifen geschnitten als Bibelzeichen dienten, und mit denen vor Anfang der Confirmationsstunden immer ein äußerst lebhafter Tauschhandel getrieben wurde! Da gab es hölzerne Pfeifen, große und kleine, hölzerne Nadelbüchsen und Pennale, Schieferstifte, Blei- und Rothstifte, zinnerne Ringe und Ohrringe, ja sogar zinnerne roth und blau angemalte Uhren mit Uhrschlüsseln von gleichem Metall, welche letztere davonzutragen nur selten gelang, da der »Lumpenmann« sehr schlechte Preise zahlte und seine Waaren überaus hoch hielt. Einmal aber gelang es mir doch, und obschon ich sehr wohl wußte, daß die glücklich erlangte Uhr immer nur halb zwölf zeigte, machte mich ihr Besitz doch sehr glücklich, und ich verfehlte nicht, sie Tags in der Tasche zu tragen und Abends über meinem Bette aufzuhängen.

Zu diesen bedeutenden außergewöhnlichen Erscheinungen gesellten sich nun noch andere, welche die Einförmigkeit des Dorflebens auf eine für uns erfreuliche Weise von Zeit zu Zeit unterbrachen.

Zunächst der »Felljude«, der in unserm Hause bei Allen beliebte, immer freundliche und zu Scherzen auf seine Kosten aufgelegte Hirsch Moses, der zur Zeit [1-202] des Hammelschlachtens die Vließe einkaufte, und auch gelegentlich Hasenfelle und die Federposen der geschlachteten Gänse nicht verschmähte, welche Waaren er alle um so wohlfeiler einhandelte, als er dafür aus seinem »Packen«, von welchem er auch der »Pack-« oder »Bündeljude« hieß, allerlei kurze Waaren an Kattunzeug, bunten Tüchern, Bändern und Zwirn anzubringen wußte. Daneben brachte er Neuigkeiten aus der Stadt, auch wohl Zeitungen vom benachbarten Amtshofe, und nahm,

wenn es sich fügte, ähnliche Bestellungen, Briefe und Botschaften mit. Er hatte den Freiheitskrieg mitgemacht, wofür er die Medaille trug, und konnte uns, wenn er mit seinem Teller Essen und seinem Glase Bier, die ihm bei uns regelmäßig verabreicht wurden, in der warmen Gesindestube saß, vom Kriege und von den grausam blutigen Schlachten, zumal von der Bataille von Bellealliance erzählen, bei der sein Verwandter, der reiche Herr Lion in Prenzlau, das eiserne Kreuz verdient habe. Neben dem officiellen Großhandel betrieb er zugleich mit uns noch einen kleinen Detailhandel, indem er uns die beliebten »bockledernen Bälle«, die wir bei ihm bestellt hatten, vom Handschuhmacher aus der Stadt mitbrachte, wofür er statt baaren Geldes von uns [1-203] bereitwillig Federposen in Zahlung nahm, die wir zu diesem Zwecke sorgfältig aufsammelten.

Im Range über dem guten Moses, dem von den Bauerjungen oft mit dem Spottrufe »Felljud'! Felljud'!« verfolgten und verhöhnten ehemaligen »Freiheitskämpfer«, stand der Tabulettkrämer, im Dorfidiom der »Kästendräger« oder »Metzkerdräger« (Messerträger) genannt, der gleichfalls von Zeit zu Zeit im Dorfe erschien. Er führte seine Waare in einem nach oben immer breiter und umfangreicher zulaufenden, mit zahlreichen Auszügen versehenen Kasten, der in seinen verschiedenen Schubfächen eine reiche Auswahl der erwünschtesten Dinge an Tischmessern und Gabeln, Taschenmessern aller Art und Größe, an Feder- und Rasirmessern, Feuerstahlen, Ketten, Ringen, Spangen und sonstigen Schmucksachen von Stahl und Tomback, Bleistiften, Siegellack und anderm dergleichen barg. Unter denselben waren für uns die hornschaligen schwarz und weiß gefleckten Taschenmesser die Hauptgegenstände des Verlangens. Denn nur Kinder, die auf dem Lande erzogen werden, wissen eigentlich, was ein Taschenmesser ihnen werth ist und zu bedeuten hat. Für uns war der Besitz eines solchen, — zumal da ein Gesetz von drakonischer Strenge jede nicht officielle [1-204] Benutzung der Tischmesser zu unsern Zwecken ein für allemal unmöglich machte, gradezu eine Nothwendigkeit, und der Ersatz eines zerbrochenen oder sonst unbrauchbar gewordenen

eine Lebensfrage. Das Taschenmesser allein ermöglichte die Anfertigung unsers sämmtlichen Spielzeugs. Nur mit seiner Hülfe konnten wir die Knallbüchsen und »Schnirksen« (Wasserspritzen) aus den Hollunderbäumen schneiden und die dazu gehörenden »Stöpsel« anfertigen, konnten wir die Flitzbogen und Rohrpfeile, sowie die »Ballkellen« und die Stöcke zum »Sauballspiel« schnitzen, die Pfeifen, Schalmeien und »Schluckuppe« aus den Weiden am See zurechtschneiden und schälen, die Meisenkasten und Dohnen verfertigen, und hundert andere ebenso wichtige und ergötzliche Dinge ins Werk richten. Ich habe den Robinson erst als Mann gelesen, und muß sagen, daß jeder Knabe auf dem Dorfe in Verhältnissen, wie die unsern waren, ein Stück Robinson und sein Taschenmesser für ihn von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie für den unfreiwilligen Inselbewohner Daniel Defoe's. Daher war denn auch der »Messerträger« für uns eine der wichtigsten Personen, und die Taschenmesserankäufe bildeten um so mehr einen Hauptartikel in unserm Ausgabebudget, als wir bald dahinter [1-205] kamen, daß zwischen Messer und Messer ein gewaltiger Unterschied, und den wohlfeilen Messern des Lumpensammlers durchaus nicht zu trauen sei.

Rechne ich zu den obenerwähnten Dorfgästen noch den Currendeboten, den der Superintendent bei den Predigern der Diözese von Zeit zu Zeit herumschickte, und den uns ungleich mehr interessirenden schnurbärtigen, martialisch aussehenden, graugrünen säbelrasselnden Gendarmen, der auf seinem wohlgenährten stattlichen braunen Wallach wie ein Kriegsgott anzuschauen war, wenn er alle vier oder sechs Wochen ins Dorf geritten kam und bei unserm Nachbar, dem Schulzen, sporenklirrend abstieg, um einen jener früher erwähnten schriftlichen Erlasse des Landraths zu bringen, so habe ich das Register unserer außerordentlichen Dorfereignisse vollständig erschöpft.

SECHSZEHNTES CAPITEL

Die schlimmsten Zeiten des Jahres waren für uns die Uebergangsperioden vom Herbste zum Winter, und vom Winter zum Frühling, wenn der unaufhörliche Regen niederströmte und der Sohn des Wassers und der Erde die Dorfstraßen bis auf den Rest eines elenden Steindammes so unpraktikabel machte, daß durchfahrende beladene Wagen gelegentlich bis über die Achsen in den schwarzen Koth versinkend an den »schlimmen Stellen« nahe bei der nordwestlichen Ecke an der Kirchhofsmauer stecken blieben, und die Passage für Fußgänger über die Straße nur mittelst großer Feldsteine ermöglicht wurde, auf denen man, von einem zum andern springend, seinen Weg zu nehmen hatte. In diesen Zeiten, in denen selbst der Vater seine Amtsreisen zu den Filialen nur zu Pferde, — das Packet von schwarzem Wachstuch, [1-207] worin Talar und Bibel befindlich, am Sattelknopfe befestigt, — zu machen im Stande war, sahen wir Kinder uns oft wochenlang auf das Innere des Hauses beschränkt, dessen langer halbdunkler Oberboden uns für unsere Tummelplätze im Freien nur einen spärlichen Ersatz zu gewähren vermochte.

Mit welcher Wonne begrüßten wir daher den ersten Frost, der die hohen Kothwellen und die tiefausgefahrenen Geleise der Straßen allmälig zu dicken, festen Knorpeln verhärtete, und wenn auch für Pferd und Wagen eine um so beschwerlichere, so doch wenigstens für Fußgänger eine freie Passage von Haus zu Haus und von Hof zu Hof wieder herstellte! Bald bedeckte sich auch, zwar noch nicht der tiefe, breit sich hinter dem Dorfe hinstreckende Stabesee, aber doch der in der Mitte des Dorfes gelegene Teich mit jener verlockenden Spiegelfläche, die alsbald von den Verwegensten

unter der Dorfjugend in ihrer Tragfähigkeit, erst am Rande, dann immer weiter und weiter durch Wippen auf demselben so lange erprobt wurde, bis endlich das Eis trotz seiner jugendlichen Zähigkeit sich tiefer und tiefer muldenartig zusammenbiegend unter den Füßen der kühnen Versucher einbrach, die dann bis über die Hüften versinkend sich eilig aus dem kalten [1-208] Bade unter dem Hohngeschrei der umstehenden Genossen herauszuarbeiten hatten. Das Bad selbst war dabei das weniger Schlimme, aber ein steckenbleibender Holzschuh oder Pantoffel war eine üble Begebenheit, weil sie sich nicht zu Hause verheimlichen ließ, wie die nassen Kleider, die man am Leibe wieder nothdürftig trocknete. Noch ein paar Tage, und das Eis *hielt*, und bot die schönste »Schlidderbahn«, zu der unsre Blicke durch das Fenster über die lateinische Grammatik hinweg oft sehnsüchtig hinüberschweiften, wenn die Dorfjugend, von Herrn Becken's Schule zurückkehrend, eiligst die Schulbücher und Tafeln am Rande niederlegte und in langer Reihe über den Teich von einem Ende zum andern dahinglitt, oder auch wohl, so oft Einer in der Reihe aus Ungeschick stolperte, Knaben und Mädchen unter lautem Jubelgeschrei durch und über einander stürzend das Eis bedeckten. Auch der erste Schnee hinderte das Vergnügen nicht; denn die Schlidderbahn ward von uns mit Besen und Schaufeln, so lange es irgend ging, immer wieder praktikabel gemacht, und der Schnee, zu beiden Seiten fußhoch aufgeschaufelt, hatte obenein das Gute, daß er den Fallenden ein weiches Lager gewährte. Dagegen war der Jammer groß, wenn sich eines [1-209] schönen Morgens zeigte, daß irgend ein boshafter Störenfried unserer Lust die schöne mühsam gepflegte Schlidderbahn durch Beilhiebe mit Löchern versehen und unbrauchbar gemacht hatte. Unsre Vermuthungen über den Thäter blieben zuletzt auf dem rothhaarigen Ochsenjungen des Schulzen haften, der Tags zuvor, als er seine Ochsen zu der am Rande aufgehauenen Tränke trieb, gleichfalls die Bahn benutzt hatte und zu unserem größten Gaudium ungeschickt hingefallen war. Aber was half uns die Entdeckung des Thäters, da seine überlegene

Stärke ihn vor unserer Rache schützte! Besser was es, auf Abhülfe zu denken. Wir stopften Schnee in die Löcher, stampften und bügelten denselben mit unsern Holzpantinen so fest und glatt als möglich, gossen Wasser darüber, und stellten so wenigstens die Bahn wieder einigermaßen her, bis endlich anhaltender Schneefall ihre Wiedereröffnung für unsere Kräfte unmöglich machte und zugleich unserer Erlustigung ein anderes Feld eröffnete.

Die Schlittenfahrt begann. Nicht die auf bunten hochgebäumten, pelzbedeckten Prachtschlitten mit reichgeschirrten Rossen, mit Peitschenknall und klingendem Schellengeläut, von welchem allen die Eltern uns aus der Stadtzeit erzählten, sondern die viel einfachere, [1-210] auf unseren kleinen Handschlitten, den der Vater uns selbst mühsam zusammengezimmert hatte, und mit dem wir von dem Hügel vor dem Dorfe, der der Schäferberg hieß und uns ein Chimborasso dünkte, in sausendem Fluge hinabfuhren in die Tiefe des Hohlwegs zu seinen Füßen, wo wir oft genug Kopf unten Kopf oben angelangten, wenn unterwegs das richtige Steuern versehen und der jagende Schlitten umgeschlagen war. Aber was that das! der Fall war weich, die verlorne Mütze leicht wiedergefunden, die durchnäßten Handschuhe wurden in die Tasche gesteckt, die verklamten frostrothen Hände durch den eignen Athem erwärmt, und hinauf ging es wieder mit dem Schlitten am Zugseile, vorbei an den juchzend niederfahrenden und stürzenden Genossen zur Höhe, und wieder und immer wieder hinunter die immer glattere und glattere Rutschbahn, bis die Sterne am Himmel funkelten, und nicht sowohl die Mark und Bein durchschneidende Kälte, als die Furcht vor dem allzustarken Ueberschreiten der gestellten Zeit uns zur Heimkehr trieb.

Eines Tages kam der Vater von Prenzlau zurück und brachte ein Paar Instrumente mit, dergleichen wir noch nie gesehen und die unsre höchste Verwunderung erregten, als er uns Abends bei Licht die wun[1-211]derlichen schmalen Holzsohlen mit den langen Schnallriemen und den unten angeschrobenen scharfen stählernen Schlittenläufen zeigte und ihren Gebrauch erklärte. Daß man auf

solchen wie ein Messerrücken schmalen Dingern stehen und gar über das glatte Eis hinlaufen könne, wollte uns fast unglaublich erscheinen. Aber als er Tags darauf mit uns zum Dorfe hinaus an den festgefrornen Stabesee ging, die Schlittschuhe anschnallte und mit Windeseile über die breite spiegelblanke Fläche dahinflog, weit hinab bis zur fernsten Einbuchtung, und eben so schnell wieder zu uns, die wir ihm staunend nachgesehen hatten, zurückkehrte, da erschien uns dies als eine Zauberkunst, und wir konnten die Zeit nicht erwarten, in welcher es uns vergönnt sein sollte, im Besitze solcher »Flügelschuhe«, wie wir sie nannten, die herrliche Eisbahn zu durchmessen. Einstweilen aber hieß es, sich bis zum nächsten Winter zu gedulden, auf welchen der Vater uns dieselben in Aussicht stellte. Meiner Ungeduld währte indessen diese Frist zu lange, und ich beschloß, heimlich mein Glück schon früher zu versuchen. Am nächsten Sonntage wußte ich mir in Abwesenheit des Vaters die wunderbaren Schwebeschuhe aus dem Schranke zu verschaffen, und eilte [1-212] mit ihnen, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, ganz allein durch den Garten und über die festgefrornen Wiesen an den See. Natürlich waren mir dieselben um die Hälfte zu groß, und es gelang mir auch nur nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sie äußerst mangelhaft an meinen Stiefelchen zu befestigen, — aber zuletzt saßen sie doch nothdürftig fest. Ich hatte ein paar Eispiken mitgenommen, deren wir uns bedienten, um unsern kleinen Schlitten über die glatte Eisfläche wegzuschieben. Mit ihrer Hülfe hoffte ich die Schlittschuhe als einen Eisschlitten von erhöhter Schnelligkeit benutzen zu können.

Anfangs gelang mir das auch nach einigem Hin- und Hergleiten und Rutschen über Erwarten. Bald aber wandte sich das Glück; ich kam ins Stolpern und Fallen, verlor meine Mütze, welche ein sich erhebender starker Wind zu meiner Verzweiflung mit Blitzesschnelle über die glatte Eisfläche entführte, ohne daß ich, auf dem Eise liegend und unfähig, mich ohne Hülfe der gleichfalls weithin entfallenen Eispiken aufzurichten, im Stande gewesen wäre, ihr nachzueilen. Endlich gelang es mir mit unsäglicher Mühe, die

unseligen Schlittschuhe von den Füßen wieder loszumachen. Aber die Mütze war nirgend mehr zu er[1-213]blicken, und mit erstarrten Händen, kaum fähig, mich auf dem glatten Eise mit all dem Geräthe fortzubringen, voll Angst über die Folgen meiner heimlichen Unternehmung, die wegen des unglücklichen Verlustes der neuen Mütze unmöglich verborgen bleiben konnte, trat ich weinend und jammernd meinen Rückweg an. Die befürchtete Strafe blieb nun zwar aus, denn die Mutter, der ich mich anvertraute, legte in Anbetracht meiner ausgestandenen Nöthen Fürsprache bei dem Vater für mich ein. Aber die Mütze, — das kostbarste Stück der Weihnachtsbescheerung, war und blieb verloren, und ich mußte mich den ganzen Winter hindurch mit der alten, schlechten, kaum noch tragbaren Kopfbedeckung behelfen.

Der nächste Weihnachten brachte uns nun die verheißenen eignen Schlittschuhe, die wir, da sie der Sparsamkeit wegen ohne Riemen waren, selbst unter des Vaters Anleitung mit den nöthigen Befestigungsmitteln aus starken Schnüren versahen. Bald lernten wir ihren Gebrauch bis zu einer nicht geringen Fertigkeit, und von da an war »freie Eisbahn« die große Frage des Winters für uns und Schneefall nach glattem Froste eine Calamität. Wie oft fand die hellgestirnte Nacht uns noch auf der spiegelnden, dun[1-214]keln Eisfläche des geliebten Sees, den wir in allen Richtungen durchmaßen! Wie zitterte mir das Herz vor schauernder Lust, wenn bei starkem Froste Abends mit lang nachheulendem Krachen die klaffenden Risse aufbarsten, über die der stahlbeschuhte Fuß dann im leichten Sprunge hinwegsetzte. Unsere Spielgenossen aus der Dorfjugend, die uns laufend und gleitend vergeblich zu folgen versuchten, hatten sich längst zurückgezogen, wenn ich, noch ungesättigt von der den ganzen Nachmittag genossenen Lust, allein in tiefster Einsamkeit auf der blinkenden Bahn hin und wieder schwebte, mit Entzücken gedenkend, daß jetzt mein Fuß dieselben Wege über der geheimnißvollen Tiefe dahinglitt, auf denen ich im Sommer den Seehäher, den weißköpfigen stahlblauen Taucher in unreichbarer Ferne dahinziehen gesehen. Erst wenn ich die Knebel

von Holz löste, mit denen das Schnurgewirr über den Füßen festgedreht war, fühlte ich neben der Müdigkeit die Schmerzen der allzulange fest eingeschnürten Füße, die mir, wenn ich mich wankend und taumelnd nach Hause geschleppt hatte, zuweilen am folgenden Tage völlig den Dienst versagten, wo es denn an Verweisen für meine Unmäßigkeit nicht fehlte.

Zu den Wintervergnügungen gehörte endlich auch [1-215] der Vogelfang, der auf verschiedene Art von uns betrieben wurde. Die blaugelben lustigen Meisen fingen wir in dem aus Fliederholzstäben künstlich gezimmerten Meisenkasten; die buntgefiederten Stieglitze in Schleifnetzen, die wir an Distelbüsche befestigten; und wenn der Schnee besonders lange und hoch lag, so lieferten unsere großen Schlagnetze, mit denen wir den graugelben Grünzlingen und Sperlingen nachstellten, oft reiche Jagdbeute, deren Ertrag wir noch durch das sogenannte »Scheunentreiben« vermehrten. Bei diesem wurde Abends vor einer offenen Spalte einer Scheunenthüre ein Netz in Form einer Fischreuse, und hinter derselben an einer Stange eine brennende Laterne vorgehalten, während ein Theil von uns innerhalb des geschlossenen Raums der Scheuer unter lautem Geschrei mit Stöcken und Stangen die geflügelten Insassen aus ihren Verstecken aufscheuchten, welche dann, dem Lichtscheine folgend, durch die erhellte Spalte in das vorgehaltene Netz flogen.

Und dann im wiederkehrenden Frühlinge das fröhliche Ballspiel mit den Dorfkindern; im Sommer und Herbst das lustige Baden im Stabesee, wo wir das Schwimmen von selbst ohne Unterweisung erlernten und es dahin brachten, die ganze Breite des [1-216] Sees zu durchmessen; die Erntelust und die Erntefeste auf den benachbarten Gütern und Amtshöfen, und zuletzt die Anlegung und tägliche Begehung unseres Dohnenstrichs in dem kleinen Wallmow'schen Tanger- und Birkenwäldchen, der Jubel, wenn die Drosseln an nebligen Morgen zahlreich in den Schlingen hingen, nicht selten freilich gestört, wenn Fuchs und Habicht früher als wir gekommen waren und uns nur die Federn unserer Jagdbeute übriggelassen hatten! Ich wiederholte es: nur auf dem Lande hat und lebt die

Jugend eine Jugendzeit!

[1-217]

SIEBZEHNTES CAPITEL

Ich war etwa dreizehn Jahre alt, als meine Eltern eine Reise in die Heimath meiner Mutter nach Friedeberg in der Neumark unternahmen, auf welcher ich mit meinen beiden jüngern Brüdern sie begleitete.

Jahre vorher war von dieser großen Unternehmung gesprochen worden, auf deren Ausführung meine Mutter mit einem fast leidenschaftlichen Drängen bestand, gleichsam als ob sie ein Vorgefühl davon hätte, daß sie sich eilen müsse, wenn sie Vaterstadt, Mutter und Bruder noch einmal wiedersehen wollte. Ein befreundeter Gutspächter überließ uns zu dieser Reise sein Fuhrwerk und dessen Lenker auf drei bis vier Wochen. Es war ein großer Holsteiner Wagen mit zwei stattlichen Schimmeln bespannt, eben räumlich genug, uns alle nebst unserem Reisegepäck nothdürftig [1-218] aufzunehmen. Meine weiteste Reise war bis dahin die nach dem fünf Meilen entfernten Stettin gewesen, und ihre Dauer hatte vier Tage nicht überschritten. Jetzt aber sollte ich Wallmow auf ebenso viele Wochen verlassen, Tage lang unterwegs sein, in Gasthöfen übernachten, ja sogar die Grenzen unserer heimathlichen Provinz, der Uckermark, überschreiten und eine ganze Reihe von Städten, die wir auf der Karte wohl zehnmal nachgesucht hatten, Schwedt, Königsberg (das neumärkische), Soldin, Landsberg Friedeberg, Waldenburg, Schloppe kennen lernen — Städte, deren letztgenannte, wo uns ein zweiter Bruder meiner Mutter als Superintendent und Prediger lebte, gegen dreißig und einige Meilen von unserem Heimathdorfe entfernt war! Solche Aussicht hatte für mich etwas Berauschendes, Märchenhaftes. Die Reise erschien mir als eine Weltfahrt und der Umstand, daß wir

sehr langsam zu reisen genöthigt waren — denn Chausseen waren damals auf dieser ganzen Tour nicht vorhanden, und fünf bis sechs Meilen daher das Höchste, was wir täglich mit unserem schwer bepackten Fuhrwerke zurücklegen konnten — vergrößerte noch für meine Phantasie das Unternehmen. In der That brauchten wir, um von Wallmow nach Friedberg zu [1-219] gelangen, vier volle Tage, während man jetzt auf unsern Eisenbahnen eine solche Wegstrecke in kaum soviel Stunden zurücklegt.

Diese Reise bildete einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben. Denn unmittelbar nach ihrer glücklichen Beendigung traf mich und die Meinen ein schwerer Schicksalsschlag. Unsere geliebte Mutter erkrankte heftig, und wenige Monate später verloren wir sie im noch nicht vollendeten achtunddreißigsten Jahre. Sie starb am 13. Februar 1818, am Geburtstage unsers Vaters, der seitdem diesen Tag nie mehr zu feiern erlaubte. Es war ein sonnenheller Winternachmittag, der Vater zu einer Amtsverrichtung nach einem der Filiale gefahren, wohin er meine beiden jüngeren Brüder Wilhelm und Karl mitgenommen hatte. Ich war allein in dem großen Hause bei der kranken Mutter zurückgeblieben, die schon seit vielen Wochen das Lager nicht mehr verlassen hatte. Da saß ich an ihrem Bette und labte mich an dem liebevollen Blicke ihrer schönen blauen Augen, die sie unverwandt auf mich gerichtet hielt. Sie wollte nicht, daß ich den ganzen Nachmittag im Krankenzimmer versitze, und verlangte wiederholt, daß ich eine Stunde schlittschuhlaufen solle, da das Wetter so schön sei. Ich mußte [1-220] endlich ihrem liebevollen Dringen nachgeben, aber kaum auf dem See angekommen, überfiel mich eine unsagbare Herzensangst und ich eilte nach der kaum verlassenen Wohnung zurück. Es mochte höchstens eine halbe Stunde verflossen sein und doch fand ich den Gesichtsausdruck der Kranken so verändert, daß ich bei ihrem Anblicke in lautes Weinen ausbrach. Sie winkte mich zu sich heran, und legte mir, als ich an ihrem Bette niederkniete, die rechte Hand segnend auf den Kopf, unverständliche Worte dazu murmelnd. Zum ersten Male kam jetzt der Gedanke, daß sie sterben könne, über

mich und erfüllte mich mit namenloser Verzweiflung. Die Stunden, welche ich so allein neben der sterbenden Mutter bis zu der endlich gegen Abend erfolgenden Rückkehr des Vaters verlebte, waren schrecklich. Sie machten mich um Jahre älter. Als der Vater ins Zimmer trat und bei dem Scheine des von der Magd gebrachten Lichtes die Kranke erblickte, stieß er einen lauten Schrei aus und sank weinend zu Häupten des Bettes nieder. Er hatte zu viel Sterbenden ins Antlitz gesehen, um nicht zu wissen, was dies Angesicht aussprach. Als die braune Stutzuhr auf der Commode die neunte Stunde schlug, hatten wir keine Mutter mehr.

[1-221] Unser Haus stand hart am Kirchhofe. Der Kirchhof war unser Spiel- und Tummelplatz gewesen, und es hatte kaum einen Eindruck auf uns gemacht, wenn ein neues Grab neben dem alten gegraben, ein neuer Bewohner unter Vorantritt unsers Vaters und seines treuen Herrn Becken unter den grünen Rasen gesenkt wurde. Was kümmerte das uns? So sonderbar es klingen mag: der Gedanke, daß auch unsere Eltern sterben könnten, war mir nie gekommen. Jetzt trat er und mit ihm das Gefühl der *Endlichkeit* aller Dinge überhaupt mit einem Schlage als Wirklichkeit in mein Bewußtsein. Es war nicht Schrecken und Furcht, was sich von da ab über die Seele des dreizehnjährigen Knaben wuchtete, wohl aber ein schwermüthiges Gefühl anderer Art, dessen ich seitdem nicht wieder ganz Herr zu werden vermochte. Es äußerte sich zuerst, als wir Monate nach der Mutter Tode wieder zu einem Besuch bei unsern Freunden und Spielgenossen nach Bagemühl fuhren, worauf ich mich sehr gefreut hatte. Als wir aber an dem großen wilden Birnbaum vorüberkamen, welcher auf der Hälfte des Weges stand, da sprach es plötzlich in mir laut: »An eben diesem Baume wirst Du heute Abend wieder vorbeifahren, und dann wird all die Freude aus sein!« [1-222] Ich hatte das Gefühl der Unendlichkeit der Zeit verloren, das recht eigentlich zum Glücke der Kindheit und Jugend gehört. Meine Jugend war vorbei!

* * *

Mein Vater verheirathete sich zum zweiten Male — in seiner Lage war dies eine Nothwendigkeit. Aber die neue Mutter, die er uns in der Person der einzigen ältern Schwester der Verstorbenen, einer verwitweten Kriegsrath Weißenborn gab, war nicht geeigenschaftet, ihm noch uns unsern Verlust zu ersetzen. Wir haben Alle durch sie mehr oder weniger gelitten, am meisten der Vater, der zwanzig Jahre lang mit Würde und Standhaftigkeit die Leiden einer unglücklichen Ehe ertrug, welche aufzulösen ihm trotz der immer unertragbarer werdenden Last die Rücksicht auf sein geistliches Amt verhinderte.

Inzwischen rückte für mich der Zeitpunkt heran, wo ich das Vaterhaus verlassen und das Gymnasium in Prenzlau beziehen sollte. Vorher erfolgte meine Einsegnung. Ich hatte zu derselben keinen andern Religionsunterricht erhalten als denjenigen, welchen mein Vater jedes Winterhalbjahr hindurch alle Sonnabend in den Vormittagsstunden den dreißig bis vierzig [1-223] Confirmanden beiderlei Geschlechts seiner vier Pfarrdörfer in der großen Wallmower Schulstube ertheilte, zu dem ich ihn regelmäßig begleiten durfte. Dort lernte ich vom bloßen Hören die biblischen Kernsprüche, zumeist sittlichen Inhalts, und die ausgewählten Gesangbuchslieder, welche die Confirmanden aufsagten, und prägte sie so unverlierbar meinem Gedächtnisse ein, daß sie mir noch heute in meinem vierundsechzigsten Jahre zu Gebote stehen. Mein Vater gehörte zu den trefflichen Geistlichen und Religionslehrern jener Tage, in denen, wie mein Freund Arnold Ruge von seinem eignen Religionslehrer sagt, die Kantische Philosophie lebendig war. Wie sie, war er darauf gestellt, »Vernunft und Wahrheit zu predigen und aus der Ueberlieferung nachzuweisen, und ohne weiteres Alles bei Seite zu lassen, was das Licht der Wissenschaft nicht ertrug.« Diese Männer, welche den erhabenen und doch so einfachen Geist, dessen Licht der große Königsberger Weise der Welt entzündet hatte, dem Volke in der Schule und auf der Canzel zu vermitteln strebten, sind die Lehrer der Generation gewesen, der ich angehöre,

und zu deren Geiste und Streben ich mein Leben lang gehalten habe. Wenn mein Vater in seinen Begriffsentwicklungen diese [1-224] Kinder des Volkes lehrte: daß »Tugend« eine »Fertigkeit im Guten«, »Laster« eine »Fertigkeit im Bösen« sei, und daß jene ihren Lohn, dieses seine Strafe wesentlich in sich selber habe, so waren Dies und Aehnliches Wahrheiten, über die mich kein späteres Studium alter und neuer Philosophie und Moral hinausgeführt hat.

Die jährlich um Ostern geschehenden Einsegnungen waren kirchliche Feste, zu denen nicht nur aus den vier Dörfern meines Vaters, sondern auch von vielen andern Dorfgemeinden Zuhörer zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße nach unserm Wallmow strömten, so daß die geräumige Kirche oft kaum die Zahl der Anwesenden aufzunehmen vermochte. Auf diese Feier, die mit einem vorhergehenden Examen verbunden war, verwandte mein Vater alle Kraft seiner die Herzen tief ergreifenden Beredtsamkeit und alle Begeisterung, die er für sein Amt hegte. War doch die Einsegnung für die Kinder des Volks der Abschluß ihrer Schulzeit und die Entlassung in das Leben. Besonders sah er darauf, die biblischen »Denksprüche«, deren jeder Confirmande einen erhielt, so einzurichten, daß sie auf Wesen und Charakter, Verhältnisse und Zustände des Einzelnen eine demselben verständliche und [1-225] nahe liegende Beziehung hatten. Es war ihm dies um so leichter, da er als ein scharfer Beobachter und Menschenkenner während des mehrere Jahre dauernden Vorbereitungsunterrichts genügende Gelegenheit gehabt hatte, seine »Kinder«, — wie er sie nannte, — nach allen jenen Beziehungen kennen zu lernen. Ja, ich habe es selbst mehr als einmal erlebt, daß er bei Vorkommnissen im spätern Leben, wie bei der Trauung junger Brautpaare, an jene Einsegnungsdenksprüche, welche er ihnen mit auf den Lebensweg gegeben, wirkungsvoll anzuknüpfen und zu erinnern wußte. Der Denkspruch, welchen ich bei meiner Einsegnung zugetheilt erhielt, lautete: »Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder erlöse?« Dieser

Spruch und die Erklärung, welche er mir von demselben gab, als ich durchschauert von der Heiligkeit des Augenblicks am Altare vor ihm niederkniete, sind mir durch mein ganzes Leben geblieben und in manchen schweren Momenten, wo es galt, durch treues Festhalten und tapferes Bekennen der erkannten Wahrheit »Schaden von der Seele«, wenn auch mit [1-226] schweren Opfern weltlicher Güter und Vortheile, abzuwenden, ist mir die Erinnerung an diesen Denkspruch und seinen Geber der Leitstern meines Thuns und Handelns gewesen.

[1-227]

NACHWORT

Die vorstehenden Aufzeichnungen aus meiner Jugendzeit waren sammt der Vorrede so eben im Drucke beendet, als der Sturm der Weltgeschichte von Frankreich aus urplötzlich über Deutschland und Europa hereinbrach, und der frevelhafteste aller Friedensbrüche durch den wahnwitzigen Hochmuth des französischen Volkes und seines von ihm erst kurz zuvor mit sieben Millionen Stimmen neu bestätigten Tyrannen unser friedliches deutsches Volk zur Vertheidigung seiner Grenzen und zur Wahrung seiner Ehre und Selbstständigkeit in die Waffen rief.

So war es denn dem Fünfundsechzigjährigen vom Geschick beschieden, die von ihm in diesen Blättern geschilderten Zeiten hingebender Begeisterung und freudigen Opfermuths, deren Zeuge er als Knabe gewesen war, sich nach länger als einem halben Jahrhundert herrlich erneuern zu sehen: und diesmal nicht in Preußen allein, sondern im ganzen deutschen Vaterlande. Die Hand, welche eben erst die friedliche Vorrede zu diesen Jugenderinnerungen aus den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts niedergeschrieben hatte, ergriff — zu schwach das Schwert zu führen — die niedergelegte Feder, um zum Sturme zu rufen wider den Einbrecher, den meineidigen blutigen Macbeth auf Frankreichs Throne, und wider das von ihm in zwanzigjähriger Knechtschaft auf den Gipfel der Entsittlichung geführte Volk der Franzosen, dessen in [1-228] allen Welttheilen auf Krieg und Raub eingeübte Heeresschaaren, verstärkt durch die Banden wilder Afrikaner, der Mann des zweiten Dezembers jetzt als die Träger und Schützer der Europäischen Civilisation, der Freiheit und des Rechts, gegen deutsche Barbarei und Tyrannei über unser Vaterland zu

ergießen sich anschickte.[1]

Seit den Tagen, in welchen diese Sturmglockenrufe erschollen, sind kaum mehr als sechs Wochen verflossen; und doch erscheint uns allen dieser kurze Zwischenzeitraum durch die Ereignisse und Thaten, welche sich innerhalb desselben vollzogen haben, von dem Umfange eines begebnißvollsten Menschenalters. Denn ein ganzes Heldenzeitalter, wie es die deutsche Vergangenheit noch nicht gekannt hat, liegt hinter uns, zusammengedrängt im engen Raume dieser wenigen Wochen; eine Fülle von Siegesthaten und Triumphen unsres Volks, Thaten, welche ein historisches Weltgericht vollzogen haben, wie es größer und gewaltiger, schneller und gerechter, die gesammte Weltgeschichte noch niemals zu verzeichnen gehabt hat.

Der ganze Verlauf dieses einzigen und unvergleichlichen historischen Riesendrama's, das in dem gegenwärtigen Augenblicke seinem Endabschlusse zurollt, ist überwältigend selbst für die stärkste Phantasie des miterlebenden Betrachters. Dieser Verlauf: von dem wölfischen Ansprunge der französischen Kriegserklärung an, nach dem vergeblichen Versuche der Erniedrigung Deutschlands in der Person seines greisen Heerkönigs, [1-229] durch alle folgenden Stadien: der zu den Waffen stürmenden Empörung gegen den übermüthigen Herausforderer; der schweren Besorgniß für die Anfänge des Kampfes trotz fester Zuversicht auf den endlichen Siegesausgang; der dankbaren Freude über die ersten glücklichen Erfolge; des herzerhebenden Jubels, als Schlacht an Schlacht sich reihend, jede siegreich, wenn auch theuer erkauft, jede noch gewaltiger und glorreicher als die andere, die ganze Heldenkraft und Heldenherrlichkeit unsres Volkes immer strahlender vor den Augen der staunenden Welt emporhebend, bis zu dem Tage von Sedan, der den frechen Herausforderer zwang, sich als Besiegter und Gefangner der Großmuth desselben fürstlichen Greises zu überliefern, den er zu erniedrigen getrachtet, um Gnade zu bitten für sich und sein zerschmettertes Heer bei dem siegreichen Führer desselben Volkes, dessen Beraubung und Erniedrigung, dessen

Zerstückelung zu politischer Ohnmacht er Jahre lang im Stillen tückisch geplant und mit diesem Ueberfalle zu vollbringen gehofft hatte — dies Schauspiel jähen, schmählichen, verdienten Sturzes auf der einen, und ebenso verdienter, glorreicher, schwindelnd schneller Erhebung zu höchster welthistorischer Ehrenstellung auf der andern Seite, — wie soll man die Empfindung, welche es in uns erweckte, einfacher und treffender ausdrücken, als durch die Worte, welche König Wilhelm am Tage nach der Katastrophe von Sedan niederschrieb: »*Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehn!*« —

Glänzender und schneller, als es die Zuversicht der Kühnsten zu hoffen wagte, hat sich das Vertrauen auf die Kraft und Tüchtigkeit des deutschen Geistes [1-230] erfüllt. Der Dezembercäsar ist niedergeworfen auf Nimmerwiedererstehen; seine Legionen sind zerschlagen oder, wie er selber, Gefangne auf demselben deutschen Boden, den sie als siegende Eroberer zu zertreten in ihres Uebermuthes Trunkenheit sich sicher wähnten; und heute, wo ich dieses Nachwort schreibe, steht vor den Mauern von Paris — zum dritten Male im Laufe dieses Jahrhunderts — anpochend im Namen der strafenden Nemesis an die Thore der Hauptstadt der übermüthigen Nation, die sich vermaß, uns das Gesetz unsres Daseins und unserer Entwicklung vorzuschreiben, *das siegreiche Heer des geeinigten, und hoffentlich für immer fest vereinten Deutschlands!*

Möge es uns denn vergönnt sein, den Traum unsrer schwärmenden Jugendbegeisterung, das bewußte Ziel unsrer strebenden Mannesjahre: *ein in Recht und Freiheit zum festen Bundesstaate geeintes deutsches Vaterland* — an der Schwelle des Greisenalters nach glücklich beendetem Kriege als herrlichsten Preis der von unserm Volke dargebrachten schweren und blutigen Opfer mit Augen zu schauen!

Neustadt-Eberswalde den 20. Sept. 1870,
am Tage der Einschließung von *Paris* durch die deutschen Heere,
und
des Einzugs der Italiäner in *Rom*.

Adolf Stahr.

BAND ZWEI

DAS GYMNASIUM UND DIE ERSTEN TAGE AUF DER UNIVERSITÄT

[2-1]

ERSTES CAPITEL

Am Tage nach meiner Einsegnung fuhr mein Vater mit mir nach Prenzlau, um mich von dem Rector des dortigen Gymnasiums, dem Dr. Kannegießer, behufs meiner Aufnahme in dasselbe prüfen zu lassen. Es war das erste Examen, das ich im Leben zu bestehen hatte, und ich glaube nicht, daß mir bei irgend einem der späteren, deren ein für das »Studium« bestimmter Erdenbürger in dem Prüfungsstaate Preußen bekanntlich zahlreiche durchzumachen bestimmt ist, das Herz ängstlicher geschlagen hat, als beim Eintritt in das an allen Wänden mit Büchern bis an die Decke gefüllte Studirzimmer des wegen seiner Gelehrsamkeit in der ganzen Provinz berühmten Rectors. Aber der Anblick des kleinen schwarzbraunen freundlichen Mannes mit dem sinnigen Blicke der braunen großen Augen, der so gar nichts Fürchterliches hatte, ermuthigte mich bald wieder. Er exa[2-2]minirte mich in den beiden alten Sprachen, in der Geographie und Geschichte, und bedauerte am Schlusse der Prüfung, daß er mich, wegen völlig mangelnder Kenntnisse in der Mathematik, nicht nach Secunda setzen könne, sondern mich für die obere Tertia aufnehmen müsse, während er meinem Vater das Compliment ertheilte, daß er seit den sechs Jahren seines Rectorats noch keinen, in allen übrigen Fächern so wohlvorbereiteten Schüler zur Aufnahme erhalten habe.

Als ich mit dem Aufnahmezeugniß, meiner Bestallung als wirklicher Ober-Tertianer des Gymnasiums in der Tasche, wieder auf die Straße trat, war mir zu Muthe, als ob die Blicke aller Begegnenden mir meine neue Würde ansehen müßten. Sehr viel zu diesem erhebenden Selbstbewußtsein wirkte auch der Umstand, daß ich zum ersten Male in meinem Leben, statt meines bisherigen,

von Herrn Becken gefertigten Landcostüms, einen vollständigen städtischen Anzug, meinen Einsegnungsanzug, trug. Derselbe bestand in einem dunkelgrünen »deutschen« Rocke, schwarzer Weste, müllergrauen Hosen und Wichsstiefeln — alles von Prenzlauer Bekleidungskünstlern völlig neu gemacht, bis auf die Weste, zu welcher [2-3] eine abgelegte seidene Weste des Vaters den Stoff hergegeben hatte. Und als nun mein Vater, zur Belohnung des wohlbestandenen Examens, dazu das Geschenk einer neuen Mütze fügte, schwarz, mit Silbertresse und einer Verzierung von zwei versilberten Eichenblättern mit einer Eichel in der Mitte, wie sie die Schüler des Gymnasiums trugen, — da erschien ich mir als der beneidenswertheste Mensch in der Welt.

Meine Wohnung fand ich bei einem Amtsbruder meines Vaters, dem Prediger Knape, welcher mehrere Pensionäre hielt, die theils das Gymnasium besuchten, theils von ihm privatim unterrichtet wurden. Sie waren, mit Ausnahme eines zehnjährigen Knaben, sämmtlich älter als ich und bereits Secundaner oder Primaner, hochgewachsene stattliche Gestalten, die mir wie Männer vorkamen, und von denen einer, der sein Militärjahr als Freiwilliger abdiente und deshalb soldatische Kleidung trug, mir besonders imponirte. Sie zahlten ganze Pension, und aßen am Tische des Predigers, während ich selbst nur Wohnung und Frühstück erhielt, wofür mein Vater fünfzig Thaler zahlte. Meine weitere Verköstigung an Mittags- und Abendbrot gewährten befreundete Fa[2-4]milien meines Vaters, in deren Häusern ich sogenannte »Freitische« hatte.

Diese wohlthätige Sitte machte es vielen Eltern, namentlich den meist mittellosen Landpredigern der Provinz, möglich, ihre Söhne auf dem Gymnasium zu erhalten. Bei meinem Vater kam noch eine andere Rücksicht dazu. Er wäre damals wohl im Stande gewesen, für mich eine sogenannte ganze Pension zu bezahlen. Aber er selbst war in seiner Jugend genöthigt gewesen, sich auf jene Weise durchzuhelfen und er hatte die wohlthätige Wirkung erfahren, welche ein solches Sichschickenmüssen in verschiedene Lebensgewohnheiten und in gebildete Umgangsformen auf einen

jungen Menschen zu seiner »Formirung«, wie er es nannte, ausübt. Seine große Beliebtheit aus den Zeiten seiner Feldpredigerschaft, die er in der Stadt verlebt hatte, verstattete ihm zu jenem Zwecke die Auswahl unter den gebildetsten und angesehensten Familien, und ich kann sagen, daß ich durch diese Tischgenossenschaft in denselben, in meiner äußern Cultur, und nicht bloß in dieser, während meiner Schulzeit mannigfaltig gefördert worden bin.

Das erste Jahr hindurch, welches ich in der Tertia zubrachte, war ich keinesweges fleißig zu nennen. [2-5] Die Aufgaben, welche der Unterricht mir stellte, wurden mir, mit einziger Ausnahme der Mathematik, allzuleicht und entbanden mich von jeder häuslichen Vorbereitung. Dazu fehlte jede Anregung durch begabte Lehrer. Das Prenzlauer Gymnasium besaß keinen einzigen Philologen, und selbst in den beiden oberen Klassen war der Unterricht in den alten Sprachen und in der Geschichte einem Theologen anvertraut, der in allen diesen Fächern ein Stümper war. Es fehlte eben, kaum fünf Jahre nach der nothdürftigen Regeneration Preußens, noch überall an zureichenden Lehrkräften und wissenschaftlich gebildeten Schulmännern. In der Tertia war unser Hauptlehrer der alte Subrector Ditmar, bei dem wir den Justin und Ovid tractirten, und neben den Anfangsgründen im Griechischen zugleich den Unterricht im Deutschen und in der Geographie genossen. Wenn auch in seinem Wissen nicht weit hinaus über den Bildungsgrad eines damaligen Unterlehrers, war er doch ein tüchtiger und energischer Mann, der trotz seines gepuderten Haars und des kleinen, unter dem Rockkragen versteckten Zopfes sehr gut Disciplin zu halten verstand. Aber die übrigen Lehrer meiner Klasse, der Collaborator Büttner, der Cantor Schröter, [2-6] und vor allen der französische Prediger Pascal, dem die Religionsstunden anvertraut waren, erwiesen sich als vollständig unfähig, auch nur die nothdürftigste Ordnung unter einer Schaar von einigen zwanzig lebhaften Burschen aufrecht zu erhalten.

Nur vor Einem zitterten Alle, vor dem Prorector Nizze, der in den drei oberen Klassen den Unterricht in der Mathematik ertheilte.

Er war ein tüchtiger Mann in seinem Fache, und imponirte uns um so mehr, als er den Befreiungskrieg unter Lützow's »wilden Jägern« als Officier mitgefochten und, wie es hieß, eine schwere Wunde davongetragen hatte, deren Nachwehen die nervöse Reizbarkeit des kräftig schlanken Mannes mit dem bleichen von rabenschwarzem Lockenhaar umschatteten Antlitz und den dunkelblitzenden Augen noch vermehrten — eine Reizbarkeit, die ihn in seiner drakonischen Strenge nicht nur gegen träge, sondern selbst gegen langsam fassende Schüler oft über das Maß hinausriß. Es kam dabei vor, daß er bei der examinirenden Wiederholung des in der letzten Stunde von ihm Vorgetragenen beim Ausbleiben einer Antwort die ganze Reihe der vergeblich Befragten vom Ersten bis zum Letzten durchohrfeigte. Als er einmal bei einer solchen Execution [2-7] bis zu mir, dem Letzten in der mathematischen Klasse, gekommen war, hielt er plötzlich inne, blickte mir starr ins Gesicht und sagte dann, meine schwächliche Gestalt musternd: »Bei Ihm« — er nannte uns im Zorne *Er*, statt des in der Tertia noch üblichen *Du* — »bei Ihm kann ich die Ohrfeige sparen, Er Jämmerling wird doch in Seinem Leben keine Mathematik begreifen!« eine Prophezeihung, mit welcher der strenge Mann leider Recht behalten hat.[1]

Trotz dieser übermäßigen Strenge und Heftigkeit war er indeß von seinen Schülern — wenn auch gefürchtet, so doch keineswegs gehaßt, oder auch nur mit Abneigung angesehen. Die Jugend hat einen merkwürdig scharfen Blick in Beurtheilung und Schätzung ihrer Lehrer. Sie vergiebt selbst unbillige Härte und übermäßige Leidenschaftlichkeit da, wo sie beide mit großer wissenschaftlicher Tüchtigkeit und brennendem Eifer, die Schüler vorwärts zu bringen, gepaart und von einem kräftigen und in der Hauptsache gerechten und Respect fordernden Charakter ge[2-8]tragen sieht. Dies aber war hier in vollem Maße der Fall, und als »der Schwarze« — so hieß der Gefürchtete bei uns — nach Jahresfrist von seiner Stelle abberufen und als Director an das Gymnasium nach Stralsund versetzt wurde, gab es wenige unter uns, die seinen Abgang nicht aufrichtig bedauerten. Es ist mit der Jugend wie mit den Völkern: nur der

untüchtige und im Gefühle seiner Untüchtigkeit oder aus Charakterschwäche tyrannische und launenhafte Regierer hat ihren Haß zu fürchten, nicht der Starke und Tüchtige.

Ein Beispiel dafür lieferte der damalige Conrector und Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte in den beiden obersten Klassen des Gymnasiums, bei dem alle jene schlimmen Eigenschaften zutrafen, und der seine doppelte Untüchtigkeit vergebens durch übergroße Strenge und Gespreiztheit zu verbergen bestrebt war. Auf ihm lastete der allgemeine Haß der ganzen Schule, und als wir im Laufe der Jahre durch den Eintritt eines in jenen Fächern gründlich gebildeten Philologen und Historikers allmälig auch noch hinter seine wissenschaftlichen Schwächen kamen, gesellte sich zu dem Hasse auch noch das schlimmere Gefühl der Verachtung seiner wissenschaftlichen Un[2-9]zulänglichkeit. Nur Eins war, was beide Empfindungen in etwas gegen diesen armen Schelm minderte, und dies war, sonderbar genug, die Komik seiner äußern Erscheinung und seines ganzen Behabens. Auf einem ungewöhnlich langaufgeschossenen spindeldürren Körper saß ein ebenso ungewöhnlich kleiner, von dichtem schwarzen Strupphaar bedeckter Kopf, dessen Gesicht mit dem kurzen schwachen rothen Backenbarte, den unruhig durch eine große silberne Brille schauenden graugrünen Augen, der langen spitzen Nase, dem schwachen, stets in eine hohe, dicke, weiße Halsbinde begrabenen Kinn eine Erscheinung bildete, wie ich sie nie im Leben wiedergesehen habe. Wenn diese schwächlich lange Gestalt in dem bis an die Knöchel reichenden Ueberzieher mit gravitätischen Storchschritten über den Marienkirchplatz, an welchem unser Gymnasium, ein altes Klostergebäude, lag, einhergestelzt kam und, im Hause angelangt, seine schneidend krähende Fistelstimme vernehmen ließ, mischte sich in unsere Abneigung und Furcht vor ihm immer ein komischer Reiz der Lachlust und des Spottes über den »Fliegenschnepper« oder auch kurzweg »Schnepper«, wie ihn der Schülerhumor wegen seines unruhigen Umherschauens getauft hatte und so regel[2-10]mäßig

benannte, daß ein besonders lebhafter und unbedachter Mitschüler mit diesem Spitznamen sogar einmal bei einer Frage des Rectors, ohne es zu wollen, herausfuhr.

Und doch war er eigentlich keineswegs ein böser Mensch, wofür wir ihn damals Alle hielten. Er galt uns als tückisch und arglistig; wir glaubten, daß er eine Freude daran habe, Fehler entdecken, schelten, höhnen, strafen zu können, daß es ihm Vergnügen gewähre, bei jeder Gelegenheit uns seine Wissensüberlegenheit und zugleich seine Herrschaft fühlbar zu machen; und gewiß ist, daß von dem Allen ein gut Theil begründet war. Aber noch ehe ich die Schule verließ, war ich zu der Einsicht gelangt, woher diese seine Fehler stammten. Ihre Quelle war hauptsächlich das geheime Bewußtsein, daß seine wissenschaftliche Vorbildung und Kenntnisse der Stellung, zu welcher man ihn, den Candidaten der Theologie, in der damaligen Lehrernoth hatte aufrücken lassen, durchaus nicht gewachsen waren. Dies quälende Gefühl der eignen Unsicherheit und Unzulänglichkeit und die stete Nothwendigkeit, es verdecken zu müssen, daß er in den Fächern, die er lehren sollte, selbst ein schülerhafter Stümper war, [2-11] hatten des armen Mannes Charakter verschlechtert und sein Gemüth verbittert; und das für einen Lehrer wahrhaft entsetzliche Bewußtsein, daß seine Schüler ihm sämmtlich abgeneigt waren, trug natürlich dazu bei, auch in ihm das Gefühl der Zuneigung für sie mehr und mehr zurückzudrängen, ja in das Gegentheil zu verkehren.

Aber abgesehen davon, daß in der Mathematik meine Fortschritte nicht bedeutend waren, lernte ich überhaupt nicht viel in dem ersten Jahre meiner Gymnasialzeit. Ich war zu weit hinaus in meinem Wissen und Können über die Anforderungen, welche die niedere Klasse, in welche ich, eben meines Mangels an mathematischen Kenntnissen wegen, gesetzt worden war, an mich stellte. Die Aufgaben interessirten mich nicht, da ich sie spielend zu leisten vermochte und Vorbereitung und Repetition zu den Lehrstunden in den alten Sprachen, der Geschichte und Geographie nicht nöthig hatte. Dazu besaßen auch meine Klassenlehrer nicht

die geistigen Mittel, einen begabten jungen Menschen anzuregen. Nur die Musik trieb ich eifrig unter einem alten Musiklehrer Benkenstein, der von Wien, wo er noch unter Mozart studirt hatte, durch ein wunderliches Schicksal nach dem Norden verschlagen [2-12] worden war. Er gewann mich bald vor allen seinen Schülern lieb und wußte mich dermaßen für seine Kunst, in welcher ihm Mozart, den er leidenschaftlich verehrte, am höchsten stand, zu begeistern, daß ich eine Zeit lang im Stillen den Vorsatz hegte, mich einst ganz der Musik zu widmen. Auch das Französische, das ich geläufig las und leidlich sprach, würde ich verlernt haben, da es nach den Freiheitskriegen (seit 1816) auf unserm Gymnasium, und, wie ich glaube, auf den meisten ähnlichen Schulanstalten Preußens, nicht mehr gelehrt wurde, wenn nicht mein Vater auch hier für Privatunterricht Fürsorge getroffen hätte. Der wohlberechtigte Haß gegen die Franzosen und alles Französische herrschte damals noch in seiner vollen Stärke. Auf den Turnplätzen war jedes französische Wort verpönt, und eine gewisse Art der Bestrafung, welche die Turner unter einander ausübten, ward »Französischmachen« genannt.

[2-13]

ZWEITES CAPITEL

Als ich mit meinem Vater in Prenzlau eingefahren war, hatten wir auf dem vor dem Steinthore befindlichen Turnplatze eine Anzahl Arbeiter beschäftigt gesehen, die verschiedenen auf demselben befindlichen Geräthschaften an Kletterstangen, Barren, Recken u. sw. abzubrechen und auf bereitstehende Wagen zu verladen.

Nur zu bald erfuhren wir den Grund dieser Zerstörung. Sie war auf Befehl der Regierung geschehen, die sich bewogen gefunden hatte, das Turnen in ganz Preußen zu verbieten und alle Turnplätze der Gymnasien und sonstigen Unterrichtsanstalten aufzuheben.

Das war für mich eine betrübende Nachricht. Mehr als einmal hatte ich bei meinen Besuchen in Prenzlau den Uebungen der rüstigen Jugend zugeschaut, und mehr als einmal war ich den Schaaren [2-14] der Turner auf ihren meilenweiten Turnfahrten durch das Land begegnet, wie sie in ihren grauleinenen Turnanzügen, oder in den kleidsamen schwarzen »deutschen Röcken«, die Mützen oder Barette mit grünen Zweigen geschmückt, unter fröhlichen Gesängen daherzogen, und hatte mich auf die Zeit gefreut, wo ich auch Einer dieser frischen und fröhlichen deutschen Turner sein sollte. Damit war es nun vorbei! Die unselige That Sand's, der im Jahre zuvor am 23. März den elenden Kotzebue erstochen hatte, war für die deutschen Regierungen und für die, von der herrschenden Reaction gegen die in den Gemüthern der deutschen Jugend nachzitternde Bewegung der großen Befreiungskriege in Todesangst hineingehetzten Fürsten, der erwünschte Anlaß gewesen, mit schonungslosem Hasse alles dasjenige niederzutreten, was dafür galt, jenen Geist des deutschen Volksaufschwungs zu nähren und wach zu erhalten. Dazu gehörte denn auch das von Jahn in der Zeit

der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes gestiftete Turnwesen, das nach 1813 förmlich als Staatssache in den öffentlichen Unterricht aufgenommen worden war.

Ich fand bei meinem Eintritt in das Gymnasium die gesammte Schülerschaft in voller Empörung über [2-15] die oben erwähnte Maßregel. Alle waren »Turner« gewesen und hatten in dieser turnerischen Gemeinschaft den Geist derselben mehr oder weniger eingesogen, der in der Begeisterung für Deutschthum und deutsche Nationalität, für das große Gesammtvaterland gipfelte, wie es die Jahn und Arndt, die Schenkendorf und Körner gepredigt und gesungen hatten. Selbst in der Klasse, in welche ich gesetzt worden war, und wo die Mehrzahl aus Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen bestand, war der Zorn über die Aufhebung des Turnplatzes und der Turnerschaft äußerst lebhaft und gab sich in Aeußerungen kund, die mir theils völlig unverständlich, theils äußerst befremdlich, ja erschreckend waren. Ich hörte reden und singen von »schuftigen Schmalzgesellen«, den Verräthern und Unterdrückern des deutschen Vaterlandes und der deutschen Freiheit, die den allverehrten Turnvater Jahn, den »deutschesten Mann«, in den Kerker gebracht hätten, und erfuhr auf mein Befragen, daß dieser Schmalz ein Berliner Professor, der ärgste »Demagogenriecher« und Verfolger der turnerischen deutschen Jugend sei, und daß seine Schriften am großen Wartburgfeste vor drei Jahren von der versammelten Burschen- und Turnerschaft [2-16] feierlich verbrannt worden seien. Ich lernte das Lied kennen, das man dabei gesungen und dessen letzte Strophe mir noch heute im Gedächtnisse geblieben ist. Sie lautete:

»Zuletzt nun rufet Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen,
Und dreimal dreimal: Pereat!
So fahren sie zur Höllen.
Auf, auf, mein deutsches Vaterland!
Ihr Brüder reichet euch die Hand,
Und schwört: so woll'n wir's halten!«

Daneben vernahm ich hier zuerst Näheres über Sand und seine That. In meinem Vaterhause war darüber nur als über eine beklagenswerthe Verirrung gesprochen worden. Hier dagegen lautete die Meinung anders. Sand galt der turnerischen Jugend als ein Held, ein Freiheitsmärtyrer wie Harmodios und Aristogeiton, der sein Leben für das Heil des Vaterlandes, für die Bestrafung eines Verräthers am Vaterlande eingesetzt habe. Ich sah sein Bildniß in deutscher Tracht mit Federbarett und langem Haar — die Turner und Gymnasiasten trugen damals gleichfalls noch fast Alle langes Haar — neben dem Bildnisse Jahn's über den Schlafstätten mancher Bekannten [2-17] aufgehängt und mit Eichenlaub bekränzt, und selbst unter den Erwachsenen fand ich in den Familien, in welche ich durch meinen Vater eingeführt war, die Stimmung und das Urtheil dem Mörder Kotzebue's meistens nicht ungünstig. Was den Turnvater Jahn betraf, so war die Rede davon, daß zwei unserer Primaner, welche als die Hauptführer deutsch-turnerischen Geistes bei uns in hohem Ansehen standen, entschlossen seien, ihn während der Sommerferien in seiner Festungshaft zu Colberg zu besuchen, um ihm den Ausdruck der Verehrung der aufgehobenen Prenzlauer Turnerschaft zu überbringen — ein Vorsatz, welchen sie später auch, wenn ich nicht irre, wirklich ausführten.

Alle diese Dinge bildeten nun für mich förmlich eine neue Welt. Es war der erste Einblick in einen, mir bis dahin durchaus verschlossen gewesenen Bereich, in den Bereich des Allgemeinen, wenn man will des staatlichen und politischen Lebens und seiner Zustände. Ich war im Vaterhause streng monarchisch erzogen worden. Vom Staate wußte ich nichts, als daß »unser Preußen« das beste und bestregierte Land der Welt und »unser König« der beste und weiseste aller lebenden und todten Monarchen sei, und all[2-18]gemein verdientermaßen als solcher verehrt werde. Wenn man heute über die Infallibilität des Papstes spottet, welche ein Kirchenconcil in Rom zum Glaubensdogma zu erheben im Begriff steht, so ist es nur gerecht, daran zu erinnern, daß in der Zeit, von welcher ich hier rede, genau genommen dieselbe Eigenschaft der

Unfehlbarkeit des absoluten Königs in allen politischen Dingen — und nicht nur in solchen — von der ungeheuren Mehrzahl der preußischen Unterthanen gläubig an- und hingenommen wurde.

So hatte bekanntlich in der Zeit der Noth beim Wiederauftreten Napoleon's auf den Weltschauplatz König Friedrich Wilhelm III. seinem Lande eine Verfassung und Versammlung der Stände feierlich und öffentlich verheißen. Diese Verheißung aber war unerfüllt, das verpfändete königliche Wort uneingelöst geblieben, als die Gefahr beseitigt und dem Könige die ärgerliche Einsicht gekommen war, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, jenes Versprechen zu leisten, da der Erzfeind Napoleon auch ohne diese Maßregel besiegt worden wäre. Nun erinnere ich mich sehr wohl, daß ein Jahr vor meinem Abgange zum Gymnasium bei Gelegenheit eines Besuchs von einem ehemaligen Universitätsfreunde meines Vaters in meiner [2-19] Gegenwart die Rede auf diesen Gegenstand kam, den der Gast als einen Wortbruch zu bezeichnen wagte. Dagegen erklärten die andern Anwesenden einstimmig — mein Vater allein ausgenommen: »Wenn »Seine Majestät der König« sein freiwillig gegebenes Versprechen bisher nicht erfüllt habe oder überhaupt nicht erfüllen werde, *so müsse er sicher dazu seine guten Gründe haben!*«

Es war das, wie man sieht, eine wörtliche ernsthafte Uebersetzung des englischen: »The king can do no wrong« in das damalige Preußische, eine Uebersetzung, durch welche die Entschließungen des Königs für ebenso infallibel erklärt wurden wie die »unerforschlichen« Rathschläge Gottes. Und diese Ansicht über das Versprechen Friedrich Wilhelm's III. in seiner Gesetzverordnung vom 22. Mai 1815 war damals in der That bei der überwiegenden Mehrzahl die herrschende. Gegen dieselbe stand, außer einigen wenigen aufgeklärten Patrioten, fast nur die Jugend der Gymnasien und Hochschulen, in der vorzugsweise der Geist der Freiheitskriege fortlebte. Welche Folgen daraus für diese Jugend hervorgehen und bis zu welcher ungerechten und grausamen Härte sich dieselben in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren [2-20] steigern sollten, davon

wird im späteren Verlaufe dieser Erinnerungen noch zu reden sein.

Unter unsern Lehrern war es nun besonders der zuvor erwähnte Prorector, der seine Abneigung gegen diesen Geist der Jugend unverhohlen zur Schau trug und dadurch seine eigene Verhaßtheit noch beträchtlich steigerte. Das deutsche und turnerische Wesen, die deutsche Tracht und die Kriegs- und Freiheitslieder waren ihm äußerst zuwider, und er konnte es nicht unterlassen, diese seine Abneigung bei jeder Gelegenheit durch allerhand spöttische Bemerkungen an den Tag zu legen. Er wäre ganz der Mann dazu gewesen, dem Vorhaben des großen Welttyrannen Napoleon hülfreiche Hand zu leisten, von dem mir viele Jahre später (1853) Humboldt einmal erzählte, daß derselbe daran gedacht habe, die alten Classiker einer nachträglichen Censur zu unterwerfen, und in eigens veranstalteten Ausgaben alle diejenigen Stellen austilgen zu lassen, welche das Lob der Freiheit und der staatsbürgerlichen Gleichheit gegenüber der Tyrannei, der absoluten Monarchie enthielten. In der That versuchte unser »Schnepper«, diese Censur in seinen Unterrichtsstunden praktisch zu üben, und ich entsinne mich noch sehr wohl, daß er bei der Lectüre [2-21] des Herodot, den er mit uns in der Secunda tractirte, als wir an das berühmte Capitel des fünften Buches gelangten, in welchem der Altvater der Geschichte die wohlthätigen Folgen der Befreiung der Athener von dem Joche ihrer Tyrannen feiert, dieses Capitel zu überschlagen befahl, »weil es Dinge enthalte, die längst als gefährliche Irrthümer erkannt seien.« Natürlich war dies für uns nur ein Ansporn, dieses Capitel außerhalb der Lehrstunden eifrig zu lesen; und da fanden wir denn zu unserer großen Genugthuung, daß der Inhalt desselben folgender war:

»Also blühte die Macht der Athener auf seit der Befreiung von der Herrschaft der Pisistratiden und der Herstellung der freien Verfassung. Das beweist aber nicht nur in einer Beziehung, sondern auch überhaupt und allerwegen, daß die Freiheit eine herrliche Sache für ein Volk ist, insofern eben auch die Athener, so lange sie unter absoluten Herrschern standen, keinem der ihnen

benachbarten Völker im Kriege überlegen waren, während sie, frei geworden von ihren Beherrschern, bei weitem die Ersten unter allen wurden. Daraus ergiebt sich nun, daß sie, so lange sie einem Herrscher unterworfen waren, freiwillig [2-22] ihre Schuldigkeit zu thun unterließen, weil sie sich sagten, daß sie als Sclaven für einen Herrn arbeiteten. Als sie aber freie Bürger geworden waren, da war jeder von Eifer und Lust erfüllt, für das eigne Wohl zu streben und zu arbeiten.«

Ich führe diese Thatsache an, weil sie den Beweis liefert, wie der Conflict der alten und der neuen von den Freiheitskriegen wachgerufenen Weltanschauung damals bis in die Schulstuben und Lehrstunden der Gymnasien eingedrungen war.

Noch eines andern Zuges muß ich gedenken, weil er gleichfalls beweist, bis zu welcher Kleinlichkeit die Gesinnung der Menschen durch die Furcht, nach oben hin Anstoß zu geben, herabgebracht worden war.

Im zweiten oder dritten Jahre meiner Gymnasialzeit kam plötzlich die Kunde: der König Friedrich Wilhelm III. werde die Hauptstadt seiner getreuen Uckermark mit seinem allerhöchsten Besuche beehren. Die Freude der guten Prenzlauer steigerte sich zu wahrer Begeisterung, als man bald darauf erfuhr, daß der König sogar der Stadt die hohe Auszeichnung gewähren werde, in derselben Nachtquartier zu nehmen.

Uns interessirte dabei in erster Linie die Aussicht [2-23] auf einen »freien« Schultag, der indessen, da der König erst um zwei Uhr Nachmittags eintreffen sollte, getreu dem Geiste preußischer Pflichtstrenge von Seiten unserer Lehrer, zu einem freien Nachmittag zusammenschrumpfte. Was aber geschah? Am Morgen vor dem Einzugstage versammelte der Rector, in Folge eines von dem Bürgermeister erhaltenen Winks, die obern Klassen und zeigte ihnen an: daß Seine Majestät deutsche Röcke und lange Haare, wie wir sie größtentheils noch trugen, nicht zu sehen liebe, und daß daher diejenigen, welche andere Kleidung nicht besäßen und ihre Haare nicht abschneiden lassen wollten, hiermit aufgefordert

würden, entweder sich zu Hause oder in Entfernung von der Sehweite des königlichen Auges zu halten! Natürlich geschah keins von beiden. Wir behielten unsere deutschen Röcke und unsere langen Haare nun erst recht bei, und unsere Neugier, den König von Angesicht zu sehen, ward nur noch gesteigert durch die jetzt erhaltene Gewißheit, daß unsere Tracht die Aufmerksamkeit des allerhöchsten Herrn erregen und uns dadurch um so sicherer die Auszeichnung seines Anblicks verschaffen werde. Aber jene alberne Aengstlichkeit unserer Vorgesetzten hatte doch einen Essigtropfen in die Milch [2-24] unserer frommen Denkart geworfen; und wenn wir bis dahin an nichts als an das Vergnügen gedacht hatten, auch unsere Hochrufe in den allgemeinen patriotischen Jubel zu mischen, so gab uns jene ungeschickte Aufforderung eine dünkelhafte Meinung von unserer Wichtigkeit, während sie zugleich die Erinnerung an die Schließung der Turnplätze und an die Verfolgung der von uns hochverehrten schwarz-roth-goldenen Burschenschaften und damit eine oppositionelle Stimmung in uns wachrief. Bei mir jedoch hielt dieselbe nicht vor, und als der »alte König« — Friedrich Wilhelm III. war damals erst in den Fünfzigern, als wir ihn so nannten — in seinem schlichten grauen Mantel, mit dem einfachen Militärmützchen auf dem Haupte, im offenen zweispännigen Wagen in die mit Laub- und Blumengewinden geschmückte Stadt unter Glockengeläute und Böllerschüssen und dem jubelnden Hurrah der Bewohner und der aus der ganzen Provinz zusammengeströmten Bevölkerung einzog, und als er sodann von dem königlichen Freihause am Markte, wo er abgestiegen war, sich zu Fuße nach der altehrwürdigen Marienkirche begab, da war ich unter den hochrufenden Tausenden einer der begeistertsten. Ja, ich wußte mir [2-25] sogar noch lange nachher etwas damit, daß ich beim Eintritte des Königs in die Kirche, vom Volksgedränge fortgerissen und vorwärts geschleudert, den König im Stolpern streifend berührt und ein lächelndes Hinwenden seines Hauptes nach mir veranlaßt haben sollte.

[2-26]

DRITTES CAPITEL

Schon im Vaterhause hatte sich bei mir eine leidenschaftliche Leselust entwickelt, die bei allen mehr oder minder begabten Kindern nichts Seltenes zu sein pflegt. Meines Vaters strenge Beaufsichtigung, der, obgleich er uns an der freien Benutzung seiner Büchersammlung nicht hinderte, doch die Gegenstände derselben stets im Auge behielt und von jeder Lectüre immer eine Art von Berichterstattung verlangte, hatte indeß diese meine Lesewuth stets in gewissen Schranken gehalten. Auch war der Kreis dessen, was derselben in des Vaters Bibliothek geboten war, nicht eben groß, und es war kein Schaden, sondern vielmehr ein Vortheil, daß ich diejenigen Bücher derselben, welche mich vorzugsweise zu interessiren geeignet waren, bei dem gänzlichen Mangel an Neuem, wieder und immer wieder zu lesen mich genöthigt sah. Das war z. B. der Fall mit den wenigen Bänden Goethe'[2-27]scher Dichtungen, welche neben Gleim, Hagedorn, Gellert, Lessing's Dramaturgie in der Hamburger Originalausgabe (die ich heute noch besitze) und dem Laokoon, sowie einem Theile seiner Streitschriften, den belletristischen Theil unserer in den zwei großen offenen Repositorien aufgestellten Bibliothek bildeten. So kam es, daß ich z. B. den Roman der Lehrjahre Wilhelm Meister's, dessen wundervolle Lieder ich nach den Reichardt'schen Compositionen zum Clavier singen lernte, in Folge solcher Wiederholung fast auswendig wußte, und daß mir zuletzt die Gestalten dieser unvergleichlichen Dichtung, wie ich das an einem anderen Orte ausgesprochen habe,[1] in voller Lebendigkeit vor der Seele standen. Von Romanlectüre gewöhnlichen Schlages war erst in der Zeit der letzten Krankheit meiner Mutter, für deren Unterhaltung

der Vater aus der Ragoczi'schen Leihbibliothek zu Prenzlau von Zeit zu Zeit Bücher senden ließ, dies und jenes an mich herangekommen.

In Prenzlau wurde das anders. Das Gymnasium selbst besaß eine kleine Bibliothek, aus der die Schüler der drei oberen Classen alle acht oder vier[2-28]zehn Tage ein Buch entlehnen durften. Aber das genügte meinem Lesehunger nicht, der sich um so stärker entwickelte, da die Classe, wohin man mich gesetzt hatte, meine häusliche Muße fast gar nicht in Anspruch nahm, und mir also Zeit genug übrig blieb, demselben in ausschweifendem Maß zu genügen. Zwar reichte mein schmal zugemessenes Taschengeld nicht aus, die Leihbibliothek der Ragoczi'schen Buchhandlung, der einzigen, die es damals in Prenzlau gab, zu benutzen; aber die Bekanntschaft, welche ich mit dem Neffen des Besitzers gemacht hatte, kam mir zu Hülfe, und versah mich so reichlich mit dem ersehnten Lesefutter, als es meine Lesegier nur irgend wünschen konnte. Ich glaube, ich habe auf diese Art den größten Theil der genannten Leihbibliothek durchgelesen, und noch heute stammt meine Kenntniß namentlich unserer Romanliteratur der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sowie der Romantiker Tieck, Fouqué, Novalis u. s. w. größtentheils aus dieser Zeit. Vor schädigendem Einflusse des bei meiner wilden Leserei hier und da mitunterlaufenden Schlechten bewahrte mich indessen mein durch die ernste Lectüre im Vaterhause frühzeitig geweckter guter Sinn und Geschmack, und vor Allem das Eintreten eines Mannes [2-29] in den Kreis unserer Lehrer, der an die Stelle der Gleichgültigkeit gegen das, was mir bisher die Schule als Unterricht geboten, das lebhafteste Interesse, ja eine wahre Begeisterung für seine Lehrfächer, die Sprachen und die Geschichte des Alterthums zu setzen verstand. Es war dies der als Conrector im Jahre 1822 an das Gymnasium berufene, erst vor wenigen Jahren als Professor in Stettin verstorbene Dr. Karl Ernst August Schmidt.

Dieser treffliche Mann, der auf mein Leben und meine Studien den entschiedensten Einfluß gehabt hat, war ein Zögling der Halle'schen Universität und der dort unter Seidler's Leitung

stehenden Philologenschule. Er war ein gründlicher Grammatiker und feinsinniger Sprachforscher, und vor Allem ein Meister in der Kunst des erziehenden Lehrers, der mir immer als das Muster eines deutschen Gymnasiallehrers erschienen und für mein späteres eigenes Wirken als Schulmann mir stets ein Vorbild geblieben ist.

Er war jung, als er zu uns kam, nicht über die Mitte der Zwanzig hinaus. Als Siebenzehnjähriger hatte er den letzten Theil der Befreiungskriege mitgemacht und trug noch immer seine zer[2-30]drückte alte Militärmütze auf dem von dichtem schwarzen Gelock umgebenen Haupte, dessen edle blasse Gesichtszüge mit den großen dunkelblauen, von schöngeschwungenen Brauen überwölbten Augen, vereint mit der ruhigen Haltung voll milden Ernstes gleich bei seinem ersten Auftreten ihm unsere Neigung gewannen, die sich bald zu einer wahren Verehrung steigerte. Ich habe nie einen Lehrer gekannt, der ohne alle und jede Absichtlichkeit einen solchen Zauber auf seine Schüler ausgeübt hätte, wie dieser Mann.

Die Gründlichkeit seiner philologischen Bildung, die logische Schärfe und Systematik seines grammatischen Unterrichts und seiner Erklärung der alten Schriftsteller, in deren Geist und Sprache er uns in einer von uns bisher gar nicht geahnten Weise einzuführen verstand, die eben so sichere als anregende und fruchtbare Methodik, mit welcher er unsere Selbstthätigkeit in Anspruch zu nehmen und uns zu eigenen Studien anzuleiten wußte, die Bereitwilligkeit, mit der er seine Hülfe und Anleitung außerhalb der Lehrstunden zu unserer Verfügung stellte, sein reiches Wissen das überall bei unseren Anfragen gründliche Auskunft bot, und endlich und vor Allem die Offenheit, mit welcher er in einzelnen Fällen bei der oder [2-31] jener an ihn gerichteten Anfrage gestand, daß er darüber im Augenblick keine genügende Auskunft zu geben vermöge: — dies Alles konnte nicht verfehlen, ihm unsere Herzen und unsere hingebende Zuneigung, sowie unser unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen. Er war in Allem der vollständige Gegensatz zu unserem oben geschilderten Lehrer, dem früheren Conrector,

späteren Prorector Schwartze, welcher denn auch die Wirksamkeit des neuen Lehrers von Jahr zu Jahr immer schwerer zu empfinden hatte, weil durch dieselbe unsere Einsicht in seine wissenschaftlichen Schwächen täglich an Klarheit gewann, und nicht selten zu sehr unerfreulichen Conflicten führte, wenn wir seinen Behauptungen und Erklärungsweisen zuweilen unsere neugewonnene Weisheit entgegenzusetzen uns herausnahmen. Als ich aber einmal bei einem solchen Falle mir erlaubte, denselben unserem neuen Lehrer zur Entscheidung vorzulegen, schnitt derselbe meinen Vortrag mit der Erklärung ab, daß er dergleichen für alle Zeit untersagen und es mir selber überlassen müsse, über solche Zweifel durch eigenes Nachdenken und Forschen auf's reine zu kommen.

Ich genoß den Unterricht dieses ausgezeichneten [2-32] Mannes vierthalb Jahre lang während der Zeit, welche ich in der Secunda und Prima zubrachte; und noch heute gedenke ich dieser Zeit mit dankbarer Freude, ja mit Rührung, als einer Zeit hohen und reinen Glücks. Enthusiastisch und hingebungsvoll, ja im eigentlichen Sinne, von Natur begeisterter Hingebung bedürftig, fand diese meine Neigung an dem edlen, reinen und schlichten Manne den würdigsten Gegenstand, und damit das höchste Glück, welches einer strebenden Jugend zu Theil werden kann. Meine zerstreuende Lesesucht, meine Lässigkeit in Betreff der Schulstudien, meine Flüchtigkeit im Aufnehmen des mir bisher Gebotenen, meine Selbstüberschätzung dessen, was ich vor meinen Classengenossen an Wissen und Kenntniß voraus hatte oder zu haben glaubte — das alles verschwand allmälig ohne jede directe Einwirkung seinerseits, blos durch sein Beispiel und durch mein Streben, die Aufmerksamkeit, die er mir bald schenkte, in immer höherem Maße zu verdienen. Ich wurde fleißig und lernte ernstlich arbeiten, »mit dem Schurzfell arbeiten«, wie er es nannte, um, wie er, ein tüchtiger »Philologe« und Lehrer zu werden. Denn auch dadurch bewährte sich die Virtuosität dieses Mannes in seinem Berufe, [2-33] daß ihre Bethätigung bei mir — und nicht nur bei mir allein — sofort die

Lust und den Entschluß erzeugte, seinen Lebensberuf zu dem meinigen zu machen, ein Vorsatz, dem ich in der That, trotz mannigfaltiger Verlockung zu anderen Lebenswegen, treu bleiben sollte. Und so bewahrheitete sich denn auch hier das bekannte Wort Goethe's, welches ich ahnungslos im Wilhelm Meister gelesen, daß »so oft sich ein Virtuose hören lasse, sich immer Einige finden, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen.«

Was aber der Möglichkeit einer fruchtbaren Einwirkung des Lehrers auf die einzelnen seiner Schüler sehr zu Hülfe kam, war der vortheilhafte Umstand, daß unsere Classen, zumal die beiden obersten, nur mäßig gefüllt waren. Die Anzahl der Schüler in der Secunda überstieg nicht sechszehn bis höchstens achtzehn, die Prima zählte deren kaum ein Dutzend. Damit war also ein genaues Eingehen des Lehrers auf den Einzelnen, auf seine Schwächen und Bedürfnisse, seine Begabung und Talente verstattet, welches in den überfüllten Classen vieler unserer jetzigen Gymnasien selbst für den begabtesten Lehrer — und wie selten sind obenein solche Virtuosen der Lehrkunst! — fast unmöglich wird. So konnte sich denn [2-34] die Einwirkung unseres Lieblings selbst auf den Classengeist erstrecken, in welchem sich bis dahin noch Reste eines widerwärtigen Pennalismus erhalten hatten, in Folge dessen die um ein Jahr in der Classe älteren Mitglieder derselben sich in einer oft bis an das Grausame streifenden Tyrannei gegen die neu hinzukommenden sogenannten »Füchse« wohlgefielen. Wir »Neuen« hatten diese Tyrannei in der Secunda ein ganzes Jahr lang zu ertragen gehabt. Aber die zornige Empörung, welche wir so oft zähneknirschend über unsere Behandlung durch die »Alten« empfunden und geäußert hatten — und es saßen damals auf der Bank dieser »Alten« in der Classe wirklich alte Burschen, die zum Theil bereits als Freiwillige in dem Füsilirbataillon der Garnison von Prenzlau ihr Jahr abdienten und in ihrer Uniform die Schule besuchten — sie hielt uns selber doch nicht ab, das alte pennalistische Regime, wenn auch etwas gemäßigt, gegen die Jüngeren unsererseits gleichfalls fortzusetzen, als wir an die Reihe der Gewalthaberschaft gelangten.

Denn das eben ist das am meisten Verderbliche in aller Tyrannei, daß sie wieder Tyrannen zeugt. »Sind *wir* unserer Zeit als Neue geknechtet worden« — so lautete die [2-35] Stimme der Conservativen unter uns — »warum sollen die jetzigen »Neuen« es besser haben, als wir es gehabt?«

Zu meiner Ehre darf ich sagen, daß mir diese Schlußfolgerung niemals recht einleuchten wollte. Aber obschon in geistigen Dingen den meisten meiner Cameraden überlegen, fehlte mir doch eine Hauptbedingung des Einflusses: die nöthige Körperkraft und Stärke, meinen humaneren Ansichten den nöthigen Nachdruck zu geben. Unsere anderen Lehrer hatten dies Unwesen sämmtlich ungestört hingehen lassen. Schmidt stellte es durch eine einzige Aeußerung ab, die er bei Gelegenheit der Mißhandlung eines »Neuen« durch einen »Alten« in der Classe hinwarf. »Wer einen Schwächeren mißhandelt, beschimpft nicht diesen, sondern sich selbst!« Dies eine Wort genügte, um meinem Antrage auf die Aufhebung der pennalistischen Beschränkungen der »Neuen« in der unmittelbar darauf am Nachmittage gehaltenen Berathung der Alten die Majorität zu verschaffen, und die Gleichberechtigung aller Mitglieder der Classe für die Zukunft durchzusetzen.

An die Stelle des Rectors Kannegießer, der ein Jahr nach meinem Eintritte in das Gymnasium einem [2-36] Rufe nach Breslau gefolgt war, war der Rector Paalzow getreten, der als Mathematiker und Physiker zugleich den nach Stralsund versetzten Prorector Nizze ersetzte. Da derselbe fast ausschließlich in jenen seinen Specialfächern den Unterricht in den oberen Classen ertheilte, so verblieb die Hauptleitung des Unterrichts in den alten Sprachen, sowie in der Geschichte und Literatur des Alterthums unserem Liebling, dem Conrector Schmidt, während der Prorector Schwartze immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der neue Rector gewann bald unsere Achtung und Zuneigung, denn auch er war Schulmann mit Leib und Seele, und besaß bei mancherlei Wunderlichkeiten seines Wesens, neben seiner Wissenschaft einen tüchtigen Fond von allgemeiner Bildung, und

eine Güte des Herzens, die sich keinem Schüler gegenüber verleugnete. Er war ein Lehrer im echten Sinne des Worts, kein bloßer »Stundengeber«, sondern zugleich sittlicher Erzieher, und ich selber sollte später Gelegenheit haben, seine pädagogische Einsicht und Humanität bei einem weiterhin zu erzählenden Falle — dem einzigen meiner Schulzeit, wo ich mit der Schuldisciplin in Conflict gerieth — zu meinen Gunsten [2-37] zu erfahren. Dabei war seine Thätigkeit unermüdlich. Er lebte und webte in seinem Berufe. Die Schule war sein Alles. Ihr Emporblühen zu fördern, die Leistungen ihrer zur Universität bestimmten Zöglinge auf die möglichst hohe Stufe zu heben, sein einziger Ehrgeiz. Er war unverheirathet, obschon bereits ein Vierziger, als er zu uns kam, und es ward erzählt, daß er Freunden, die ihm zugeredet hatten, eine Frau zu nehmen, in seiner humoristischen Weise zur Antwort gegeben habe: »Meine Schule ist meine Frau, ich habe keine Zeit für eine andere!« Als er sich später — es war im letzten Jahre meiner Schulzeit — doch dazu überreden ließ, ein Verlöbniß einzugehen, ward er innerlich von solcher Reue über den gethanen Schritt ergriffen, daß er beim Beginn der großen Sommerferien, wenige Tage vor der bereits festgesetzten Trauung plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, abreiste und erst am Schlusse der Ferien zurückkehrte. Die Sache machte in der kleinen Stadt wie natürlich ein ungeheures Aufsehen. Sie ward jedoch einige Monate später wieder ins Gleiche und die so unerwartet unterbrochene Heirath schließlich doch noch zu Stande gebracht. Und so festgewurzelt war das Ansehen, so tief die Anhänglichkeit, deren [2-38] er bei uns, seinen Schülern, genoß, daß selbst ein Begebniß wie dieses, das manches andern Lehrers Stellung erschüttert haben würde, uns an dem tüchtigen Manne nicht irre zu machen vermochte, ja daß wir bei demselben eigentlich mit unserer Sympathie vorwiegend auf seiner Seite standen.

Denn ein tüchtiger Leiter der ihm anvertrauten Anstalt war und blieb er in der That, und noch heute, wo ich dies nach einem halben Jahrhundert niederschreibe, ist das Andenken des Mannes, der erst

vor wenigen Jahren als sechsundachtzigjähriger Greis in Prenzlau gestorben ist, als einer der würdigsten Rectoren der Anstalt, der er fast bis an sein Ende vorstand, in Ehren gehalten.

Seine Hauptkunst als Lehrer und Erzieher bestand in richtigem Individualisiren. Am Schlusse jeder Woche mußten ihm die sogenannten »Tagebücher« jeder der sechs Classen der Anstalt gebracht werden, in welche ein allmonatlich in jeder Classe gewählter Gymnasiast, außer den gehaltenen Vorträgen der Lehrer, die Versäumnisse der Schüler, die ausgesprochenen »Lobe« und »Tadel« und die Bestrafungen, sowie die häuslichen Arbeiten nach Aufgabe, Ablieferung und Rückgabe zu verzeichnen hatte. [2-39] Indem er diese Classentagebücher sorgfältig durchsah, gewann er, unterstützt von einem ausgezeichneten Gedächtnisse, eine genaue Kenntniß jedes einzelnen Schülers, und war selbst in den Classen, in welchen er keine Lehrstunden gab, über Betragen und Führung, Kenntnisse und Fortschritte der Einzelnen stets wohl unterrichtet. Dieses Streben nach individueller Kenntniß ging hervor aus seiner Ansicht, daß die Disciplin der Schule durchaus auf die Individualität Rücksicht nehmen müsse.

»Ich bin nicht für Schulgesetze,« so schrieb er einmal in einem seiner Programme; »denn Gesetze erfordern Gleichheit der Behandlung, die Erziehung im Gegentheil Verschiedenheit. Ein und dieselbe Handlung ist bei der Jugend — sobald man die *Erziehung* im Auge hat, wie von jedem Lehrer geschehen muß — einer sehr verschiedenen Zurechnung unterworfen. Nichts ist unpassender, als im Voraus schon die Strafe für sittliche Vergehen zu bestimmen, so daß der Schüler sich gleichsam im Voraus schon darüber entschließen kann; sie muß vielmehr möglichst aus dem Vergehen selbst hervorgehen, d. h. natürlich sein. Es versteht sich, daß die *allgemeine Ordnung* auf das Bestimmteste [2-40] festgesetzt und gehandhabt werden muß, deren Uebertretung auch verpönt werden mag; aber alles, was eine sittliche Beziehung hat und die Erziehung betrifft, muß für jeden Fall besonders erledigt werden.« — Goldne Worte, die jeder Jugendlehrer zu beachten wohl thun wird. Für

mich aber waren sie um so wichtiger, als ich selber es war, der durch jenen zuvor angedeuteten Fall zu der öffentlichen Aeußerung derselben Veranlassung gegeben haben mochte.

[2-41]

VIERTES CAPITEL

Meine Vaterstadt Prenzlau, oder wie sie in der Volksaussprache hieß: Prenz*low*, auf der Nordseite des Uckersees gelegen, und etwa fünfzehn Meilen von Berlin entfernt, war damals eine Stadt von acht- bis neuntausend Einwohnern, ohngefähr halb so bevölkert als sie gegenwärtig (1871) sein mag. Zu den ältesten Städten der Mark gehörend — denn ihre ersten Urkunden reichen bis in den Beginn des zwölften Jahrhunderts, wo sie als ein Burg- und Marktflecken (Castrum cum foro et taberna) erwähnt wird — zeigte ein Theil ihrer Architekturmonumente noch vielfach mittelalterlichen Charakter. Von den starken Befestigungswerken, den dreifachen Wällen und Gräben, der dreißig Fuß hohen steinernen Mauer mit mehr als sechzig stattlichen Thürmen, »Weichhäuser« genannt, welche ehemals die Altstadt umgaben, sowie von den vier [2-42] stark befestigten Thoren der letzteren waren noch manche stattliche Ueberreste vorhanden. Von den zehn gleichfalls sehr alten Kirchen, deren älteste, die Jakobikirche, wie es hieß, auf der Stätte eines Heidentempels schon im elften Jahrhundert erbaut sein sollte, standen noch fünf oder sechs aufrecht, unter ihnen die alte gothische Marienkirche mit ihren zwei stumpfen durch eine Brücke verbundenen Thürmen: ein gewaltiger Bau aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, meilenweit sichtbar im Lande umher, und eines der schönsten mittelalterlichen Kirchenbauwerke der Mark Brandenburg. Auch von den drei oder vier Klöstern war das eine, welches an das Pfarrhaus stieß, in welchem ich das erste Jahr hindurch bei dem Prediger Knape wohnte, obschon seiner ursprünglichen Bestimmung längst entfremdet, noch wohl erhalten, und die Wände des Kreuzgangs zeigten sogar noch Spuren früherer

Bemalung unter dem theilweise abgefallenen Kalkbewurfe, mit dem man diese »papistischen Gräuel«, wie sich der alte Küster Steinbach auszudrücken liebte, überdeckt hatte.

Ich war noch ein Kind gewesen, als meine Eltern vor zehn Jahren die Stadt mit dem Lande vertauscht hatten, und obschon ich seitdem zum öfteren dorthin [2-43] gekommen war, so war dies doch immer nur auf kurze Stunden und höchstens auf einen Tag geschehen, so daß zum Kennenlernen der Stadt und ihrer oben erwähnten Herrlichkeiten weder Zeit noch Gelegenheit sich gefunden hatten. Jetzt, wo ich ein Bewohner der Stadt geworden war, waren beide ausreichend vorhanden, und ich unterließ nicht, sie gehörig zu benutzen. Ich kann wohl sagen, daß kein Eindruck in späterer Zeit demjenigen gleichgekommen ist, welchen damals diese alte märkische Provinzialstadt auf die Phantasie des Dorfknaben hervorbrachte. Die nächste Folge war so zu sagen ein Abfall vom Classischen zum Romantischen. Während die Schule mich auf das classische Alterthum der Griechen und Römer hinwies, ohne der Phantasie irgend einen sinnlichen Anhaltspunkt zu geben — denn in ganz Prenzlau gab es damals keinen einzigen Abguß eines antiken Kunstwerks oder auch nur eins jener Kupferwerke, welche in Abbildungen antike Architekturreste, Tempel, Siegesbogen und Werke der Bildkunst aufzeigen — fand meine Einbildungskraft einen solchen Anhalt für die Lebenszustände des deutschen Mittelalters, für das man ohnehin damals ungewöhnlich begeistert war, in reichem Maße. Der Zeustempel [2-44] von Olympia und der Capitolstempel des römischen Jupiter waren nur dem Ohre bekannt, während die Kloster- und Dombauten, die Stadtburgen und Thürme des Mittelalters sichtbar vor meinen Augen standen, und zu der heimlich betriebenen Lectüre der Ritterromane Fouqué's und Veit Weber's die erwünschteste Ergänzung bildeten. Dazu kam, daß auch das Theater, das ich in Prenzlau zum ersten Male kennen lernte und auf dessen Brettern Kotzebue'sche und andere Ritterstücke, neben Körner's Zriny und der Banditenbraut, die größte Anziehungskraft besaßen, uns nach dieser Seite hinlockte.

Die nächsten Umgebungen der Stadt waren reizlos und einförmig. Nur der über zwei Stunden lange und fast halb so breite Uckersee, an dessen Ufer die Stadt lag, gab mit seiner breiten Wasserfläche, die mir wahrhaft unermeßlich vorkam, dafür einigen Ersatz. Im Sommer zum Baden und Schwimmen einladend, war er fast noch verlockender im Winter, wenn sein klarer Spiegel bei schneefreiem Froste eine Eisbahn darbot, wie ich sie später nie wieder in solcher Ausdehnung und Schönheit gefunden habe. Ich war ein passionirter Schlittschuhläufer und noch heute erinnere ich mich lebhaft des Entzückens, mit dem [2-45] ich zuerst den Anblick dieser unabsehbaren leuchtenden Krystallfläche laut aufjauchzend begrüßte, als ich mit guten Gesellen an einem sonnenflimmernden freien Nachmittage dem Schauplatze unserer winterlichen Freuden zueilte, gegen welchen denn allerdings der Stabesee meines heimathlichen Dorfes zu einem unbedeutenden Teiche zusammenschrumpfte.

Trotzdem aber blieb das letztere während der ganzen Gymnasialzeit meine eigentliche Herzensheimath.

Denn der Reiz der Neuheit, den das Leben in der Stadt und in der Schule, das bewegte Treiben einer städtischen Bevölkerung, der Verkehr mit einer großen Anzahl jugendlicher Altersgenossen in und außerhalb der Schule, auf mich auszuüben nicht verfehlten, war doch nur kurze Zeit im Stande, mich das Vaterhaus und mein geliebtes Wallmow vergessen zu machen, wohin mich immer und immer wieder die Sehnsucht zog.

Glücklicherweise fand diese Sehnsucht denn auch mehr als einmal im Jahre ihre Befriedigung durch die Ferien. Wir hatten deren im Ganzen fünfmal im Jahre: zu Ostern, zu Pfingsten, in den Hundstagen, im Herbste und zu Weihnachten; und mit Ausnahme der ersten und letzten, wo Wetter und [2-46] Wege zuweilen derart waren, daß sie eine Fußtour nicht gestatteten, durfte ich dieselben sämmtlich im Vaterhause zubringen. So ward mir das Glück zu Theil, bis in mein neunzehntes Jahr das volle Heimathgefühl des Vaterhauses zu behalten und zu genießen, das sonst der Jugend oft

nur allzu früh verloren geht.

Noch heute umwittert mich etwas von dem Zauber des Freudegefühls, der das Herz des Schülers berauschte, wenn der letzte Schultag des Vierteljahres herangekommen, die feierliche »Censur«, die Austheilung der Vierteljahrszeugnisse, mit Gebet und Gesang geschlossen, die Prüfungen beendet, die Versetzungen in höhere Classen bekannt gemacht worden waren, und nun jeder der nicht in der Stadt einheimischen Schüler aus der dumpfen Enge der Schulmauern nach seiner Wohnung eilen, das bereits vorher gepackte Ränzel auf die Schulter werfen und den braunen »Ziegenhainer«, das Zeichen unserer Gymnasiastenwürde, ergreifen durfte, um hinauszuwandern aus dem alten finstern Stadtthore dem geliebten Heimathsdorfe zu — vor sich eine lange Reihe von freien Tagen, die mir unendlich, eine Fülle von Genüssen und Freuden, die mir unerschöpflich dünkte.

[2-47] Wie der ehrliche Sancho den Mann segnete, der den Schlaf erfand, so hätte ich den Mann segnen mögen, der die Ferien erfand. Voll aber genießt das Glück der Schulferien doch nur derjenige Schüler, der, wie ich, mit dem Beginne derselben alle Bande und Verhältnisse des Lebens in der Stadt abstreifte und auf dem Lande im Vaterhause ein neues Leben beginnen durfte. Ja ich glaubte, es fast den in der Stadt zurückbleibenden Mitschülern ansehen zu können, daß sie mich und Meinesgleichen um unser Glück der Heimwanderung beneideten, welche in der That die »Ferien« erst recht zu Feiertagen machte.

Wie oft bin ich ihn gewandert während der fünf Gymnasiumsjahre, den lieben Heimweg über Grünow und Grentz nach dem heimathlichen Wallmow, dessen hoher spitzer Kirchthum schon stundenweit mir freundlich entgegenblickte; fröhlich gewandert durch heißen Sommersonnenbrand und schneidende Herbstluft, durch Winterschnee und Frühlingsregenschauer, wenn ein gutes Censurzeugniß — wie es doch meist der Fall war — oder die Versetzung zu einer höheren Classe in der Tasche mir die Sicherheit eines guten Empfanges im Vaterhause verhießen! Denn

ohne ein [2-48] ihn befriedigendes Zeugniß des Fleißes und Wohlverhaltens vor den strengen Vater hinzutreten war nicht gerathen, und nur ein einziges Mal — es war in den ersten Ferien — ist mir das begegnet; dann nie wieder. Ich sehe noch sein Gesicht vor mir, mit dem er, nach Lesung des allerdings sehr mittelmäßigen Zeugnisses, an mich die Worte richtete: »Mit einer solchen Censur wirst du künftig nicht mehr nach Hause kommen! Das versprich mir!« Ich versprach es unter Thränen, und ich habe Wort gehalten. »Du willst, daß ich dich *studiren* lasse,« schloß er seine Ermahnung; »studiren aber heißt: sich Mühe geben. Deine Lehrer bezeugen hier, daß du gute Anlagen habest; um so mehr ist es Pflicht für dich, dieselben nicht zu vernachlässigen!« Der Begriff der Pflicht war es überhaupt, den er bei jeder Gelegenheit uns einzuschärfen bestrebt war. Er war es sich bewußt, die seinige gegen uns mit höchster Aufopferung zu erfüllen, und verlangte deshalb von uns das Gleiche an unserem Theile.

So gehörte es denn auch zur Tagesordnung des Ferienlebens, daß vor allen Dingen die Ferienarbeiten sorgfältig erledigt werden mußten, worüber er selbst sorgsam wachte. Aber auch wenn dies geschehen war, [2-49] wurden bestimmte Tagesstunden festgesetzt, an denen wir repetirend, oder für die Lectionen des nächsten Quartals uns vorbereitend, zu arbeiten hatten, ehe wir uns der Freiheit des Feriengenusses in Garten, Feld und Wald erfreuen durften. Diese Arbeitsstunden füllten den Vormittag aus, während die Nachmittage, mit Ausnahme einer für das Clavierüben bestimmten Zeit, uns gehörten. Dieser Respect vor den Vormittagen und ihrer Bestimmung zu ernster Arbeit ist mir denn auch mein Leben lang bis in mein Alter verblieben, und außer auf Reisen habe ich es nicht leicht über mich vermocht, an Vormittagsstunden etwas vorzunehmen, was nicht den Charakter ernsthafter Arbeit getragen hätte. So wahr ist, was der alte Dichter, in bestimmter Anwendung auf Jugenderziehung und Jugendgewöhnung, sagt:

Quo semel est imbuta *recens* servabit odorem

Testa diu.[1]

Mein Vater stand, als ich das Vaterhaus mit der Schule vertauschte, bereits im dreiundfünfzigsten [2-50] Jahre. Aber sein Aeußeres zeigte noch keine Spur des herannahenden Alters, und sein Geist war nicht minder spannkräftig und elastisch, obgleich das früher angedeutete Mißverhältniß zu meiner Stiefmutter, von deren leidenschaftlicher Gemüthsart er schwer zu leiden hatte, seine geistige Tragkraft auf schwere Proben setzte. Er ertrug die Mühen und körperlichen Anstrengungen, denen er sich in der Ausübung seines, besonders in der schlechten und rauhen Jahreszeit äußerst beschwerlichen und erschöpfenden Berufs als Prediger vier verschiedener, zum Theil weit von einander entlegener Dorfgemeinden zu unterziehen hatte, noch immer mit gewohnter Kraft und Ausdauer. Daneben widmete er zu Hause alle seine freie Zeit der Erziehung und dem Unterrichte meiner beiden jüngeren Brüder Wilhelm und Karl, von denen der zuerst genannte ein Jahr nach mir das Prenzlauer Gymnasium bezog. Um den zurückbleibenden jüngsten bei dem Unterrichte nicht der Genossen entbehren zu lassen, und zugleich, um für den kostspieligen Unterhalt seiner beiden ältesten Söhne die nöthigen Geldmittel zu erwerben, nahm er mehrere Pensionäre ins Haus, die verschieden an Alter und Fähigkeiten, seine Arbeitslast bedeutend [2-51] vermehrten, während der materielle Ertrag meistentheils ein sehr geringer war, wie er denn die Söhne eines verstorbenen Amtsbruders ohne alle Vergütung jahrelang im Hause erzog und unterrichtete.

Bei allen diesen Arbeiten wußte der treffliche Mann doch noch nicht bloß Zeit zu eigener Fortbildung zu gewinnen, sondern auch uns beide entfernten Söhne in steter Aufsicht zu erhalten. Nicht genug, daß wir ihm fast jede Woche über unser Ergehen und unsere Schulverhältnisse brieflich Nachricht geben mußten, worauf er zu antworten niemals verfehlte, war es ihm nicht zu viel, den weiten Weg von mehreren Meilen nach Prenzlau im raschen

Nachmittagsritte zurückzulegen und uns unvermuthet zu überraschen, unsere Arbeiten, unsere Bücher, die Haltung unserer kleinen Wohnung u. s. w. zu revidiren, und gelegentlich bei dem einen oder dem anderen unserer Lehrer Erkundigungen einzuziehen. Es war etwas militärisch Straffes in dieser Art seiner Controle; aber ich kann nicht sagen, daß ich dieselbe als drückend und beengend empfunden hätte, da seine sorgende Liebe stets hell hindurchschien und ein kurzes Wort der Zufriedenheit aus seinem Munde bei solchen Gelegenheiten für mich immer hochbeglückend war.

[2-52]

FÜNFTES CAPITEL

Mein Verhältniß zu den Dorfbewohnern von Wallmow während der Ferien blieb lange das alte. Bis zum Ende meiner Gymnasiumszeit nannten mich nicht nur meine früheren Spielgenossen, so oft ich in die Ferien kam, sondern auch die älteren Bauern und deren Frauen, die zu besuchen ich niemals verfehlte, nur mit meinem Vornamen und mit dem altgewohnten du; ja selbst der spätere Student hatte sich noch dieses Zeichens patriarchaler Vertraulichkeit zu erfreuen. Nur Herr Becken machte eine Ausnahme. Trotz meiner Bitten: es doch auch seinerseits, wie jene, beim Alten zu lassen, erklärte er: »daß sich das jetzt nicht mehr schicke,« und so mußte ich es mir gefallen lassen, daß er mir fortan das eigene von seinem Namen unzertrennliche »Herr« verlieh und mich »Herr Adolf« nannte. Es mag wunderlich, ja kindisch klingen, wenn ich sage, daß mich diese Aen[2-53]derung, die eigentlich der jugendlichen Eitelkeit hätte schmeicheln sollen, wirklich betrübte. Aber ich empfand dieselbe, vielleicht ohne es damals klar zu wissen, als eine erste Mahnung: daß das Vergangene eben vergangen und meine glückliche Wallmower Jugendidylle unwiederkehrlich abgeschlossen sei.

Zwei gewaltsame Ereignisse, welche in die Sommer- und Herbstferien meiner ersten Schuljahre fielen, und von denen ich bei meiner Anwesenheit im Vaterhause theilweise Augenzeuge war, trugen gleichfalls dazu bei, durch den tiefen Eindruck, den sie auf mich ausübten, den Ernst solcher Stimmung zu erhöhen, indem sie mich zuerst einen Blick in die jähen Abgründe menschlichen Geschickes thun ließen.

In der Aristokratie, welche die hofbesitzenden Bauern von Wallmow unter den übrigen Dorfbewohnern bildeten, war die

stolzeste Familie die des alten Schulzen Stoltzmann, der seit langer Zeit dies Ehrenamt begleitete, mit dem zugleich die zeitige Nutznießung einer eigenen Schulzenhufe verbunden war. Obschon bereits den Siebzigen nahe, war Stoltzmann immer noch eine starke, stattliche Erscheinung, wenn er in seinem langen blauen rothgefütterten Rocke, die sammtne Mütze mit der Otterverbrämung [2-54] auf dem Haupte, durch das Dorf schritt, oder in die Pfarre kam, um sich bei meinem Vater in seinen amtsgeschäftlichen Dingen Raths zu [er]holen. Diese letzteren waren ihm seit längerer Zeit sehr erschwert worden durch die Ungunst und Strenge seines Vorgesetzten, des ihm gleichaltrigen Amtsrath S. auf der königlichen Domäne L., der sich aus niederer Herkunft und geringen Verhältnissen durch Tüchtigkeit und Energie zu seiner gegenwärtigen hohen Stellung emporgeschwungen hatte. Man erzählte sich, daß beide Männer, der reiche Bauernsohn und der Sohn eines armen Dorfschulmeisters, in ihrer Jugend im Militär gedient und in derselben Compagnie gestanden hätten, und daß hier irgend ein Umstand — man sprach von einer Nebenbuhlerschaft — den Grund zu einer Feindschaft gelegt habe, die unvergessen geblieben war, als sich nach langen Jahren der eine von ihnen als höchster Vorgesetzter seines früheren Unterofficiers mit diesem wieder zusammenfand. In Folge der auf beiden Seiten unvergessen gebliebenen früheren Stellung und der aus derselben herrührenden gegenseitigen Abneigung kam es bald zu allerhand Conflicten.

Der Amtsrath hatte unaufhörlich gegen den [2-55] Schulzen etwas auszusetzen. Verweise und Geldstrafen wegen dieser oder jener mangelhaften Ausführung der Anordnungen und Befehle des Amtsraths häuften sich, und je mehr der alte Stoltzmann darin eine Ungerechtigkeit und Chicane von Seiten seines einstigen Untergebenen erkennen zu müssen glaubte, um so weniger war er geneigt, seinen Zorn darüber gegen den Amtsboten, den Ueberbringer der Decrete des Amtsraths, zurückzuhalten, der wieder seinerseits nicht verfehlte, dergleichen Aeußerungen seinem

Herrn diensteifrigst zu hinterbringen. Mehr als einmal hatte mein Vater, der mit dem Amtsrathe befreundet war, mit Erfolg den Vermittler gemacht und einen Gewaltstreich desselben gegen den alten Schulzen abgewendet. Endlich erfolgte derselbe dennoch.

Der Amtsrath war auf einer Inspectionsreise persönlich nach Wallmow gekommen. Er hatte die Bauern mit dem Schulzen zu einer Versammlung berufen lassen, welche in unserem Hause abgehalten wurde. Hier kam es zu harten Reden und Vorwürfen des Amtsraths gegen den Schulzen, dem der Erstere unter Anderem auch Mangel an »Subordination« vorwarf, und die Drohung hinzufügte: daß derselbe die längste Zeit Schulze gewesen sein werde, wenn er [2-56] sich nicht bessere. Das schlug dem Fasse den Boden aus. Der alte stolze Hofbauer, sich in seiner Ehre gekränkt fühlend in Gegenwart seiner Standesgenossen, von denen ein Theil, wie er wußte, sich heimlich der Demüthigung freute, die ihrem Haupte widerfuhr, verlor die schweigende Fassung, in welcher er bis dahin die ihm gemachten Vorwürfe angehört hatte; und in Erinnerung an die vor langen Jahren mit seinem Beleidiger verlebte Soldatenzeit rief er demselben zu: »Subordination? Ich weiß besser in meinen alten Tagen, was Subordination ist, als andere Leute, die ich ehemals wegen Insubordination habe bestrafen müssen!« Alle Anwesenden erschraken, denn jeder verstand die Anspielung auf das ehemalige Verhältniß beider Männer. Glühende Röthe überzog das Antlitz des Amtsraths und wechselte unmittelbar darauf mit Todtenblässe, als er, sich langsam von seinem Sitze erhebend, die Worte sprach: »Schulze Friedrich Stoltzmann, Ihr seid abgesetzt! und Ihr« — hier wendete er sich zu dem Bauer Burow, der für den Hauptgegner des bisherigen Schulzen galt — »Ihr seid von dieser Stunde an Schulze von Wallmow!« Da richtete sich der ins Innerste getroffene alte Schulze zu seiner vollen Höhe auf, und [2-57] einen Schritt gegen den Amtsrath vortretend rief er, unvermögend, den ihm angethanen Schimpf zu fassen: »Soll es wahr und gewiß bei dem Worte bleiben, Herr Amtsrath?« — »So wahr und gewiß als Gott lebt!« war die Antwort. »Dann habe ich wohl hier nichts weiter

zu thun,« sagte der Greis, indem er der Thüre zuschritt. Auf der Schwelle aber wandte er sich noch einmal um und sagte feierlich: »Wer einem Menschen auferlegt, was der Mensch nicht tragen kann, der ist sein Mörder!« Damit schritt er zur Thür hinaus.

Wenige Tage, nachdem dies vorgegangen, kam ich in den Sommerferien nach Wallmow, wo ich meinen Vater sehr ernst gestimmt fand, und bald von Herrn Becken das Vorgefallene erfuhr. Das ganze Dorf war durch die Nachricht von dem über den alten Stoltzmann verhängten Spruch des Amtsraths in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Nur der abgesetzte Schulze hatte dieselbe nicht zu theilen geschienen. Er war ruhig aus der Versammlung in seinen Hof zurückgegangen, und hatte dort, ohne ein Wort zu sagen, in seinem Speicher irgend eine Arbeit vorgenommen, hatte sich Mittags und Abends mit seinen Leuten wie gewöhnlich zu Tische gesetzt [2-58] und das Gebet gesprochen. Tags darauf hatte er eine alte Muskete genommen, in deren Besitze er sich befand und mit der er gelegentlich den Seehähnen und Blisnörken des Stabesees oder den Hühnerweihen nachzustellen pflegte, wobei ich früher mehr als einmal sein Begleiter gewesen war. In gleicher Absicht war er an den See gegangen, wo er einen kleinen Bretternachen bestiegen und sich mit demselben gegen das dickste Geröhricht der westlichen Seite, den Hauptsitz der wilden Wasservögel, hingerudert hatte. Hier hörte man in längerem Zwischenraume mehrere Schüsse fallen. Dann blieb plötzlich Alles still. Als er aber bei herandunkelndem Abende nicht zurückkehrte, wurden die Seinen besorgt, und gingen vor das Dorf hinaus, nach ihm zu sehen. Sie fanden den Kahn umgeschlagen auf dem Wasser treiben; ihn selbst zog man am folgenden Morgen mit durchschossenem Kopfe aus dem See. Er hatte sein Wort wahr gemacht. Doch setzte es mein Vater durch, daß er nicht als Selbstmörder betrachtet, sondern sein Tod als durch einen Unglücksfall herbeigeführt angesehen wurde. Augenscheinlich hatte auch der Alte selbst bei der Ausführung seines Entschlusses in der letzteren Absicht gehandelt.

[2-59]

SECHSTES CAPITEL

Das zweite tragische Ereigniß passirte wenige Wochen später in Grüneberg, einem Filialdorfe meines Vaters.

Wir saßen nach Tische unter dem Schatten des großen Tafelbirnbaumes, der seine mit goldgelbrothen Früchten beladenen Zweige über die Rampe des Pfarrhauses zu dem Dache des Hauses hinstreckte, gemüthlich beim Nachmittagskaffee, als ein reitender Bote, von dem Administrator des genannten adligen Gutes abgesendet, meinem Vater einen Brief überbrachte, dessen Inhalt, wie wir aus dem veränderten Gesichtsausdrucke des Vaters beim Lesen entnehmen konnten, etwas ganz Außergewöhnliches sein mußte; denn der sonst immer so streng gefaßte Mann konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken. Und schrecklich genug war die Nachricht, die der Brief [2-60] enthielt. — Der Statthalter des Grüneberger Edelhofes, Malwitz, war von einem seiner Mäher, dem Tagelöhner Seefeld, erschlagen worden.

Mein Vater befahl sogleich, seine Birutsche — so hieß ein kleiner leichter »Wurstwagen«, auf dem man rittlings saß — vorfahren zu lassen und hieß mich ihn nach Grüneberg begleiten. In weniger als einer halben Stunde langten wir dort an, wo wir alsbald das Nähere des Hergangs vernahmen, welcher gar wohl den Stoff zu einer tragischen »Dorfgeschichte« liefern könnte. Derselbe war, wie sich in Folge der später eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung ergab, etwa folgender:

Das Rittergut des Dorfes Grüneberg wurde damals wegen Ueberschuldung von einem für die Gläubiger und die minderjährigen Erben des letzten verstorbenen Besitzers, eines Herrn von St., bestellten Administrator bewirthschaftet, unter

dessen nachlässiger Verwaltung sich allerlei grobe Mißbräuche von Seiten der Tagelöhner und sonstigen Arbeiter eingeschlichen hatten. An der Spitze derselben stand der sogenannte Gutsstatthalter Malwitz, ein energischer und tyrannischer Mann, der sich die Kränklichkeit und Schlaffheit seines Vorgesetzten, des Administrators, [2-61] zu Nutze zu machen und allmälig ein förmliches System von Veruntreuungen aller Art einzuführen gewußt hatte, in welches er bald fast sämmtliche ihm untergebene Dorfinsassen zu verstricken verstand. Nur einer derselben, der oben genannte Seefeld, hatte allen seinen Verlockungen widerstanden und durch seine hartnäckige Weigerung, an irgend einer Veruntreuung herrschaftlichen Eigenthums Theil zu nehmen, mehr als einmal die Ausführung solcher Dinge verhindert, obschon der kluge Statthalter bemüht gewesen war, dieselben immer sehr geschickt als erlaubte und durch die Verhältnisse des Gutes gar wohl gestattete Vortheile hinzustellen. Denn Seefeld war einer der sogenannten »Frommen« des Dorfes, ein still in sich gekehrter, kränklicher Mensch und meinem Vater als fleißiger Kirchengänger und durchaus rechtschaffener Mann bekannt. Er hatte den Befreiungskrieg als Landwehrmann mitgemacht und eine Verwundung davongetragen, von der ihm eine leichte Lähmung des einen Beines zurückgeblieben war, die ihn zuweilen an der Arbeit für sein und der Seinen tägliches Brot behinderte. Von Natur in sich gekehrt und menschenscheu, hatte er wenig Verkehr mit den übrigen Gutsleuten, der fast gänzlich aufhörte, als er nach und [2-62] nach Einsicht in die verschlimmerten moralischen Zustände um ihn her gewann.

Malwitz und sein Anhang begannen zu fürchten, daß der »fromme Hinkfuß«, wie sie ihn nannten, hinter ihre Schliche kommen und den Verräther machen werde. Sie thaten daher alles Mögliche, ihm den Aufenthalt in seinem Geburtsorte zu verleiden und ihn dahin zu bringen, denselben mit einem anderen Dorfe zu vertauschen. Malwitz bot ihm sogar an, ihm die kleine Hütte, die er im Dorfe besaß, abzukaufen und ihm Aufnahme auf einem anderen

Gute zu verschaffen. Allein Seefeld hing an seinem Erbe wie an seinem Geburtsort, auf dessen Kirchhof nicht nur seine und seines Weibes Eltern, sondern auch seine sämmtlichen Kinder, die ihm die Letztere geboren hatte, begraben lagen, und wies alle solche Anmuthungen zurück. In Folge dessen ward seine Lage schlimmer und schlimmer, da die Besorgniß derjenigen, welche eine Anzeige von seiner Seite zu fürchten hatten, immer höher stieg. Ihre Furcht war indessen unbegründet. Zwar hatte Seefeld, wie er später bekannte, allerdings mehr als einmal auf dem Punkte gestanden: seinem Prediger, meinem Vater, das, was er von den Veruntreuungen bemerkt [2-63] habe, unter dem Siegel der Beichte mitzutheilen und sich bei ihm Rathes zu erholen, was er thun solle. Aber immer hatte ihn seine Scheu, den Verräther zu machen und möglicherweise viele seiner Nächsten ins Unglück zu bringen, davon zurückgehalten. Noch am letzten Sonntage, welcher der Katastrophe vorherging, hatte er jenen Vorsatz endlich auszuführen beabsichtigt. Als aber gerade an diesem Tage mein Vater zufällig genöthigt war, sein Erscheinen und seine Predigt in Grüneberg absagen zu lassen, hatte Seefeld darin ein Zeichen der Vorsehung gesehen, daß er sein drückendes Geheimniß weiter bewahren solle. Dieser Glaube ward ihm und seinem Gegner zum Verderben.

Es war in der Zeit der Gerstemaht hart am Ausgange der Ernte. Der Statthalter, welcher diesmal die Stelle des Vormähers vertrat, hatte ihm den nächsten Platz hinter dem seinen angewiesen, lediglich in der Absicht, Ursache zu gewinnen, ihn wegen ungenügender Leistung wieder einmal öffentlich vor den Anderen ausschelten zu können. Denn der schwächliche Seefeld, ein Mann von kleinem Wuchse und durch sein beschädigtes Bein obendrein gehindert, war trotz aller Anstrengung nicht im Stande, [2-64] im Mähen mit seinem Vormäher Schritt zu halten, der, jünger und von herkulischem Körperbau, ihn um mehr als eines Hauptes Höhe überragte und neben seiner Körperkraft als einer der geschicktesten Mäher der ganzen Umgegend galt. Das beabsichtigte Resultat ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Seefeld blieb sehr bald

hinter seinem Vormäher zurück, der sofort davon Anlaß nahm, auf ihn in den beleidigendsten Worten zu schelten und ihm seine Trägheit vorzuwerfen. Vergebens bat der so mit Unrecht Ausgescholtene den Statthalter, ihm zu gestatten, daß er seine Stelle mit einem der Hintermänner vertausche. Neue Schimpfreden waren die Antwort.

Es schien offenbar ein abgekartetes Spiel zu sein, denn die Hintermänner, statt sein billiges Begehren zu unterstützen, erhoben ein schadenfrohes Gelächter, und einer derselben rief ihm sogar zu: wenn er als ein Krüppel unfähig sei, Mäherdienst zu thun, so möge er die Arbeit lieber aufgeben und anderen gesunden Leuten den Verdienst lassen! Der Statthalter aber, durch die Stimmung der Anderen ermuthigt, spielte jetzt seinen letzten Trumpf aus. »Es ist nicht sein Fuß, sondern seine Faulheit, die ihn zurückbleiben läßt,« rief er den Mähern zu, »das [2-65] sollt ihr gleich sehen!« Dann, zu Seefeld gewendet, der, auf seine Sense gelehnt, still und gesenkten Hauptes dastand, setzte er, ihm mit dem Streichholze drohend, hinzu: »Ich sag' es dir jetzt zum letzten Male, frommer Heuchler, daß du Schritt mit mir hältst. Bleibst du wieder zurück, so Gnade Gott deinem Rücken!« Diese Drohung konnte nicht ernst gemeint sein; denn es war unerhört, daß ein Statthalter sich es hätte herausnehmen dürfen, einen Arbeiter, zumal einen verheiratheten Mann, einen gewesenen Soldaten wie Seefeld zu schlagen. Aber sie war es trotz alledem dennoch. Es war die Absicht des Statthalters, durch eine solche öffentlich beschimpfende Behandlung den ihm Verhaßten gleichsam vor dem ganzen Dorf ehrlos zu machen und ihn dadurch zu zwingen, dasselbe zu verlassen. Als daher nach wieder aufgenommener Mäharbeit der unglückliche Seefeld wiederum bald und zwar noch in weiterem Abstand als bisher hinter seinem Vormäher zurückblieb, stieß der Letztere die Sense in die Erde, zog das an derselben befestigte Streichholz heraus und schickte sich an, wie er sagte, »dem faulen Hunde Beine zu machen«.

Das war zu viel. Der bedrohte Mann sprang [2-66] seitwärts aus

der Reihe der Mäher zurück, die Sense krampfhaft fest in der Hand haltend. Alles lachte, denn an einen Widerstand des kleinen, weit schwächeren Mannes gegen den riesenhaften Statthalter, welcher mit erhobenem Holz auf denselben zuschritt, war nicht zu denken.

»Um Gottes Barmherzigkeit, Statthalter, thut mir das nicht an, ich leid's nicht!« rief der Bedrohte.

»Das wollen wir gleich sehen!« war die Antwort des hohnlachend näher heranschreitenden Statthalters.

Der Bedrohte wich abermals um mehrere Schritte zurück und erhob die Sense zum Abwehrhiebe.

»Thut mir *das* nicht an!« rief er noch einmal. »Ich bin Soldat gewesen — bin älter als Ihr. Ich hab' gethan, was ich konnte — Gott ist mein Zeuge! Wenn Ihr mich schlagen wollt, es giebt ein Unglück!« Er retirirte zwischen jedem dieser in bitterer Verzweiflung ausgestoßenen Sätze um einen Schritt weiter.

Der Statthalter aber, der an seinen Ernst nicht glaubte, eilte auf ihn zu. Da schwang der bedrängte Mann in seiner Verzweiflung mit geschlossenen Augen [2-67] die Sense vor sich her, das fürchterliche Eisen faßte den Heranstürzenden und durchriß ihm den Leib, daß er mit gellendem Aufschrei sterbend in sein Blut niedersank.

Als wir nach Grüneberg kamen, hatte man den Todten in die kleine Kirche getragen, wo sich der durch einen Reitenden aus dem nächsten Städtchen herbeigerufene Wundarzt mit dem Leichnam zu schaffen machte, während der Gerichtshalter den unglücklichen Mörder verhörte, dessen Hände man mit einer Kette gefesselt hatte. Es war das erste Mal, daß ich einen Menschen in Ketten sah. Der Anblick wirkte erschütternd auf mich; noch mehr das todtenblasse Gesicht des Gefesselten, der stumm und in sich versunken dastand und nur von Zeit zu Zeit die Worte: »Ich bin unschuldig an seinem Blute!« gegen meinen Vater gewendet mit einem tiefen Seufzer hervorstieß, wenn von draußen, wo vor der Kirchthür das ganze Dorf versammelt war, das Wehklagen der Weiber in die Kirche hineinscholl. Ich selber hatte nur den einen Gedanken: so also sieht ein Mörder aus! Von dieser Vorstellung konnte ich lange nicht

loskommen. Und doch, obschon Alles um mich her — mein Vater allein ausgenommen — gegen den [2-68] Unglücklichen Partei nahm, fühlte ich ein instinctives Mitleid mit dem Mörder, der, wie ich fest glaubte, nun auch sein Leben verwirkt und dasselbe auf dem Schaffot zu endigen hatte; denn es hieß ja in der Bibel: »Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wiederum vergossen werden.« Dieser Gedanke war mir fast noch erschütternder als die That, deren blutiges Opfer mit einem weißen Laken bedeckt dalag.

Das Urtheil fiel jedoch später gelinder aus, als man erwartet hatte, da die Untersuchung, bei welcher die oben geschilderten Verhältnisse aufgedeckt wurden, das Ergebniß lieferte, daß der Angeklagte nur im Stande der Nothwehr gegen einen vorbedachten gewaltsamen Angriff des Erschlagenen gehandelt und seine That wirklich mit geschlossenen Augen vollführt hatte. Er ward daher nur auf einige Jahre zum Zuchthause verurtheilt, wo er bald an Auszehrung starb.

Der verdüsternde Eindruck, welchen solche Ereignisse auf meine lebhaft empfindende Seele zu machen geeignet waren, verschwand jedoch stets sehr bald vor der Heiterkeit des Lebens, dessen ich mich während der Ferien im Vaterhause und außerhalb desselben im Kreise des nachbarlichen Umganges und Verkehres [2-69] meiner Eltern zu erfreuen hatte. Denn es darf wohl überhaupt zu den schönsten und beneidenswerthesten Vorzügen und Vorrechten der Jugend gezählt werden, daß Unglück und Unheil, ja selbst Fürchterliches und Entsetzliches, dessen Zeuge sie miterlebend zu sein hat, nur wie leicht verdunkelnde Wolkenschatten über die Sonne rasch über ihren Gesichtskreis dahinziehen, ohne ihr irgend für längere Zeit die fröhliche Helle des Daseinsglückes zu verfinstern.

SIEBENTES CAPITEL

»GETREUE NACHBARN UND DESGLEICHEN.«

Den Umgangskreis meiner Eltern bildeten, neben den Pächtern der drei Filiale, fast ausschließlich die in der Nähe wohnenden Amtsbrüder meines Vaters mit ihren Familien. Es waren die Prediger Hering in Bagemühl, Kaiser in Zerrenthin, der französische Prediger de la Pierre in Battin, Hartmann in Carmzow, Büchsel in Schönfeld, sämmtlich in einer Entfernung von zwei bis drei Wegstunden von uns wohnend, mit denen wir auf einer Art von gegenseitigem Besuchsfuße standen. Prenzlau war zu weit entlegen, als daß von dort aus frühere gute Bekannte und Freunde des Vaters, zumal bei den überaus schlechten Wegen, Landbesuche zu uns hätten unternehmen können, wie ich mich denn auch während der ganzen fünfzehn Jahre von 1810 bis 1825, abgesehen von den durch schwere Krankheitsfälle in [2-71] unserem Hause herbeigeführten Besuchen unseres Prenzlauer Arztes, kaum auf mehr als drei bis vier solcher Besuche aus »der Stadt« — denn so hieß die Hauptstadt der Uckermark, wie weiland das Rom der alten Römer, in unserem Hause und in der ganzen Provinz — zu erinnern vermag.

Aber auch die gegenseitigen Besuche mit den oben gedachten Nachbaren waren verhältnißmäßig selten, namentlich die eigentlichen Gastbesuche zum Mittagbrot, oder zu Kaffee und Abendbrot. Dergleichen Besuche waren recht eigentliche Feste, und ein Tag, wo ein solcher Ueberlandbesuch einer oder zweier befreundeter Nachbarfamilien von uns erwartet wurde, war ein wirklicher Festtag. Ein solcher kündigte sich schon im Voraus an

durch ein vorhergehendes allgemeines Reinmachen und Scheuern des ganzen Hauses, dessen Zimmer und Flur sodann mit dem weißesten Sande und mit Kalmus bestreut, und mit Wacholderbeeren oder auch wohl mit einigen angezündeten »Räucherkerzchen« durchduftet wurden, was unsere feierliche Stimmung beträchtlich erhöhte. Solche Gastgesellschaften fanden meist nur im Sommer oder in der guten Jahreszeit bei besonderen Familienanlässen statt, wobei auch die Gunst des Mondes als heim[2-72]leuchtendes Gestirn für späte Rückfahrt sorgfältig in Betracht gezogen wurde.

Die Bewirthung war äußerst mäßig, — selbst für jene mäßige und genügsame Zeit. Wein — rother oder weißer Franzwein — blieb nur den feierlichsten Gelegenheiten vorbehalten; das gewöhnliche Getränk bei einem solchen Gastmittagsbrote war Bier, Braunbier für die Jugend, Bitterbier für die älteren Gäste, beides aus Prenzlau bezogen. Den Luxus einiger Flaschen »Fredersdorfer« Doppelbiers, welches in Stettin gebraut wurde — Fredersdorf, der bekannte vertraute Kammerdiener Friedrich's des Großen, ward als Gründer der Brauerei genannt — vergönnten sich bei solchen Gelegenheiten nur Reichere. Dagegen ward Abends wohl eine Bowle Punsch bereitet, und unter fröhlichem Gesange bekannter Gesellschafts- und Tischlieder, an dem Männer und Frauen, Alt und Jung theilnahmen, heiter genossen. Solch gemeinsamer Tafelgesang fehlte damals bei keinem Festmahle in der Stadt wie auf dem Lande, und trug mehr als heutzutage Champagner und kostbare Dessertweine dazu bei, die Stimmung der Tischgenossen zu einer festlich erhöhten und im besten Sinne geselligen zu machen. Das [2-73] Mittagbrot einer solchen »Gesellschaft« bestand aus Suppe und Braten mit einem Zugemüse, und den Nachtisch lieferte das wenige Obst des Pfarrgartens und die im Backen von Waffeln und Napfkuchen bewährte Kunst der Hausfrau. — Eins der beliebtesten Tafellieder bei solchen Gelegenheiten war das akademische:

»Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,

Ward uns der Jugendtraum beschert!« u. s. w.,

über dessen Verfasser noch heute jede Gewißheit fehlt. Eine Tradition, über welche ich anderwärts berichtet habe,[1] nannte schon damals Jena als Entstehungsort und Schiller als den Dichter des beliebten Liedes. Daneben wurden des Schweizers Martin Usteri

»Freut Euch des Lebens«,

componirt von Hans Georg Nägeli, Kotzebue's, von Himmel in Musik gesetztes Lied

»Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond«,

Schiller's Punschlied der »vier innig gesellten Elemente« besonders gern gesungen; auch Lieder aus [2-74] der Zeit der glorreichen Befreiungskriege fehlten nicht; und wenn der Punsch die würdigen alten Herren erwärmt und die Erinnerungen an ihre akademischen Jugendjahre neu belebt hatte, so ward auch wohl ein herzhaftes Gaudeamus igitur angestimmt, an welchem wir Gymnasiasten uns im froh erwartenden Gedenken an die auch uns dereinst bevorstehende Herrlichkeit akademischen Burschenlebens mit besonderem Eifer betheiligten. Selbst Claudius' Rheinweinlied wurde durch den Umstand, daß Rheinwein in unserem und aller unserer Freunde Häusern damals eine durchaus unbekannte Größe war, durchaus nicht ausgeschlossen, und das fröhliche:

»Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!«,

erscholl um nichts weniger herzlich zum Klange der Gläser, obschon dieselben nur mit bescheidenem Punsche gefüllt waren. Ich selber habe den ersten Rheinwein in meinem Leben erst am Rhein selbst getrunken, als ich, ein fast einundzwanzigjähriger Student,

meine große Ferienreise an den Rhein im Herbste des Jahres 1826 zu Fuße und mit dem Ränzel auf dem Rücken unternahm.

Die Sitte des fröhlichen Gesanges bei Tische, wie bei Wasserfahrten, Land- und Waldpartien, die [2-75] sich heutzutage nur noch in den Zusammenkünften der mehr oder minder kunstmäßig geschulten »Liedertafeln« erhalten hat, trug viel dazu bei, das damalige gesellige Zusammensein der Menschen zu erheitern, und der Musik zu jener ethischen Wirkung auf das Gemüth zu verhelfen, die denn doch am Ende die Hauptsache ist und bleibt. Diese Sitte währte in den mittleren Schichten der Gesellschaft in Norddeutschland noch fort bis zum Anfange der dreißiger Jahre, wo sie unter dem zunehmenden Einflusse des musikalischen Virtuosenthums allmälig verschwand und in dem geselligen Leben eine empfindliche Lücke zurückließ. Ein deutscher Culturgeschichtschreiber wird dieselbe nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn er es unternimmt, die Ursachen und Symptome der mehr und mehr zunehmenden Trockenheit und gemüthlichen Verarmung und der mitten im materiellen Ueberflusse oft zum Verzweifeln langweiligen und gemüthlosen Oede unserer modernen Geselligkeit aufzuzeigen.

Die obengenannten Freunde und Amtsbrüder meines Vaters waren alle mehr oder weniger Männer der in dem ersten Theile dieser Lebenserinnerungen von mir charakterisirten Art der damaligen Geistlichen. [2-76] Sie waren aufgeklärten Geistes, humaner und toleranter Gesinnung, ohne jede Färbung geistlichen Hochmuths und schauträgerischer gesalbter Würde. Sie lebten in der Welt, die sie als kein Jammer- und Sündenthal ansahen, mit Heiterkeit und Behagen, waren die Freunde und Berather ihrer Gemeinden in allen Verhältnissen und Beziehungen des Lebens, lebten und ließen leben, dogmatisirten wenig auf der Kanzel und richteten dafür desto mehr den Sinn ihrer Zuhörer auf die großen sittlichen Herzens- und Gemüthswahrheiten, die den ewigen Kern der Christuslehre ausmachen. Sie waren fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen, nahmen menschlichen Antheil an

den Familienvorgängen, suchten und wußten auszugleichen und zu schlichten bei Zerwürfnissen, Verirrte auf den rechten Weg zurückzuführen, Strauchelnde zu halten und Gefallene aufzurichten. Es lebte in dieser Generation der norddeutschen protestantischen Landgeistlichen etwas von demjenigen Geiste, welcher uns in Oliver Goldsmith's Landprediger von Wakefield so wunderbar anmuthet.

Das gute Verhältniß herzlichen Einvernehmens, in welchem sie mit ihren Gemeinden standen, war überdies noch gefördert worden durch die harten [2-77] Zeiten der französischen Invasion von 1806 bis 1812, und durch die Jahre des allgemeinen opferfreudigen Aufschwungs der darauf folgenden Befreiungskriege, welche sie mitsammen durchlebt hatten. Denn gemeinsam getragenes Unglück und vereint bestandene Noth und Sorge sind kräftige Bindemittel für die Menschen; und das Gemeingefühl, welches jene Zeiten und namentlich die schwer und mühevoll gewonnene Befreiung vom fremden Joche nach einem langen blutigen, vielfach schwankenden Kampfesringen in den Gemüthern der Menschen von damals hinterlassen hatten, war ein ganz anderes, tieferes, dankbar frömmeres als dasjenige, welches wir heute (1872), nach einer Reihe von unerhört raschen und glänzenden Siegen über denselben Erbfeind, um uns her zu gewahren haben. Auf Schlachtfeldern des eignen Vaterlandes war gestritten worden; nur wenige Stunden entfernt von der preußischen Hauptstadt Berlin hatte der blutige Kampf getobt, in welchem der Todesmuth unserer jungen Krieger mit Mühe das schrecklichste Schicksal von derselben abgehalten hatte; und der Dichter des Festspiels zur Berliner Siegesfeier von 1815 hatte mit Fug und Recht seinen Landsleuten zugerufen:

[2-78] »Gedenkt *unendlicher Gefahr*,
Des wohlvergoss'nen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts!«

Und man folgte dem Zurufe solcher Mahnung. Noch jahrelang nach

dem glücklich errungenen Siege leuchteten die Dank- und Freudenfeuer an jedem 18. October im Preußenlande, zu dankbarer Erinnerung an die Errettung aus unendlicher Gefahr und an das »wohlvergossene Blut« so vieler Tausende, das hingegeben worden war zu unserer Erlösung, bis die Regierung Friedrich Wilhelm's III. selbst durch ein Verbot diese patriotischen Feuer auslöschte, und dafür im Jahre 1819 an demselben 18. October die verruchten Karlsbader Beschlüsse verkündete! — Vorbei! vorbei!

Von allen unseren Umgangsnachbarn war das fröhlichste Haus das des Prediger Hering in dem eine starke Meile von uns entlegnen Dorfe Bagemühl, und die Verkündigung des Vaters, daß wir morgen dort — zu Fuße oder zu Wagen — einen Besuch machen würden, erregte uns jedesmal eine besondere Freude.

Der »dicke Pastor«, wie er allgemein genannt [2-79] wurde, war ein Original unter seinen Amtsbrüdern. Schon sein wahrhaft kolossaler Leibesumfang bei entsprechender Größe der hünenhaften Gestalt hatte in der ganzen Provinz nicht seines Gleichen, wie ich mich denn überhaupt nicht erinnern kann, jemals eine ähnliche Falstaff-Gestalt in meinem späteren Leben gesehen zu haben. Und nicht nur äußerlich konnte er für eine Verkörperung des Shakespeare'schen Sir John Falstaff gelten, den später sein Bruderssohn, mein, um zwei Jahre als ich älterer Jugendfreund Theodor Hering — der als Schauspieler seinen Namen in *Döring* verwandelte — in so unvergleichlicher Weise auf den Brettern den Deutschen vorführen sollte. Auch an Zügen geistiger Aehnlichkeit fehlte es keineswegs, wenn sie gleich durch Beruf und Verhältnisse wesentlich abgemildert waren.

Der »dicke Pastor« besaß eine nie versiegende Fülle lebendigen Humors und schlagenden, oft kaustischen Witzes, die überall, wo er in Gesellschaft erschien, elektrisch belebend wirkte, und die doch, weil sie auf dem Grunde eines liebevollen Herzens ruhte, niemals verletzend auftrat. Seine Lebensfrische, sein Frohsinn, seine gesellige Genußfreude, die Heiterkeit, mit welcher [2-80] er sich selbst und sein Aeußeres gelegentlich zum Besten gab — er konnte

wie Falstaff von sich sagen, daß er nicht nur selbst witzig war, sondern auch anderen Leuten dazu verhalf, witzig zu sein — waren und wirkten unwiderstehlich. Dazu war er, der die Geselligkeit überaus liebte, im eignen Hause gastfrei in einem Grade, der zuweilen selbst bis an die äußersten Grenzen seiner Mittel ging, ja dieselben auch wohl überstieg, obschon seine Pfarre zu den besten der Provinz gehörte. Denn er war eben so gutmüthig als gastfrei, und kein Bedürftiger ging ohne eine Gabe von seiner Thür. In seinen jüngeren Jahren war er, wie mein Vater, Feldprediger gewesen und hatte in seinem äußeren Behaben bei aller Zwanglosigkeit doch die gewandten Formen der höheren Gesellschaft, in welcher er gelebt hatte, nicht vergessen. Damals war er, wie er oft erzählte, »lang und mager gewesen wie ein Windspiel«, und hätte, eben so gut wie Falstaff in seinen jungen Tagen, »durch eines Aldermanns Daumring schlüpfen können.« »Darum aber« — pflegte er wohl mit einem lächelnden Blicke auf seine sanfte, stille, überaus schmächtige und zarte Frau hinzuzusetzen — »wählte ich mir damals auch diese meine Ehegenossin eigens [2-81] als zu mir passend aus. Aber die Seufzer und Sorgen der Kriegs- und Nothjahre, die mich wie einen Schlauch aufgeblasen haben, sind an ihr nicht mit gleicher Wirkung vorübergegangen. So wunderlich ist die Natur in ihrem Walten!«

Und in der That konnte man keinen wunderlicheren Gegensatz sehen, als der war, welchen dieses Paar in seinem äußeren Erscheinen bildete, bei dem die feine, zarte Gestalt der Frau Pfarrerin die Falstaffsche Kolossalität der Leibesgestalt ihres Eheherrn noch komischer hervortreten ließ. Er war zuletzt genöthigt gewesen, sich für seine Amts- und Stadtreisen einen eigens durch Eisenwerk verstärkten Wagen bauen zu lassen, und er widersprach auch der im Schwange gehenden Sage nicht, daß vor einiger Zeit die Kanzeln seiner Kirchen für ihn hätten erweitert werden müssen, um seiner Corpulenz den nöthigen Raum zu geben. Daß er bei derselben sich gelegentlich befleißigte, eine gewisse Leichtigkeit in der Bewegung, zumal Damen gegenüber, zur Schau

zu stellen, vermehrte nur noch das Komische des Eindrucks, den die riesige Gestalt hervorbrachte. Auch noch in einem ganz anderen Punkte hatte er eine nicht ganz unbedenkliche Aehnlichkeit mit seinem dichterischen Vor[2-82]bilde. Sein Durst galt allgemein als seinem körperlichen Umfange angemessen, und es gingen sagenhafte Ueberlieferungen von der Massenhaftigkeit der Getränke, zumal des Prenzlauer Bitterbiers — die er an heißen Tagen zu sich genommen haben sollte. Hieß es doch sogar, daß er einmal in den Hundstagen auf einer Rückfahrt von der drei Meilen entfernten Hauptstadt den gesammten für die Hauswirthschaft von dort mitgenommenen Vorrath — unterwegs ausgetrunken habe. Andere sprachen freilich nur von der Hälfte, aber auch diese grenzte schon an das Mythische. Thatsache war, daß er sehr viel und mehr als die meisten Menschen an Getränk bedurfte und ohne Schaden für seine Gesundheit und ohne jemals berauschende Wirkung zu verspüren, zu genießen im Stande war. Denn daß das Letztere jemals der Fall gewesen, habe ich nie weder selbst beobachtet noch auch erzählen hören.

In seiner Gemeinde war er übrigens eben so verehrt als geliebt, und wenn er mit seiner langen Pfeife und mit dem schwarzen Käppchen auf dem Haupte im weiten leichten Sommerrocke von schwarzem Zeuge seinen abendlichen Spaziergang durch das Dorf zu den Hügeln der Randowwiesen hin machte, [2-83] konnte ich, an seiner Seite gehend, in den herzlichen Grüßen von Jung und Alt und in den zutraulichen Anreden, die Einer oder der Andere der Begegnenden an den freundlichen Patriarchen richtete, beides wohl gewahr werden. Als Prediger galt er daneben allgemein für einen Kanzelredner ersten Ranges. Ein sonores Organ unterstützte die Eindringlichkeit und die gemüthvolle, zum Herzen sprechende Wärme seiner Rede, die bei aller Einfachheit und verständlichen Schlichtheit an geeigneter Stelle auch des pathetisch-oratorischen Schwunges nicht entbehrte. Besonders hervortretend zeigte sich seine Rednergabe bei Gelegenheit von Trauungs- und Begräbnißreden, deren ich gleichfalls mehrere von ihm hörte, und

bei denen er durch die wahrhaft menschlich eingehende Weise seiner Behandlung solcher Ereignisse die Herzen der Hörer in ganz eigenartiger Weise zu bewegen verstand. Da ich selbst damals darauf gestellt war, einmal ein Prediger zu werden, so galt er für mich als das Ideal eines geistlichen Redners, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich in der That in meinem späteren Leben kaum jemals einen besseren Kanzelredner gehört habe.

Seine Familie bestand aus vier Töchtern und [2-84] einem kleinen Sohne, dem jüngsten seiner Kinder, den später, als ich bereits das Gymnasium bezogen hatte, mein Vater nach des guten »dicken Pastors« Tode, der die Familie in großer Armuth zurückließ, in unser Haus nahm und mehrere Jahre lang unterrichtete und erzog. Von den Töchtern, unter denen die älteste, als ich die Familie kennen lernte, bereits erwachsen war, bildeten die beiden mittleren, Sabine und Lottchen, für mich den Hauptanziehungspunkt. Sie hatten vorzugsweise die sonnige Frohnatur vom Vater und die Schönheit und Anmuth von der Mutter geerbt, und Lottchen, meine besondere Flamme, konnte, als sie herangewachsen war, gar wohl als eine Repräsentantin von Goethe's berühmter Seesenheimer Pfarrerstochter gelten. Die Töchter waren alle gut unterrichtet und wohl erzogen. Eine geschickte Gouvernante hatte Jahre lang ihre Ausbildung geleitet, die der Vater sorgfältig überwachte. Und da der joviale dicke Pfarrherr überaus gern Jugend und Fröhlichkeit um sich zu versammeln liebte, so fehlte es zu den Festtagen dem gastlichen Hause nicht an zahlreichem Besuche junger Leute von nah und fern, zu dem außer den jungen Amtmannssöhnen der Nachbarschaft auch die Gymnasiasten von Prenzlau in den Ferien ihr [2-85] Contingent lieferten, wobei denn immer mehr als ein jugendlicher Herzensroman sich abspielte. Das Pfarrhaus bot Raum genug, um auch übernachtende Gäste unterzubringen, zumal junge Burschen wie wir, die, wenn das Haus voll war, gern auch mit einem gemeinsamen Streulager in einer Kammer fürlieb nahmen. Des Vormittags ward in die Kirche gegangen, worauf der Pfarrer zur Abhaltung des Gottesdienstes nach seinen beiden Filialen, Woddow

und Battin, fuhr, von wo er regelmäßig gegen halb ein Uhr zum Mittagstische zurückkehrte, den er wie kein Anderer durch heitere Unterhaltung zu beleben verstand. Nach Tische wurden gemeinsame Spaziergänge unternommen und auf den Wiesengründen der Randow allerhand lustige Gesellschaftsspiele gespielt. Oft war die Sonne schon tief im Sinken, ehe wir durch die wogenden Kornfelder paarweise ins Dorf und in das gastliche Pfarrhaus zurückkehrten, wo dann nach dem Abendbrote unfehlbar der Tanz begann, zu dem die Gouvernante auf dem leidlich gestimmten Pianoforte aufspielte und an welchem bisweilen auch die älteren Gäste Theil zu nehmen nicht verschmähten.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit ich [2-86] das Dorf und das freundliche hellgelbgetünchte Bagemühler Pfarrhaus nicht wieder gesehen habe; aber noch immer stehen die dort verlebten Tage im rosigen Scheine der Jugenderinnerung lebendig vor meiner Seele. Gran bella cosa la gioventù!

[2-87]

ACHTES CAPITEL

In solcherlei Umgebungen und Verhältnissen verlebte ich die meisten Ferien während meiner ganzen Schulzeit (1820 bis 1825), und die Ruhe und Erfrischung, deren ich durch dieselben auf dem Lande genoß, wirkten um so wohlthätiger und waren für meine Gesundheit um so nothwendiger, je größer die Anstrengungen waren, welche ich in der Stadt mir zuzumuthen hatte. Denn außer den wöchentlichen sechsunddreißig Lehrstunden des Gymnasiums, für die es zum Theil einer gründlichen Vorbereitung bedurfte, und außer den Privatstudien in neueren Sprachen und besonders in der Musik, die ich mit großem Eifer trieb, hatte ich auch noch für einen Theil meines Unterhalts dadurch zu sorgen, daß ich selber an jüngere Schüler für Geld Privatstunden im Lateinischen und Griechischen ertheilte, ja später sogar noch Musikunterricht gab, welchen letzteren ich [2-88] jedoch, weil er mir allzu angreifend war, bald aufgeben mußte.

Dieses Auskunftsmittel, sich durch Privatstunden Geld zu verdienen und dadurch den Eltern ihre Last zu erleichtern, war ein damals, namentlich unter den auswärtigen Schülern des Gymnasiums, sehr gewöhnliches, und ich erinnere mich, daß einer derselben, Karl Büchsel, der Sohn eines noch weniger als mein Vater bemittelten Landpredigers aus Schönfeld,[1] darin wahrhaft Erstaunliches leistete. Er war zwei Jahre älter als ich, mir um ein Jahr in den Classen voraus, und galt ohne Frage für den besten Mathematiker der Schule. Und da bekanntermaßen die Nachhülfe in dieser Wissenschaft die am meisten gesuchte zu sein pflegt, und dies bei uns, wo der Rector der Anstalt die Mathematik als seine Hauptwissenschaft in den drei oberen Classen lehrte, vorzugsweise

der Fall war, so fiel ihm ein so großer Schülerkreis zu, daß er zeitweise mehr als zwanzig Stunden wöchentlich an nachhülfsbedürftige Mitschüler zu geben und sich dadurch fast ganz selbständig zu unterhalten im Stande [2-89] war. Auch ich habe eine Zeit lang seinen Privatunterricht genossen, und muß bekennen, daß ich niemals in dieser Wissenschaft einen begabteren Lehrer gefunden habe. Eine eiserne Gesundheit machte es ihm möglich, die Anstrengung solcher Thätigkeit zu ertragen. Da ich eine solche nicht, vielmehr das Gegentheil davon besaß, so mußte meine Lehrthätigkeit, die ich bereits in Secunda mit sechzehn Jahren begann, natürlich an Umfang weit hinter der seinigen zurückbleiben. Indessen reichte sie doch hin, durch ihren Ertrag — die Bezahlung war spärlich genug, zwei gute Groschen für die Stunde — mir zur Erfüllung mancher Wünsche und zur Beschaffung mancher Bedürfnisse die Mittel zu erwerben. Unter den ersteren stand der Besitz einer Taschenuhr obenan. Ich schaffte mir denselben, indem ich dem Sohne eines Uhrmachers fast ein Jahr lang wöchentlich einige Stunden Unterricht im Lateinischen gab, wofür mir von dem Vater eine alte silberne Uhr mit einer Preisermäßigung überlassen wurde. Ich sehe sie noch vor mir am Schaufenster hängen, wo sie täglich den Gegenstand meiner sehnlichen Betrachtung bildete, so oft ich, um meine Stunden zu geben, in das kleine Haus in der Schulzenstraße eintrat. Sie hatte einem [2-90] Mitschüler, dem Sohne eines reichen Kaufmanns, gehört, der sie arg zugerichtet und gegen eine goldene vertauscht hatte. Das schwache silberne Gehäuse war an mehreren Stellen gelöthet und geflickt, das Zifferblatt beschädigt, aber der Preis von fünf Thalern war wohlfeil und für die Güte des »Werks« verbürgte sich der Uhrmacher auf mehrere Jahre. Als ich sie endlich mein nennen durfte, war meine Freude grenzenlos, und ich glaube nicht, daß in meinem ganzen späteren Leben mir irgend ein äußerer Besitz größeren und dauernderen Genuß gewährt hat. Mehrere Nächte hindurch hinderte mich das Lauschen auf ihr Ticken stundenlang am Einschlafen, und meine Pietät gegen diesen ersten Ertrag eigner

Arbeit war so groß, daß ich erst viele Jahre später mich dazu entschließen konnte, sie mit einer besseren zu vertauschen.

Daneben gewährte der Ertrag meiner Privatstunden, der sich bald dadurch steigerte, daß ich in der Familie eines Bauinspector Ilse als Primaner für freie Wohnung und einige Geldentschädigung den täglichen mehrstündigen Unterricht ihrer drei Kinder übernahm, die Mittel, meiner Bücherliebhaberei ein immer größeres Genüge thun zu können. Neben den [2-91] Ausgaben aller lateinischen und griechischen Autoren, denen ich, wo ich nur konnte, eifrig nachstellte, waren es vorzüglich deutsche ältere Classiker, in den damals mit lateinischen Typen in Zwickau erscheinenden Duodezausgaben, die ich mir für meine Ersparnisse anzueignen trachtete. Denn zur Anschaffung der Schiller'schen oder gar der Goethe'schen Werke in den damaligen theuren Ausgaben waren freilich meine Sparpfennige weit nicht ausreichend, und ich blieb somit für die Lectüre derselben, immer noch auf die Ragoczy'sche Leihbibliothek angewiesen. Auf jene wohlfeileren Classikerausgaben wurde ich zuerst aufmerksam gemacht durch einen Schulcameraden, der meine bücherliebhaberischen Neigungen theilte und mit dem ich schon bei meinem Eintritt in das Gymnasium Freundschaft geschlossen hatte.

Er hieß Davidson und war der älteste Sohn des jüdischen Cantors an der Synagoge der Prenzlauer Judengemeinde, welche schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich in der Stadt gebildet hatte. Seine Neigung und Begabung für die Wissenschaften hatten die Eltern bestimmt, seinem glühenden Wunsche nachzugeben und ihn, wie man es nannte, »studiren« zu lassen. Das war in jener Zeit bei den Juden [2-92] bedeutend seltener der Fall als jetzt, zumal bei den ärmeren, zu denen seine Familie gehörte. Da die damaligen Verhältnisse die Juden von allen anderen Fächern als dem der Arzneiwissenschaft ausschlossen, so hatte er sich für diese bestimmt, obschon seine Neigungen ihn zur Philologie und Literaturgeschichte zogen, und ihm eine künftige Wirksamkeit als Lehrer an einem Gymnasium oder einer Universität, wie ich selbst

sie mir zum Ziele meiner Studien gesetzt hatte, als höchst wünschenswerth erscheinen ließen. Seine oft wiederholten Klagen über dies ihm Versagte hatten für mich etwas Rührendes, und die mancherlei Anfechtungen und Hänseleien, die er — der einzige Jude unter uns in den beiden obersten Classen des Gymnasiums — seiner Nationalität wegen zu erleiden hatte, bestärkten meine Theilnahme und Freundschaft für den ebenso intelligenten und begabten als fleißigen und strebsamen Jüngling, der zugleich alle meine eignen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen theilte, und der sich mir um so enger anschloß, je mehr er außer mir unter seinen Schulgenossen allein stand.

Von diesem meinem Verhältnisse zu ihm datirt meine spätere lebhafte Theilnahme an der Lage seiner [2-93] Volksgenossen und an den Bestrebungen für die Hinwegräumung der beengenden Schranken, von denen sie damals allerdings in Staat und Gesellschaft noch in einer, dem jetzigen Geschlechte kaum mehr bekannten Weise eingezwängt waren. Zugleich lernte ich hier zum ersten Male jene zähe Energie bewundern, mit der er sich, wie seine Stammgenossen überhaupt, durch alle äußeren Hinderungen hindurchzuringen wußte. Sein Vater war arm. Er trieb daher neben seinem geistlichen Berufe noch einen kleinen Handel mit Federposen und Fellen, dessen Geschäfte in demselben großen Zimmer abgemacht wurden, welches den Tagesaufenthalt der zahlreichen, aus einer Frau und sechs oder sieben jüngeren Kindern bestehenden Familie bildete. In demselben Zimmer arbeitete der älteste Sohn seine Schularbeiten und unterrichtete er seine zwei ihm im Alter nächsten Brüder, umgeben von Kindergeschrei der jüngsten Geschwister und von den Störnissen der seinen Vater besuchenden Religions- und Handelsgenossen, von denen das Zimmer nur selten leer ward. Hier saß er an seinem braunen Pultschranke, der zugleich seine Bücherei enthielt, versenkt in seine Studien der alten Classiker oder in die Lectüre Goethe's und Schiller's, ohne [2-94] sich von dem Spectakel um ihn her stören zu lassen, der für mich, wenn ich gelegentlich dort mit ihm zusammen

arbeitete, meist bald unaushaltbar wurde. Rührend war es dabei, wie seine Mutter, eine noch ziemlich junge Frau, bemüht war, hier und da die Besuchenden, wenn das Geschamster zu laut wurde, zu einiger Rücksichtnahme für ihren arbeitenden Sohn zu bewegen. Sie selber nahm an unserer deutschen Lectüre so oft sie konnte lebhaften Antheil. Sie las gern und viel, besonders Schiller's Gedichte und Dramen, unter denen Fiesco ihr Lieblingsstück war, und oft habe ich sie, während sie ihr Jüngstes nährte, mit einem Buche in der Hand eifrig lesend sitzen sehen. Der Trieb, sich zu bilden, war damals bei den norddeutschen Juden, trotz, oder vielmehr wegen des socialen Druckes, unter welchem sie lebten, vielleicht stärker als jetzt, wo sie seit Jahren alle staatsbürgerlichen Rechte und socialen Möglichkeiten genießen, und wo der Reichthum, der ihnen Rang und Stellung, Titel, Orden und sogar den Adel zu verschaffen vermag, das vorwiegende Ziel ihres Strebens geworden ist, während jener Trieb, sich von innen heraus wahrhaft zu bilden und sich zu germanisiren, zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Schaden, [2-95] wesentlich nachgelassen und abgenommen hat. Damals hingegen waren Achtung vor der Bildung und lebhafte Theilnahme an den geistigen Interessen der Literatur und Wissenschaft die alleinigen Mittel, ihnen eine Annäherung an die gebildeten Christen und die ersehnte Beachtung von Seiten derselben zu verschaffen, deren sich z. B. in Berlin seit Moses Mendelssohn die Juden erfreuten, und zu deren Gewinnung Reichthum, selbst der größte, damals in keiner Weise zu verhelfen im Stande war. Die gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse der Juden in unserem deutschen Vaterlande, wie wir dieselbe im Laufe der letzten vierzig Jahre erlebt haben, wird einmal ein wichtiges Capitel in der deutschen Culturgeschichte bilden, in welchem der gute wie der schlimme Einfluß derselben auf das Leben, den Charakter und namentlich auf die Journalistik und die Literatur des deutschen Volks hervorzuheben sein wird.

Unsere Gymnasien waren damals, wie sie es gottlob auch heute noch sind, die einzigen Unterrichtsanstalten, welche in ihrem

gänzlichen Absehen von allen äußerlichen bestimmten Nützlichkeitszwecken und Rücksichten für einen einzelnen künftigen Beruf die reine allgemein menschliche Ausbildung ihrer Schüler [2-96] zum alleinigen Ziele hatten. Sie sind darum recht eigentlich die Vertreter jenes Idealismus, auf dem die eigenthümliche geistige Lebenskraft unserer Nation beruht, und durch den sie sich aus den schwersten Schicksalen immer wieder zu neuer Entwicklung aufzuraffen im Stande gewesen ist. Mit dem, ihre Grundlage bildenden, humanistisch idealen Princip, nach welchem in ihnen der Mensch überhaupt, sein Geist und seine Persönlichkeit, und nicht der künftige Fachmensch ausgebildet werden soll, sind sie gleichsam die nicht genug zu ehrenden Verwirklicher jenes Wortes, das der Lehrer und Erzieher Alexander's des Großen, in dem Erziehungs- und Unterrichtsabschnitte seines Werkes über die Staatskunst und das Kunstwerk des Staates, schon vor mehr als zweitausend Jahren seinen Zeitgenossen zuzurufen für nöthig fand: »Ueberall nach dem Nutzen zu fragen, geziemt am wenigsten hochgesinnten und freien Menschen.«[2]

In dieser ihrer idealen Richtung stehen unsere deutschen Gymnasien selbst noch über den Universitäten, deren Fundament und Voraussetzung sie mit ihren oberen Classen bilden. Und von diesem idealen [2-97] Sinne geht auch etwas über auf die Jugendfreundschaften, welche auf ihnen geknüpft werden, und die sich eben deshalb, nach meiner Erfahrung wenigstens, über das ganze weitere Leben selbst in solchen Fällen gemüthlich fortzusetzen und zu erhalten pflegen, in denen spätere weite örtliche Entfernung, Verschiedenheiten des Berufs und Lebensganges, abweichende Lebensanschauungen und dergleichen, den realen Zusammenhang mit den ehemaligen Jugendgenossen lockern oder auch wohl gänzlich aufheben. Bei mir selbst war das Erstere um so mehr der Fall, als der größte Theil meiner Genossen und näheren Freunde aus meiner Gymnasiumszeit mir in kurzer Frist auf die von mir erwählte Universität Halle nachfolgten und daselbst mehrere Jahre lang mit mir vereint blieben.

Mein obengenannter jüdischer Freund war begeisterungsfähig für Freundschaft wie ich selbst, aber er übertraf mich an Schärfe des verständigen Denkens. Die vier Jahre, welche ich mit ihm zusammen lebte — denn er ging ein Jahr vor mir zur Universität — waren unter Anderem auch dadurch wichtig für mich, daß ich durch ihn zuerst in das Gebiet religiösen Zweifels eingeführt wurde. Er hatte allerhand philosophische Schriften gelesen, und liebte es, [2-98] mit mir gelegentlich über Materien zu sprechen, die bisher völlig außerhalb meines Gesichtskreises gelegen hatten. So erinnere ich mich z. B., daß er eines Tages auf einem Spaziergange mir lebhaft auseinandersetzte, daß und warum er an einen persönlich vorgestellten Gott nicht zu glauben vermöge.

»Wenn Gott allwissend ist,« sagte er, »so weiß er auch Alles voraus, was ich thun werde; und wenn das der Fall ist, so ist das Handeln des Menschen nicht mehr ein freies. Es ist durch Gottes Vorherwissen im Voraus unabänderlich bestimmt, und ich bin gezwungen, so zu handeln, wie es bestimmt ist, damit aber würde jede Verantwortlichkeit aufhören.«

Ich erschrak Anfangs heftig über diese Worte. Dann aber beruhigte mich wieder der Gedanke, daß dergleichen irreligiöse Meinungen doch eben nur von einem solchen kommen könnten, der als Jude außerhalb der allein wahren geoffenbarten christlichen Religion stehe. Als ich ihm dies andeutete, sah er mich zuerst mit seinen großen orientalisch dunklen Augen schweigend an und sagte dann:

»Unsere Religion ist auch eine geoffenbarte, so gut wie die Eure; unser Jehovah ist nichts Anderes [2-99] als Euer Gott. Was von dem Einen gilt, gilt von dem Anderen. Du wirst das später wohl noch begreifen lernen.«

Seitdem vermied er über solche Dinge mit mir zu sprechen. Ich aber sollte später die Erfahrung machen, daß derselbe Widerspruch zwischen der Gott beigelegten Allwissenheit und der menschlichen Freiheit, mit dem sich der sechzehnjährige Schüler, der Sohn eines jüdischen Rabbi herumtrug, selbst einen Geist wie Goethe noch in

seinen alten Tagen als ein unlösliches Problem beschäftigt hatte.

Meine Zuneigung und meine Freundschaft für den jungen Skeptiker erlitt jedoch durch die Aufdeckung der Kluft, die uns von einander trennte, keinerlei Einbuße. Sie wurde vielmehr noch verstärkt durch ein geheimes Gefühl der Bewunderung seiner Verstandesüberlegenheit, die er auf solchem Gebiete weiter gegen mich zu bethätigen klüglich unterließ. Dazu kam, daß mich meiner ganzen Natur nach solche Gedanken über abstracte Dinge damals wenig interessirten, während ich an meinem Freunde in allen anderen Beziehungen immer mehr einen Theilnehmer gewann, wie ihn kein anderer meiner nächsten Genossen mir zu ersetzen vermochte, obschon [2-100] ich an mehreren derselben gleichfalls mit ganzer Seele hing, und es gelegentlich vorkam, daß eine solche Freundschaft die andere zeitweise in Schatten stellte.

Es war in diesen meinen Schulfreundschaften allerdings eine Ueberschwänglichkeit, an der, außer dem allgemeinen Charakter der Jugend überhaupt, wohl auch die Eigenthümlichkeit meines zu überströmendem Enthusiasmus geneigten Wesens ihren besonderen Antheil hatte. Sie erhielten dadurch die Färbung einer Leidenschaftlichkeit, wie sie sonst nur in der Liebe der verschiedenen Geschlechter hervortritt, an welche selbst die zuweilen eintretenden Stimmungen der Eifersucht und gegenseitigen Beargwöhnungen und Zwistigkeiten und die darauf folgenden leidenschaftlichen Erklärungen und Versöhnungen erinnern konnten. Wenn man aber auch geneigt ist, solche Jugendempfindungen und Erinnerungen im Alter zu belächeln, so empfinde ich für mein Theil doch auch wiederum nicht ohne Rührung die Fülle des Glücks, das mir durch diese ersten Jugendfreundschaften bereitet wurde. Der Mensch soll überhaupt Ehrfurcht haben selbst vor den Uebertreibungen und Irrthümern seiner Jugend, in denen doch meist die Keime zu allem Schönsten und Besten liegen, was das spätere Leben [2-101] in ihm entwickelt und zur Frucht gezeitigt hat. Wenn der Dichter Recht hat mit seinem Worte:

»Wer nicht *die Welt* in seinen *Freunden* sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!«

so war es für mich kein Unglück, daß ich schon in früher Jugend in meinen Freunden die Welt zu sehen geneigt war. Und wenn meine begeisterte Liebe deren Werth und ihre Eigenschaften oft genug überschätzte, so erfüllte sich dafür doch auch an mir die Wahrheit jenes anderen Wortes, welches von der Welt sagt: daß sie das *sei*, wofür wir sie ansehen und halten. Glücklich zu preisen ist überhaupt der, dem es gelingt, Welt und Menschenwesen in späteren Jahren mit ähnlich liebevollen Augen anzusehen, mit denen wir die Freunde in der Jugend anschauen! Ich darf sagen, daß dies Glück mir im Ganzen zu Theil geworden ist. Aber freilich sollte sich auch an mir jenes Bekenntniß des Dichters bewähren:

Als Knabe nahm ich mir zur Lehre:
Welt sei ein allerliebster Spaß,
Als ob es Vater und Mutter wäre.
Dann — *etwas anders* fand ich das!

[2-102]

NEUNTES CAPITEL

Im Frühlinge des Jahres 1823 war ich in die oberste Classe des Gymnasiums versetzt worden. Ich stand damals in meinem achtzehnten Jahre, also in einem Alter, in welchem heutzutage die jungen Leute in der Regel bereits die Universität zu beziehen pflegen. Trotzdem waren die meisten meiner Genossen in der Prima noch älter als ich; denn die jetzige Frühreife, zu der es die immer steigende Treibhauszucht des Unterrichts, verbunden mit den verbesserten Unterrichtsmethoden und Hülfsmitteln und mit der zunehmenden Ueberhastung des Vorwärtsdrängens, auf allen Lebensbahnen gebracht haben, war in jenen Tagen unbekannt, und Beispiele derselben gehörten zu den Ausnahmen und Seltenheiten.

In dieser Periode meiner Schulzeit war es, wo ich eine Zeit lang über die Wahl meines künftigen Lebensberufs in ein Schwanken gerieth, das zum [2-103] Theil durch äußere Einflüsse hervorgerufen wurde. Während mein Vater lebhaft wünschte, daß ich Theologie studiren und mich geschickt machen möge, dereinst ihm eine Aushülfe in seinem schweren Amte und wo möglich sein Nachfolger in demselben zu werden, hatte mich die Liebe und Verehrung für meinen Lehrer, den Conrector Schmidt, mehr und mehr in dem Gedanken bestärkt, das Studium der altclassischen Philologie und den Beruf eines Schulmannes zu meiner Lebensaufgabe zu machen.

Dieser Vorsatz ward jedoch von mehr als einer Seite angefochten. Mein Unterrichtgeben und meine kleinen geselligen Talente, zumal meine musikalische Begabung hatten mir Theilnahme und Eintritt in mehrere der angesehensten Familien der Stadt verschafft, und vorzüglich in zweien derselben versuchte man gelegentlich, mich für meine Zukunft auf eine andere Lebensbahn

hinzulenken. In der einen war es der Justizrath H., ein Freund meines Vaters, der aus mir durchaus einen Juristen machen wollte. Er war ein vielbeschäftigter Advocat, ein angesehener Mann, der ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, Equipage hielt und ein gesuchtes Haus machte. Er hatte eine sehr günstige Meinung von meiner [2-104] geistigen Begabung, und stellte mir zu wiederholten Malen vor, wie schwer, wie mühevoll und vor Allem wie ertraglos und kümmerlich die Existenz als Schulmann bei großer Abhängigkeit sei, und wie dagegen eine juristische Laufbahn in jeder Hinsicht ganz andere Aussichten biete.

Aehnliche Vorstellungen wurden mir anderseits zu Theil in dem Hause des Majors von Knappe, Commandirenden der Prenzlauer Garnison, in welchem ebenfalls viel zu verkehren mir gestattet war, da ein jüngerer Sohn der Familie in meinem Vaterhause als Pensionär erzogen wurde, und dort den Unterricht meines Vaters genoß, während ich dem älteren Nachhülfestunden in den alten Sprachen ertheilte. Ich war ein- für allemal sonntäglicher Gast am Tische der Familie, deren Liebenswürdigkeit und feine Umgangsformen eine bedeutende Anziehungskraft auf mich ausübten, und in deren Hause ich nach und nach auch einen großen Theil der Officiere des Bataillons kennen lernte, welches der Major commandirte. Dieser nun wollte durchaus einen Soldaten aus mir machen. »Wir brauchen im Militär intelligente und gut unterrichtete Officiere,« äußerte er im Gespräche mit mir, »und einem jungen Manne, [2-105] wie Sie, ist ein Officierspatent in wenig Jahren sicher; warum wollen Sie durchaus Schulmeister werden?« Auf meine Einwendung, daß ich große Neigung zum Unterrichten habe, erwiederte er, daß ich ja auch als Militär diese Neigung als Lehrer an einem höheren militärischen Institute befriedigen könne; »und mit dem Degen an der Seite und den Epauletten auf der Schulter,« setzte er lächelnd hinzu, »ist das doch eine andere Position, als die eines Collaborators, zu der Sie im günstigsten Falle erst von heute an nach sechs bis sieben Jahren gelangen. Und was können Sie schließlich werden, wozu es schließlich bringen, trotz Ihrer Anlagen

und trotz aller Ihrer auf Universitäten erworbenen Gelehrsamkeit? Höchstens zum Conrector oder Rector eines Gymnasiums!«

Noch heute weiß ich nicht anzugeben, was den trefflichen Mann bewogen haben mag, mir in solcher Art zuzureden; wohl aber weiß ich, daß seine Worte einen gewissen Eindruck auf meine leichtbewegliche Phantasie machten. Er war ein Soldat vom Wirbel bis zur Zehe, eine von jenen kernhaften, scharf ausgeprägten, schneidigen Gestalten, wie sie der preußischen Armee eigenthümlich sind. Ihn umgab dazu in meinen [2-106] Augen der romantische Zauber der Heldenkampfjahre von 1813 bis 1815, in denen er sich durch zahlreiche Beweise von Unerschrockenheit und kaltblütigem Muthe ausgezeichnet hatte, und die Zeit jener Kämpfe lag unserem Bewußtsein noch so nahe, als wäre es gestern gewesen, obschon doch bereits acht Jahre seitdem vergangen waren. Aber in diesen acht Jahren war eben nichts geschehen, hatte sich nichts in Europa ereignet, was jene großen Kämpfe für unser Bewußtsein weiter zurückgedrängt hätte; wie denn überhaupt die Stille und Ereignißlosigkeit, welche seit 1815 ein halbes Menschenalter hindurch in Deutschland und Europa herrschte, wenn ich sie vergleiche mit der ungeheuren Fülle der Ereignisse, welche sich in dem letzten Vierteljahrhundert zugetragen, etwas Märchenhaftes in meiner Erinnerung hat, das nur Gleichalterige nachzuempfinden vermögen werden.

Der Major v. Knappe war damals ein Mann von höchstens fünfzig Jahren, und sein Beiname »der alte Isegrim«, mit dem ihn gelegentlich seine Untergebenen bezeichneten, galt daher nicht sowohl seinem Alter, als vielmehr seiner stets ernsten an das Finstere grenzenden Haltung, sowie der unnachsichtlichen Strenge und dem unermüdlichen Eifer, mit welchem [2-107] er den Dienst und die vorwiegend auf die Kriegstüchtigkeit gerichtete Schulung und Dressur seines Bataillons handhabte. Von kleiner schmächtiger Gestalt, das völlig bartlose Gesicht von Pockennarben zerrissen, machte doch seine Erscheinung durch die stählerne Straffheit seiner Haltung und durch den energischen Ausdruck seiner Gesichtszüge

einen imponirenden Eindruck. Es hieß, man habe ihn nie lachen sehen, und selbst im Kreise seiner Familie sah ich nur selten ein vorübergehendes Lächeln seine strengen Züge bei irgend einem heiteren Anlasse überfliegen. Das eiserne Kreuz erster Classe schmückte seine Brust, und wenn er an der Spitze seines Bataillons auf seinem Lieblingspferde, einem Rothschimmel, zum Manövriren auszog, erschien er mir wahrhaft beneidenswerth in seiner Selbstherrlichkeit. Von seinem Rothschimmel ging die Sage, daß er schon bei Ligny mit gewesen und fünf Kugeln empfangen habe, ohne zu fallen, und daß er alle Commandos verstehe und alle Wendungen von selbst ausführe, wenn der Adjutant ihn ritt. Knappe hatte aus dem Officiercorps seines Bataillons eine Art von Ehrenrath gestiftet, der jede die Ehre des Einzelnen wie des Ganzen beeinträchtigende Handlung zu über[2-108]wachen, zu rügen oder erforderlichen Falles anzuzeigen hatte, und ich selbst erlebte mehrere Fälle, in denen dies Amt mit tief einschneidender Strenge gehandhabt wurde.

Was mich betrifft, so verdankte ich ihm besonders zweierlei: eine genauere Kenntniß der preußischen Kriegsgeschichte von 1806 bis 1815, sowie die erste Einsicht in den Begriff und die Nothwendigkeit strenger soldatischer Schulung und Disciplin und deren Einfluß auf die moralische Ausbildung und Zucht des Volks. Sodann zweitens, was für mich persönlich sehr wichtig war: Achtsamkeit auf meine Körperhaltung, in der ich, bei meiner schwächlichen Constitution, zu einer gewissen Schlaffheit neigte, sowie auf die Formen und Manieren der äußerlichen Wohlerzogenheit guter Gesellschaft, welche die von dem deutschthümelnden Turnwesen nachgebliebene Rüpelhaftigkeit der damaligen Jugend über Gebühr zurückgesetzt hatte. Er hielt darauf, daß ich wiederholt Tanzunterricht nahm, das Reiten übte, mich, wie er es nannte, stets »adrett hielt« und in Gesellschaft frei bewegen lernte. Ich aber folgte seinen Anweisungen und Winken um so lieber, als dieselben mit den Ansichten meines Vaters durchaus im Einklange waren, der dem befreun[2-109]deten Manne

diese mir erwiesene Achtsamkeit durch die Sorgfalt, welche er auf Unterricht und Erziehung seines Sohnes verwendete, zu vergelten sich bemüht erwies.

An Gelegenheit, solche geselligen Eigenschaften anzuwenden, fehlte es um so weniger, da die Primaner des Gymnasiums, deren keiner unter achtzehn Jahren war, zu den Winterbällen der Gesellschaft geladen zu werden pflegten, und es bald für uns ein Ehrenpunkt wurde, solcher gesellschaftlichen Bevorzugung durch unser Verhalten Ehre zu machen. Die sociale Schulung und die Gewöhnung an die guten Formen der Gesellschaft, welche mir durch alles dies zu Theil ward, hat nicht wenig dazu beigetragen, mir später alle Rohheit, wo und wie sie mir weiterhin im Studentenleben entgegentrat, im richtigen Lichte erscheinen zu lassen.

Als bald nach meinem Abgange zur Universität die gesellschaftliche Beachtung der älteren und reiferen Schüler der ersten Classe des Gymnasiums in Folge der mehr und mehr auf die Herabdrückung der Gymnasien gerichteten Verordnungen der Regierung unmöglich gemacht wurde, durch welche unterrichtete junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, an der [2-110] Schwelle einer unbegrenzten akademischen Lebensfreiheit stehend, wie unmündige Knaben behandelt und von aller Berührung mit gebildeter Gesellschaft abgesperrt wurden, sind die Folgen davon eben so wenig ausgeblieben. Seitdem wurden die Gymnasien mehr und mehr die Vorbereitungsstätten jener sittlichen Rohheit und Wüstheit, die sich in dem landsmannschaftlichen Verbindungstreiben der Universitäten in widerwärtiger Weise breit machte. Doch davon wird später ausführlicher die Rede sein.

Das Vertrauen, welches uns unsere Lehrer in gesellschaftlicher Hinsicht schenkten, ging so weit, daß sie es uns nicht nur zu wiederholten Malen gestatteten, uns mit einigen befreundeten jungen Leuten, die bereits außerhalb der Schule in bürgerlichen Berufen standen, am Schlusse eines Tanzunterrichts zur Veranstaltung eines Balles zusammenzuthun, zu welchem die Eltern

und Angehörigen unserer Tänzerinnen eingeladen wurden, sondern daß sie uns auch selbst die Ehre erwiesen, bei einer solchen Festlichkeit unserer Einladung durch ihr persönliches Erscheinen zu entsprechen, um sich zu überzeugen, daß Alles in gesitteter Ordnung hergehe.

[2-111]

ZEHNTES CAPITEL

Die erwähnten gesellschaftlichen Vergnügungen thaten übrigens unserem Fleiße in den Studien keinen Eintrag. Ich hatte mit meinen nächsten Schulfreunden einen Verein gegründet, in welchem wir uns allwöchentlich zur gemeinsamen Lectüre griechischer und römischer Schriftsteller versammelten. Den Anlaß dazu hatte unser trefflicher Conrector Schmidt gegeben, der in den Sommermonaten Morgens von sechs bis sieben Uhr privatim mit uns Primanern Aristophanes' »Wolken« las, und uns in die Bedeutung der attischen Komödie für das athenische Leben und in das Verhältniß der genannten Dichtung zu der Persönlichkeit und Stellung des Sokrates einführte. Er war es auch, der unsere Privatlectüre regelte und uns diejenigen Schriften der Alten bezeichnete, welche wir in unserem Kränzchen uns an[2-112]zueignen versuchten, wie er zugleich stets bereit war, uns auf unsere an ihn gerichteten Anfragen Bescheid zu geben und uns mit seiner reich ausgestatteten philologischen Bibliothek zu unterstützen.

Daneben trieb ich fortgesetzt eifrig Musik und gelangte in derselben so weit, daß ich in einem öffentlichen Concerte eine Hummel'sche Sonate und in einem anderen ein Beethoven'sches Concert mit voller Stimmenbegleitung nicht ohne Beifall vorzutragen unternehmen durfte. Mein Musiklehrer, der alte Herr Benckenstein, für dessen besten Schüler ich galt, war auf diesen meinen Erfolg nicht wenig stolz. Er gab mir seitdem noch freiwillig besonderen Unterricht im Generalbaß und in der Compositionslehre, und ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, daß ich die Musik zur Hauptaufgabe meines Lebens machen und, statt zur Universität, je eher je lieber nach Wien gehen solle, um mich

dort zum Claviervirtuosen und Musiker von Fach auszubilden.

Dieser alte Musiklehrer war eins jener Originale, wie man sie in unseren Tagen schon lange nicht mehr antrifft. Wie alt er sein mochte, war ein Problem, das mit Sicherheit zu lösen Niemandem gelang; doch erschien er mir, obgleich er die ersten fünfzig noch [2-113] keineswegs sehr weit überschritten haben mochte, schon seiner äußeren Tracht wegen, die von der damals üblichen Mode in allen Stücken abwich, als ein sehr alter Mann.

Er war vor zehn oder zwölf Jahren, ehe ich bei ihm Unterricht erhielt, eines Tages plötzlich in Prenzlau erschienen, wo er, da es dort gerade an einem tüchtigen Musiklehrer fehlte, bald ausreichende Beschäftigung gefunden hatte, deren Ertrag ihm bei seinen überaus bescheidenen Ansprüchen einen hinreichenden Unterhalt sicherte. Er bewohnte ein paar Dachstübchen in einem Hause am Markte, in denen er als ein vollständiger Einsiedler hauste. In Gesellschaften ging er niemals, und ich zweifle, daß er außer mir, den er vorzugsweise liebgewonnen hatte, irgend Jemandem während der Zeit meines Aufenthalts in Prenzlau den Zutritt zu seinen Penaten verstattete. Dort sah es freilich wunderlich genug aus. Das kleine niedrige Wohnzimmer war ganz eingenommen von einem Flügel und anderen musikalischen Instrumenten, deren er selbst eine große Anzahl spielte. Die Wände waren rings bedeckt von Repositorien, angefüllt mit gedruckten und geschriebenen Musikalien, Partituren, fremder und eigener [2-114] Composition, sowie mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Bücher, welche vorzugsweise der italienischen Literatur angehörten. Das Clavier und der große Tisch in der Mitte des Zimmers, der ihm zugleich als Schreib- und Eßtisch diente, und das halbe Dutzend Stühle, beides von unangestrichenem Tannenholz gefertigt, waren stets bedeckt von einem Chaos von Musikalien und Notenheften, Büchern und Kleidungsstücken aller Art, und an einem uralten ausgesessenen lederbezogenen Lehnstuhle — dem einzigen Bequemlichkeitsmöbel der Wohnung — lehnte das spanische Rohr mit dem silbernen Knopfe, ohne das man ihn nie öffentlich

erscheinen sah. Seine Kleidung bestand Jahr aus Jahr ein aus einem langen altmodischen Oberrock mit hohem zurückgeklappten Kragen und großen Stahlknöpfen, einer gelblichen langen Klappenweste von Manchester und gleichfarbigen und gleichstoffigen Unaussprechlichen, über die eine Art hoher bequemer Klappstiefel gezogen war. Das schwarze, hier und da schon stark ergraute Haar, das er dicht über der Stirn kurz verschnitten und von der Mitte des Kopfes lang nach hinten herabfallend trug, beschattete ein faltenvolles, pergamentfarbenes Antlitz, dessen scharfgeschnittene ausdrucks[2-115]volle Züge durch ein Paar kohlschwarze Augen von außerordentlichem Feuer belebt wurden.

Es war bei Gelegenheit der Einübung jener von mir öffentlich vorzutragenden Musikstücke, daß er mich mehrere Abende hindurch besonders zu sich in seine Wohnung kommen ließ, — denn seinen gewöhnlichen Unterricht, für den er jede Stunde mit sieben »Münzgroschen« d. h. vier sogenannten »guten« Groschen bezahlt erhielt, ertheilte er mir in der Wohnung der Familie, bei welcher ich lebte. Noch heute gedenke ich der wundersamen Empfindung, die mir der erste mit ihm in seiner »Höhle«, wie er sie nannte, zugebrachte Abend verursachte, der sich bis gegen Mitternacht ausdehnte.

Nachdem wir bei dem Scheine einer Oellampe, die das Clavier, an dem ich saß, und eines Talglichts, das sein Violinpult erhellte, die sorgfältigsten Proben gehalten hatten, erzählte er mir Einiges von seinem früheren Leben. Er war ein geborener Deutsch-Böhme, Sohn eines Stadtmusikus, in früher Jugend nach Wien gekommen, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht, den »göttlichen Mozart« noch gekannt, und in einer fürstlichen Capelle eine Anstellung gefunden hatte, die ihm die Bekanntschaft mit dem [2-116] »Heros der Tonkunst« Beethoven verschaffte. Eine romantische Liebesleidenschaft mit tragischem Ausgange für eine vornehme Frau hatte ihn in Verwicklungen gestürzt, die ihn zwangen, heimlich flüchtend, Wien zu verlassen. Ein umherschweifendes Leben ohne Glück noch Stern hatte ihn endlich in »dieses scythische Land«, wie

er meine Heimath nannte, geführt, wo er nun seit Jahren als ein Fremder und Heimathloser sein vereinsamtes Leben lebte. Er war thatsächlich bekannt als ein erklärter Weiberfeind. »Hüte dich vor den Weibern, wenn du dein Glück lieb hast! sie sind mein Unglück gewesen!« rief er aus; »ohne sie wäre ich —« Er vollendete den Satz nicht, aber seine dunklen Augen leuchteten in so zorniger Gluth, daß mich der Anblick des Alten erschreckte, und ich froh war, mich von ihm, der späten Stunde wegen, verabschieden zu können. Sein grimmiger Haß gegen das Geschlecht, dem er gelegentlich in fast cynischer Weise Luft machte, verwundete mein Gefühl um so schwerer, je tiefer ich selbst mich von dem Gegentheile desselben erfüllt wußte. Er selbst aber blieb mir bis zum Ende meiner Gymnasialzeit ein treuer Freund und Lehrer, und noch heute weilt mein Blick mit dankbarer Rührung auf den zwei vergilbten Erinnerungsblättern, die er [2-117] mir, als ich Prenzlau verließ, in mein »Stammbuch« schrieb, und deren eines lautete: »Wenn du ein Weib lieben willst, so liebe die Frau Musica, denn sie allein von allen Weibern ist treu!«

Wunderlich genug sollte ich bald darauf an mir selber die Erfahrung machen, daß meines alten Musikmeisters Warnungen vor aller Galanterie gegen das schöne Geschlecht sich auch ohne alle vorhandene Liebesleidenschaft erfüllen könnten. Und das ging so zu.

Es war am Ende eines der zuvor erwähnten Tanzkränzchen, daß ein junges Mädchen, die meine erwählte Tänzerin gewesen war, als sie sich anschickte, in Begleitung ihrer Mutter den Ball zu verlassen, in der Garderobe ihren dort abgelegten Mantel vermißte. Ich erbot mich sogleich, da sie ohne eine solche Bedeckung in der regnerisch kalten Spätherbstnacht unmöglich den Heimweg antreten konnte, ihr meinen Radmantel zu überlassen, zumal da ich den kurzen Weg nach meiner Wohnung, schnell laufend, ohne Gefahr, mich zu erkälten, in wenigen Minuten zurücklegen konnte. Das Letztere geschah denn auch wirklich. Als ich aber vor der Thür meiner Wohnung anlangte, und nach meinem Hausschlüssel griff, ersah ich

zu meinem nicht geringen Schrecken, daß [2-118] ich denselben in der Tasche meines Mantels hatte stecken lassen. Die Nacht war bitter kalt, ein stiebender Schneeregen verstärkte sich mehr und mehr, während ich im leichten Tanzanzuge, von Tanz und Aufregung sowie durch das rasche Laufen in Schweiß gebadet, über eine halbe Stunde lang dem rauhen Unwetter ausgesetzt auf der Straße blieb, ehe es mir gelang, durch mein verzweifeltes Rufen und Schreien den Hausdiener zu erwecken und mir endlich Einlaß zu verschaffen. Die heftige Erkältung, welche ich mir durch meinen galanten Liebesdienst zugezogen hatte, wurde verhängnißvoll für mein ganzes Leben; denn sie legte den Grund zu einer Halskrankheit, die mich in Folge unrichtiger ärztlicher Behandlung seitdem durch mein Leben begleitete, bis sie sich im reiferen Mannesalter zu einem Grade steigerte, der mich zuletzt zwang, Amt und Lehrerlaufbahn aufzugeben.

Am anderen Morgen erwachte ich stimmlos, mit geschwollenem Halse und heftigen Schmerzen in demselben. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für eine gefährliche sogenannte Halsbräune. Aber weder die sofort angewendeten Blutentziehungen und Umschläge, noch die während einer langwierigen Cur versuchten sonstigen starken Mittel, — unter anderen eine über[2-119]mäßige Anwendung von Jodinetinctur, die ich bis zu einem, wie ich später erfuhr, verderblichen Uebermaße lange Zeit einnehmen mußte, waren vermögend, das Uebel zu bewältigen. Zweimal im Verlaufe der Krankheit stand ich in Gefahr des Erstickens, und wurde mein Vater durch einen reitenden Boten zu mir berufen. Als ich endlich nach langen Wochen wieder ausgehen durfte, hatte ich einen Verlust zu beklagen, den ich seitdem nie verschmerzt habe. Meine Singstimme war fort!

Von der Natur überhaupt musikalisch günstig veranlagt, besaß ich eine Gesangstimme, die mich vor dem Wechsel derselben zu dem besten Discantsänger in unserem Schulchore gemacht, und die später den Uebergang zu einem sehr angenehmen Tenorbariton genommen hatte. Von früh auf war ich durch meinen Vater, der

selbst eine gleiche wohlausgebildete Stimme besaß, sorgfältig zum Gesange angeleitet worden, und hatte später dies Talent, das, meiner vorzugsweise lyrisch gestimmten Natur entsprechend, mir selber großen Genuß gewährte, mit einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Mein Gesang hatte mir in jener Zeit, wo ein dergleichen Talent noch weit seltener als jetzt war, die angenehmsten geselligen Verhältnisse [2-120] bereiten helfen. Ueberall, wo ich in Familiengesellschaften erschien, wurde ich zum Singen aufgefordert, und da ich bei meinem außergewöhnlichen musikalischen Gedächtnisse ein reiches Repertoir von damals beliebten Gesangstücken beherrschte und mich selbst bei meinem Singen auf dem Claviere zu begleiten verstand, so folgte ich solchen Aufforderungen um so lieber, je mehr ich damit selbst einem inneren Bedürfnisse genügte, und je weniger ich gleichgültig war gegen den Beifall, den meine Gesangfertigkeit mir eintrug. Neben den großen Zumsteeg'schen Compositionen Bürger'scher und Stollberg'scher Balladen, Mozart'schen Opernarien und den von Reichardt in Musik gesetzten Liedern aus Goethe's Wilhelm Meister, waren es besonders auch Compositionen von Dichtungen aus der Zeit des Freiheitskrieges, in deren Vortrag ich excellirte, und an manchen geselligen Abenden stundenlang meine Virtuosität zu allgemeiner Ergötzung zu zeigen nicht müde wurde.

Dies Alles sah ich nun durch jenen unglücklichen Zufall mit einem Schlage vernichtet. Mein Schmerz darüber war anfangs wirklich grenzenlos. Längere Zeit hindurch mochte ich keine Taste meines Claviers anrühren, da jeder Klang mich an den Verlust [2-121] meiner Stimme mahnte. Auch war mir zunächst jeder Versuch, meine Stimme zu brauchen, vom Arzte streng untersagt, und das Bedauern, welches mir von allen Seiten über meinen Verlust ausgesprochen wurde, diente nur dazu, mein Unglücksgefühl über denselben zu erhöhen. Zwar gewann ich im Laufe der Zeit einen Theil der verlorenen Stimme wieder, aber Umfang, Schmelz und Stärke derselben waren für immer dahin; und auch der gebliebene Rest verschwand allmälig in Folge wiederholter Anfälle jener

verderblichen Krankheit, die sich nach und nach zu einem chronischen Leiden ausbildete, das mir zuletzt selbst andauerndes Sprechen beschwerlich machte, und sich so zu einem großen Hemmniß, ja ich darf sagen, zu einem wahren Unglück meines späteren Lebens gestaltete.

Aber die Jugend ist zum Glück elastischer Natur und besitzt an ihrer Fähigkeit zum Hoffen einen Schatz, der sie nicht zum Verzweifeln kommen oder eine solche Stimmung doch nicht lange andauern läßt. Und so gewann ich denn mit fortschreitender Genesung auch bald jenen hoffnungsreichen leichten Sinn wieder, der das eigentliche Glück der Jugend ausmacht. Nur mein Vater, dem ich den Anlaß meiner Krankheit [2-122] nicht zu verschweigen vermochte, war darüber untröstlich, und der alte Meister Benckenstein unterließ nicht, als ich wieder die erste Unterrichtsstunde bei ihm nahm, mir in seiner kaustischen Weise ein zorniges: Tu l'a voulu, George Dandin! zuzurufen.

[2-123]

ELFTES CAPITEL

Bald nach meiner Genesung wurde die ganze Stadt durch ein tragisches Ereigniß aufgeregt, welches auch mich um so tiefer berührte, als ich der Familie, die durch dasselbe in schwere Trauer versetzt wurde, sehr nahe stand und durch Zufall zu einem Augenzeugen der herbeigeführten Katastrophe wurde.

Der älteste Sohn des zuvor erwähnten Justizrath H., welcher als Lieutenant in einem entfernten Regimente stand, hatte, um seinen Eltern nahe zu sein, mit Hülfe seines einflußreichen Vaters, seine Versetzung in das zu Prenzlau garnisonirende Bataillon durchgesetzt. Die Freude darüber in der Familie war um so größer, da dieser Sohn, der bereits als junger Mensch den Feldzug von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte, der Liebling der Mutter war. Fast zur gleichen Zeit hatte sich auch ein Camerad [2-124] und Jugendgespiele von ihm, ein Lieutenant v. G., dessen verwittwete Mutter ebenfalls in Prenzlau lebte, von seiner bisherigen Garnison aus gleichem Grunde dorthin versetzen lassen. Dieses anscheinend so erfreuliche Ereigniß der Wiedervereinigung der Jugendcameraden sollte Beiden zum Verderben gereichen.

Es war um die Zeit des großen Sommermanövers, welches, ich weiß nicht mehr wo? abgehalten wurde, als sich kurz vor der Zeit, wo das Prenzlauer Bataillon auszurücken beordert war, in der Stadt das Gerücht verbreitete, daß der Lieutenant v. G. bei dem Commandirenden plötzlich um seine Verabschiedung angehalten habe, und sogar nicht mehr das nahe bevorstehende Manöver mitmachen werde.

Dies Gerücht, welches sich bald als begründet erwies, machte ein um so größeres Aufsehen, als sich Niemand den Grund eines

solchen Schrittes bei einem jungen Manne zu erklären vermochte, der nichts als seinen Degen besaß, für einen tüchtigen Officier galt, und im Kriege, wo er bei der Kulmer Schlacht schwer verwundet worden war, ausgezeichnete Proben seiner militärischen Bravour gegeben hatte. Es ward darüber in der Gesellschaft, in welcher er nicht gerade [2-125] unbeliebt, aber doch wegen eines gewissen wilden Wesens hier und da gefürchtet war, viel in meiner Gegenwart hin und her gesprochen. So auch in der Familie H., wobei der genannte Sohn derselben, so oft die Rede darauf kam, als Officier ein erklärliches Stillschweigen beobachtete. Unglücklicherweise befand ich mich in der Lage, von der Sache mehr als andere außerhalb Stehende, und so auch zu wissen, daß und wie sehr der Lieutenant H. bei derselben betheiligt war; aber die Art, wie ich zu dieser Kenntniß gelangt war, legte mir selbst gegenüber den mir so nahestehenden nichts ahnenden Eltern ein Stillschweigen auf, welches ich um so weniger zu brechen in der Lage war, als durch mein Reden in der Sache selbst nichts mehr geändert, ja dieselbe möglicherweise nur verschlimmert werden konnte.

Ich hatte nämlich in Erfahrung gebracht, wie gegen den Lieutenant v. G. bei dem Bataillonscommandeur eine Denunciation eingegangen war, daß derselbe bei Gelegenheit des Besuchs eines vorstädtischen bürgerlichen Tanzlocals, in welches er in etwas angetrunkenem Zustande mit ein paar Cameraden eingedrungen war, Händel mit einem dort tanzenden Zimmergesellen bekommen und dabei einen Schlag [2-125] erhalten habe, den auf die gebotene Weise durch Niederstoßen des Beleidigers zu vergelten ihn der Umstand gehindert hatte, daß er in Civilkleidung und ohne Waffe gewesen war. Obschon nun die bei ihm befindlichen Cameraden sich das Wort gegeben hatten, von dem unglücklichen Vorfalle zu schweigen, so war derselbe doch auf irgend eine Weise ausgekommen und zur Kenntniß des Lieutenant Hugo gelangt, der in seinem Eifer für die Ehre des Officiercorps davon dem Major v. Knappe Anzeige gemacht und auf Untersuchung angetragen

hatte. Da eingezogene Erkundigungen die Richtigkeit der Thatsache ergaben, so blieb dem humanen Vorgesetzten nichts übrig, als dem Angeschuldigten unter der Hand die Weisung zukommen zu lassen, sofort freiwillig seinen Abschied zu nehmen. Dies war denn auch von Seiten des Betroffenen geschehen. Aber zu gleicher Zeit hatte derselbe dem Anzeiger eine Forderung auf Pistolen zugesandt, die der Letztere zwar annahm, aber die Ausführung bis nach seiner Rückkehr von dem Manöver vertagt zu sehen verlangte. Der Herausforderer seinerseits benutzte nun diese Frist, sich außerhalb der Stadt »einzuschießen«, was, obschon es heimlich geschah, doch uns jungen Leuten nicht ver[2-127]borgen blieb, und mir die Besorgniß bestätigte, daß der verzweifelte Mann es auf die Tödtung dessen, der ihn ins Unglück gestürzt, abgesehen habe.

Und so war es in der That. Am zweiten Tage nach der Rückkehr des Bataillons vom Manöver war ich bei der Familie des Justizraths H. zu Tische. Die ganze Familie und noch ein oder zwei Gäste waren bereits längere Zeit versammelt, nur der Haussohn, Eduard, ließ noch immer auf sich warten. Der Vater schalt, die Mutter entschuldigte; endlich setzte man sich verstimmt über den Nachlässigen zum Essen nieder. Mir war übel zu Muthe, denn ich hatte Tags zuvor erfahren, daß das Duell, von dem keiner der Anwesenden eine Ahnung hatte, an diesem oder dem nächsten Tage vor sich gehen sollte, und das Herz schlug mir vor angstvoller Ahnung, daß ich Mühe hatte, meine innerliche Bewegung zu verbergen. Plötzlich wurde der Hausherr durch einen Diener herausgerufen. Ein Wagen war vorgefahren, und in dem Wagen lag — mitten durchs Herz geschossen — die Leiche des erwarteten Sohnes!

Die Scene, welche darauf folgte, vermag ich nicht zu beschreiben. Aber sie steht noch heute mit allem ihren Entsetzen vor meinem Gedächtniß. Das Glück [2-128] des Hauses war für immer zerschmettert. Die Mutter des Getödteten war dem Wahnsinn nahe, und ihr verzweiflungsvoller Zustand wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß sie es ertragen mußte, den Mann, der ihr

den Sohn getödtet, noch längere Zeit sich öffentlich auf der Straße und in Gesellschaften zeigen zu sehen, ehe er die über ihn verhängte kurze Festungshaft antrat. Mich aber quälte lange der Gedanke, daß ich doch vielleicht Unrecht gethan, den unglücklichen Eltern von meinem Wissen um die Sache keine Kunde zu geben, und daß ich durch mein Schweigen eine Art Schuldantheil an dem geschehenen Unglück trage. Der Erschossene war ein schöner stattlicher Mann, noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, voll fröhlicher Lebenslust. Er war in den Tod gegangen, ohne die Ahnung zu haben, daß sein Gegner es auf sein Leben abgesehen habe, und hatte sich selbst auf eine dahingehende warnende Bemerkung seines Secundanten in seinem Glauben an einen unblutigen Ausgang nicht irre machen lassen. »Meine Kugel ist für die Luft bestimmt!« war seine Antwort gewesen, ehe er den Todesschuß empfing.

Es konnte nicht fehlen, daß dies Duell mit seinem tragischen Ausgange in der kleinen Stadt das größte [2-129] Aufsehen erregte, und überall die lebhaftesten Erörterungen, sowohl über die Berechtigung des Zweikampfes überhaupt, als über den vorliegenden einzelnen Fall und die betreffenden Persönlichkeiten hervorrief. Fast allgemein aber vereinigte man sich in dem Ausdrucke des Unwillens darüber, daß der Ueberlebende der beiden Gegner sich nicht des öffentlichen Erscheinens enthielt, sondern die unglücklichen Eltern des Getödteten dem Schmerze aussetzte, den Tödter ihres Sohnes vor ihren Augen aufrechten Hauptes in der Stadt umherwandeln zu sehen. Mir selbst flößte sein Anblick, so oft ich ihm begegnete was häufig geschah, da er in der Familie des Majors v. Stutterheim, wo ich wöchentlicher Tischgast war, aus- und einging — eine Art von Grauen ein, das ich kaum zu verbergen vermochte, wenn ich ihn gelegentlich mit den Töchtern des Hauses, als wenn nichts geschehen wäre, lachend und scherzend wie früher verkehren sah. Die Urtheile aber über den Zweikampf im Allgemeinen waren in den Häusern, in denen ich verkehrte, verschieden, je nachdem die Urtheilenden Adlige oder Bürgerliche

waren. Denn während die Letzteren durchweg das Duell verdammten und als Barbarei bezeichneten, hielten die Ersteren die Berechtigung [2-130] desselben nicht nur als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, sondern auch als eine wohlthätige Institution aufrecht, ohne welche die Wahrung der Standesehre unmöglich sei und das Fundament der Gesellschaft untergraben zu werden Gefahr laufe. Solche Discussionen waren aber für mich von um so größerem Interesse, je näher ich bereits selbst dem Zeitpunkte stand, in welchem auf der Universität jene Sitte oder Unsitte an mich herantreten sollte. Dabei will ich jedoch schon hier das Geständniß nicht zurückhalten, daß der von mir erlebte entsetzliche Fall nicht wenig dazu beigetragen hat, in mir einen inneren Widerwillen gegen die Sitte des privilegirten Mordes zu erwecken.

Unter meinen Classengenossen stand ich jedoch mit diesem meinem Empfinden merkwürdigerweise fast allein. Sie Alle waren mehr oder weniger eingenommen von der Romantik des Duells. Nur der früher erwähnte Jude stand auf meiner Seite, und zwar in einer sein Wesen bezeichnenden Weise. Von einem Duell als Herstellungsmittel der verletzten Ehre wollte er nichts wissen, und seine Aeußerungen darüber liefen so ziemlich auf das Falstaffsche Selbstgespräch über »Ehre« hinaus. Dagegen bezeichnete [2-131] er das Duell als ein gar nicht zu verachtendes Auskunftsmittel zur Befriedigung eines gerechten Todhasses gegen einen Feind, den man vernichten zu können wünschen müsse und den man doch auf andere Weise nicht vernichten könne, ohne als Mörder angesehen und bestraft zu werden. Und so war er denn auch von meinen Schulfreunden der Einzige, der das Verhalten des Lieutenant v. Gölle durchaus billigte. »Was willst du!« sagte er zu mir am Schlusse unserer Discussion. »Der H. hat ihn durch seine Anpetzerei in seiner Carriere fürs ganze Leben ruinirt, und ihn gleichsam zu einem todten Mann gemacht. Dafür hat er ihn todtgeschossen, und ich hätte es in seiner Stelle auch gethan!« — Es war das richtige »Aug' um Auge, Zahn um Zahn« des alten Jehovabundes, dem er angehörte. Damals entsetzte mich der rachsüchtige Cynismus, der

mir in seiner Anschauungsweise zu liegen schien, und den ich auf sein orientalisches Blut zurückführte. Ich habe jedoch in meinem späteren Leben die Erfahrung gemacht, daß mehr als Einer meiner eigenen nordisch germanischen Volksgenossen sich zu einer ähnlichen Anschauung über das Duell zu bekennen keinen Anstand nahm, dasselbe aber durchaus nur in solchen [2-132] Fällen gelten lassen wollte, wo ein tödtlicher Ausgang von vorn herein beabsichtigt werde. Jedes andere sei eine lächerliche Spielerei mit der Gefahr, die man höchstens unreifer Jugend nachsehen könne.

ZWÖLFTES CAPITEL

Unter solchen Erlebnissen und Zuständen war ich bereits in mein neunzehntes Jahr getreten, als zum ersten Male die leidenvolle Leidenschaft, welche, wie schon die alten hellenischen Dichter singen, »Götter und Menschen bezwingt«, mit ihrer ganzen Vollgewalt mein Herz erfaßte und mich die Wahrheit des bald »Himmel hoch jauchzenden«, bald »zum Tode betrübten« Empfindens in einem Umfange kennen lehrte, von dem ich bis dahin trotz des lebhaften Gefühls, das ich von jeher dem anderen Geschlecht entgegenzubringen gestimmt gewesen war, keine Ahnung gehabt hatte.

Wenn ich bei der Episode dieser ersten leidenschaftlichen und leidenvollen Jugendliebe in diesen meinen Erinnerungsbekenntnissen einen Augenblick verweile, so geschieht es nicht nur darum, weil dieselbe, so kurz sie auch währte, auf die nächsten Jahre [2-134] meines Lebens einen großen sittlich erhebenden Einfluß gehabt und mich vor manchen Verirrungen, denen andere meiner Jugendgenossen zum Opfer fielen, bewahrt hat, sondern auch darum, weil man gemeinhin nur allzu geneigt ist, auf das Liebesleid der frühen Jugend als auf etwas Unbedeutendes herabzublicken, da man es in der Regel so bald verwunden und vergessen sieht.

»Aber abgesehen davon« — wie es in einer Dichtung der herzenskundigen Fanny Lewald heißt — »daß ein Martyrium nicht gerade lange zu währen braucht, um als ein solches empfunden zu werden, so hat die erste heftige Leidenschaft des Jünglings, der sich selbst noch nicht versteht, der weit wehrloser als der gereifte Mann der blinden Naturgewalt zum Opfer wird, etwas Gewaltiges. Was

wollen dagegen in späteren Jahren die Herzenskränkungen und die Aufwallungen der Eifersucht bedeuten, bei denen man sich an so und so viele vorhergegangene ähnliche Erlebnisse erinnern kann? Bei denen man zu vergleichen fähig ist, und mitten in welchen man es mehr oder weniger bewußt empfindet, daß man auch aus dieser Leidenschaft wie aus so mancher ähnlichen hervorgehen, und daß sie vielleicht nicht einmal die letzte [2-135] sein werde, die wir überwinden, nachdem wir ihr erlegen sind?«

In der That: wenn man von der »ersten« Liebe als von einer solchen sprechen kann, die in ihrer Art einzig und durch ihre Besonderheit des mit ihr verbundenen Empfindens von allen späteren unterschieden sei, so ist es nicht sowohl in Bezug auf die mit ihr verbundenen Lustgefühle, in deren Seligkeit das jugendliche Herz schwelgt, als vielmehr wegen der überwältigenden Stärke des Leidens, die dasselbe zu empfinden fähig ist.

Karolinens Eltern gehörten zu einer der kleinen Beamtenfamilien, aus deren Töchtern zumeist die Partnerinnen in unseren früher erwähnten Tanzstunden und Kränzchen bestanden. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und von denselben mit einer für ihre Verhältnisse außergewöhnlichen Sorgfalt erzogen. Obgleich keine regelmäßige Schönheit im strengsten Sinne, galt sie doch unter allen ihren Altersgenossinnen für die anmuthigste und lieblichste Erscheinung. Ihr schlanker Wuchs, das liebliche Oval ihres Gesichts, dem die sanften blauen Augen bei dem schwarzen Haar, das in dichten Flechten ihren feinen Kopf umwand, und bei der Marmor[2-136]blässe der Gesichtsfarbe einen gleichsam überirdischen Ausdruck verliehen, sowie die elfenhafte Leichtigkeit und Zierlichkeit, mit der sie sich in Gang und Tanz bewegte, machten sie für mich — und nicht für mich allein — bei ihrem ersten Auftreten unter uns zu einer alle anderen Mädchen in Schatten stellenden Erscheinung. Was aber den Zauber vollendete, den ihr Wesen vom ersten Augenblick an auf mich ausübte, das war der Klang einer Stimme, die man wirklich eine Silberstimme nennen konnte.

Karoline war mit mir etwa in gleichem Alter, vielleicht ein halbes oder ein Jahr älter. Als ich sie zuerst sah, war sie nicht lange zuvor von einer Krankheit genesen, und das Glücksgefühl, mit dem sie sich zum ersten Male wieder nach langer Einsamkeit in jugendlich heiterer Gesellschaft bewegte, trug noch dazu bei, den Reiz ihrer eigenthümlichen Erscheinung zu erhöhen. Eine ältere Freundin, welche ihr als Begleiterin diente und mich ihr vorstellte, fügte zugleich hinzu, daß ihr vom Arzt und von den Eltern zur Bedingung gemacht sei, nur einige wenige und nicht zu lebhafte Tänze zu tanzen, da ihre Brust noch von der Krankheit angegriffen sei und zufolge der Mahnung des Hausarztes jedes Uebermaß der [2-137] Bewegung schädlich werden könne. Dadurch gesellte sich zu der ersten Empfindung, mit der ich mich zu dem lieblichen Wesen sofort hingezogen fühlte, noch jenes Gefühl eines gewissen ängstlich besorgten Mitleids, welches so sehr geeignet ist, unseren Herzensantheil an einem liebenswürdigen Geschöpf zu verstärken.

Doch wie vermöchte der Neunundsechzigjährige die weitere Entwicklung dieser ersten liebenden Antheilnahme zu glühender Leidenschaft, wie das Glück und die Qualen auch nur annähernd darzustellen, die bald nach dieser ersten Begegnung das Herz des Neunzehnjährigen erfüllten, dieses sinnverwirrende Nach- und Nebeneinander von Hoffnung und Verzweiflung, von Eifersuchtsqual und seliger Gewißheit erwiederter Liebesneigung, von dem berauschenden Entzücken des Sehens und Wiedersehens bis zu jenem herzzerreißenden Moment, von dem der Dichter sagt:

»Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt!«,

Von meinem frühesten Knabenalter an hatte es mir, wie das bei phantasievollen Naturen der Fall zu sein pflegt, an Liebschaften mit gleichalterigen jungen Mädchen nicht gefehlt. Fast jede solche Bekanntschaft hatte bei mir meist sofort eine Neigung [2-138] entzündet, deren Gegenstand je nach den Umständen dem Wechsel unterworfen und mehrmals sogar ohne Verhältniß zu meinem Alter

war, da ich — in dieser Beziehung ein echter Germane — überhaupt vor dem weiblichen Geschlecht von früh auf eine Art heiliger Verehrung empfand. Nicht nur Schönheit und Anmuth äußerer Wohlgestalt, sondern vornehmlich auch Lieblichkeit des Sprachtons und musikalische Begabung des Gesanges hatten auf mich von jeher eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt, deren Gewalt sich mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr steigerte. Und so waren denn, noch während ich bei meinen Eltern auf dem Lande lebte, so ziemlich alle Predigerstöchter unserer Bekanntschaft und deren zeitweilige Besuchsfreundinnen nach einander in den Kreis meiner knabenhaften Herzensneigungen getreten. Mit meiner Versetzung nach Prenzlau war eine Zeit lang eine Art von Stillstand eingetreten, da die neuen Umgebungen und Verhältnisse, das Gymnasium, die Studien, die lebhaften Freundschaften mit mehreren meiner Schulgenossen in den Vordergrund meiner Interessen und Empfindungen traten. Jetzt aber, im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit, im Alter von neunzehn Jahren, fand ich [2-139] mich von einer Leidenschaft erfaßt, gegen welche gehalten alle meine früheren Herzensneigungen Kinderspiel gewesen waren. Alle die zahlreichen »Rosalinden« wurden zu blassen Schemen von dem Augenblick an, wo ich meine Julia-Karoline zum ersten Mal erblickt hatte, deren Bild seitdem Tag und Nacht vor meiner Seele stand, wie sie mit dem Kranze von kleinen weißen Rosen im dunklen Haar an meiner Seite im Tanze durch den von Jugend und Fröhlichkeit erhellten Saal geschwebt war. Ich habe eine Rose dieses Kranzes lange Jahre bewahrt. Sie wurde mir später, als ich bereits die Universität bezogen hatte, nachgesandt; aber nicht von der Geliebten, sondern — von der Freundin, welche mit diesem selben Kranze das Haupt der Entschlafenen im Sarge geschmückt hatte! Aber noch heute bewahre ich das kleine Blatt von ihrer Hand, das sie mir beim Abschied als Lebewohl in mein Stammbuch schrieb. Es war das erste und zugleich das letzte Lebewohl!

Denn das Glück dieser ersten tiefen und reinen Jugendliebe war von kurzer Dauer

»Gleich allzu sehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh' man sagen kann: es blitzt!«

Ich habe von Eifersucht gesprochen. Sie ward [2-140] herbeigeführt durch den Umstand, daß mein theuerster Busenfreund Otto W…e gleichfalls von Leidenschaft für Karoline entbrannt war. Seine leidenschaftliche Freundschaft für mich, verbunden mit der Entdeckung, daß Karolinens Herz mir gehöre, bewogen ihn indeß, sich mir unter Thränen zu entdecken und mir zu erklären, daß ich fortan bei ihm keinen Grund mehr zur Eifersucht haben werde, da er sich resignirt habe und versuchen wolle, seine Neigung zu unterdrücken. Es gelang ihm, und er hat mir später meinen verzweifelnden Schmerz um die Verlorene durch sein inniges Mitgefühl reichlich tragen helfen.

Ich sah die Geliebte selten und fast nur in Gesellschaft Anderer bei Gelegenheit unserer gemeinsamen Tanzgenossenschaft während des letzten Winters. Das Haus ihrer Eltern betrat ich nur ein paar Male, wo ich mich der von der Sitte damals gestatteten Freiheit bediente, mich Tags nach dem Balle um das Befinden meiner Tänzerin zu erkundigen. Desto öfter wandelte ich Abends und selbst Nachts auf und ab unter den alten Lindenbäumen, welche die Straße ihres mit einem Spalier von weißen und rothen Rosen umzogenen kleinen Hauses [2-141] beschatteten, zuweilen begleitet von meinem Freunde, dem Vertrauten meiner Liebe, noch öfter allein, versunken in selige Trunkenheit und mich begnügend, den Lichtschein durch das Fenster des Zimmers blinken zu sehen, in welchem ich sie weilend wußte, oder den Klang ihrer Stimme zu vernehmen, wenn sie an ihrem alten Clavier eins ihrer Lieblingslieder sang, das sie bei einer Freundin von mir gehört und ich ihr auf ihren Wunsch aus meiner Sammlung abgeschrieben hatte. Kein sinnliches Verlangen erfüllte mich, weder wenn sie mir fern der Gegenstand meiner Sehnsucht war, noch wenn mich ihre Nähe beseligte. Denn diese erste echte Jugendliebe war der reine Ausdruck jener Empfindung, welche »die Sterne nicht begehrt«,

jener Liebe, von der der Dichter der Liebe gesungen hat:

»Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe.«
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!«

[2-142]

DREIZEHNTES CAPITEL

Im Frühlinge des Jahres 1824 verließen die älteren Mitglieder der ersten Classe des Gymnasiums sämmtlich die Schule, um die Universität zu beziehen.

Dies bildete für mich einen wichtigen Lebensabschnitt. Denn da ich als Erster der jüngeren Ordnung in die Classe eingetreten war, so avancirte ich jetzt zu der Stelle des »Primus in Prima« und damit zu dem Vorrechte: den Stuhl einzunehmen, welcher am oberen Ende des langen Schultisches der Classe den Ehrenplatz eines solchen Würdenträgers auszeichnete.

Es war nur ein schlichter Holzstuhl von unpolirtem Fichtenholz, aber er war für mich lange das Ziel meines Ehrgeizes gewesen, und in unseren Augen einem Throne gleich; denn nur der Primus der ersten Classe genoß unter allen Schülern des Gymnasiums das Ehrenvorrecht eines solchen Sitzes, der [2-143] ihn in seinen und auch in den Augen seiner Classengenossen gleichsam sichtbar um einen Grad über die allgemeine »Schulbank« emporrückte. Der jeweilige Inhaber dieses Platzes war zugleich der Sprecher der Classe, wenn es galt, dem Rector oder dem Hauptlehrer, dem sogenannten Ordinarius der Classe, irgend ein Gesuch, etwa über die Gewährung eines freien Nachmittags und dergleichen vorzutragen, oder eine Anzeige zu machen, welche das Ganze betraf. Er genoß dazu bei den Schülern der unteren Classen eines Ansehens, welches sogar das Ansehen manches Lehrers in Schatten stellte, und es kam zuweilen vor, daß derselbe, bei gelegentlich eintretenden gleichzeitigen Erkrankungs- oder sonstigen Verhinderungsfällen der Lehrer unterer Classen, in den letzteren eine oder die andere Stunde des Unterrichts auszufüllen beauftragt wurde. Auch mir ward einige

Male dieser Auftrag zu Theil, in welchem ich eine um so größere Ehrenauszeichnung erblickte, da es in solchen Fällen dem Beauftragten gestattet war, das Katheder der betreffenden Classe zu besteigen, und da es mir gelang, stets Ruhe und Ordnung während meiner Lehrstunden selbst in solchen Classen aufrecht zu halten, die wegen des Gegentheils nicht zum Besten beleumdet waren. Diese ge[2-144]lingenden Versuche, zu denen ich mich ohnehin durch mehrjähriges Ertheilen von Privatunterricht an einzelne und mehrere jüngere Schüler vorbereitet hatte, dienten zugleich dazu, meine Neigung zu dem künftigen Berufe eines Gymnasiallehrers noch zu verstärken.

Ich trieb deshalb meine philologischen Studien unter Anleitung meines geliebten Lehrers Schmidt, der mir schon seit längerer Zeit seine ganz besondere Sorgfalt und Unterstützung in denselben zugewendet hatte, mit verdoppeltem Eifer. Ein Lehrer, ein altclassischer Philologe wie er zu werden, war und blieb fortan das Ziel meines Strebens. Der nächste Schritt aber zu demselben war, bei meinem bevorstehenden Abgange vom Gymnasium das Zeugniß der vollständigen Reife, die sogenannte »Nummer Eins«, zu gewinnen, ohne welches mein Vater erklärt hatte, nicht in das von mir beabsichtigte Studium der Philologie einwilligen zu wollen. Dabei will ich nicht verschweigen, daß auch allerhand abenteuerliche mit meiner Liebe zusammenhängende Pläne und Vorstellungen in mir thätig waren. Ich wußte, daß es an den Gymnasien meines Vaterlandes noch immer an philologischen Lehrkräften mangelte, und daß also auch die bürgerlichen Aussichten für eine solche Lauf[2-145]bahn vortheilhafte heißen durften. War doch unser Schmidt selbst schon als ein Vierundzwanzigjähriger fast unmittelbar nach Beendigung seiner Universitätsstudien sofort in eine der ersten Lehrerstellen unserer Anstalt eingetreten, die es ihm möglich gemacht hatte, schon anderthalb Jahre später seine Verlobte heimzuführen. Warum sollte mir nicht das Gleiche gelingen, wenn ich, wie er, die gleichen Mittel strebsamen Fleißes an denselben Zweck zu setzen den Entschluß

und die Kraft besaß? Es war das ein Gedanke, der darum nicht weniger wirksam war, weil ich ihn tief im Innersten meiner Seele verbarg.

Daneben trug ich mich wieder mit allerhand anderen kaum minder phantastischen Entwürfen für meine Zukunft, die jedoch mit dem in mir vorherrschenden Gedanken nicht ohne einen gewissen Zusammenhang waren. Ich wollte Entdeckungsreisen machen, — nicht um Länder und Inseln, sondern um verborgene Handschriften alter Classiker aufzufinden, und Italien, das mir durch meine eifrige Lectüre von Goethe's Italienischer Reise vorzugsweise im Sinne lag, bildete dabei das Hauptziel meiner Reisepläne. Es war nämlich damals die Periode der Angelo Mai'schen Entdeckungen mancher verloren [2-146] geglaubten Ueberreste der griechischen und römischen Literatur, welche der genannte italienische Philologe und Alterthumsforscher so glücklich gewesen war, unter der verhüllenden Schrift aufzufinden, mit welcher auf den sogenannten Palimpsesten christliche Schriftsteller in den Klöstern des frühen Mittelalters aus Mangel an Schreibmaterial gar viele Literaturwerke des altclassischen Heidenthums überdeckt hatten. Es war ihm gelungen, nach Beseitigung solcher über die wegradirte antike Schrift aufgemalten Mönchsschrift den ursprünglichen Inhalt der alten Pergamente und Papyrusblätter durch gewisse chemische Mittel wieder herzustellen und lesbar zu machen; und so überraschte uns denn eines Tages unser Conrector Schmidt mit der Nachricht, daß es dem unermüdlichen Italiener geglückt sei, in der Bibliothek des Vatican zu Rom aus einer solchen, von den Mönchen ausradirten und von ihnen neu beschriebenen Pergamenthandschrift das berühmte Werk Cicero's »vom Staate« (de Republica) zu einem großen Theile aufzufinden und bekannt zu machen.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Eindrucks, den es auf mich hervorbrachte, als unser Lehrer uns die neuentdeckte Schrift des berühmtesten Schriftstellers [2-147] der römischen Literatur, des uns so wohlbekannten beredten Ueberwinders des fürchterlichen Catilina, in einem zu Leipzig erschienenen Abdrucke vorzeigte, und

bei dieser Gelegenheit die schon früher von dem italienischen Gelehrten gemachten Entdeckungen ähnlicher Art aufzählte. Er äußerte dabei zugleich, daß es vielleicht möglich sei, auch die fehlenden Bücher der römischen Geschichtschreiber Livius und Tacitus aufzufinden und dadurch große Lücken in unserer Kunde der alten Geschichte auszufüllen.

Diese Aeußerung war es, welche meine lebhafte Phantasie förmlich entzündete. Ich dachte mir es als das größte Glück, durch das Studium der Philologie befähigt zu werden, einmal selbst solche Forschungen anstellen und auf solche Entdeckungen ausgehen zu können, und malte mir im Geiste den Ruhm aus, den ich, unterstützt durch glückliche Umstände und Zufälle, dadurch erlangen möchte. Auf einen meiner Classengenossen machten jedoch die Mittheilungen unseres Lehrers und dessen Hoffnungen auf die mögliche Entdeckung verloren gegangener alter Geschichtswerke einen von dem meinigen sehr verschiedenen Eindruck. Dieser »praktische Charakter« — wie wir ihn zu nennen liebten — rief nämlich, als kaum der [2-148] Lehrer die Classe verlassen hatte, mit unverhohlenem Schrecken aus: »Gott bewahre uns vor solchen Entdeckungen! denn da müßte man ja noch mehr alte Geschichte zum Examen lernen, und wir haben doch schon mit der vorhandenen genug Mühe und Arbeit!« Ein allgemeines Gelächter überschüttete dies freimüthige Bekenntniß des »Geschichtsfeindes«, wie er seitdem genannt wurde, und vermehrte nur noch die unzähligen Hänseleien und Neckereien, deren Gegenstand er durch sein wunderliches Wesen schon seit Jahren vorzugsweise unter uns gewesen war. Selbst unserem ernsten Conrector gewann jener Stoßseufzer des Geschichtsfeindes ein Lächeln ab, als ich ihm von demselben privatim Mittheilung zu machen mir erlaubte. Er meinte, daß der gute Schridde von seinem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht habe, und daß es selbst gar manchen Philologen und Alterthumsforschern vielleicht unbequem sein würde, durch ein Wiederauffinden zahlreicher literarischer Denkmäler des Alterthums viele ihrer Ansichten und aufgestellten

Regeln über den Haufen geworfen und sich genöthigt zu sehen, das bisher von ihnen für ausgemacht Gehaltene neu umzulernen.

Diese Worte gaben mir zu denken. Sie riefen [2-149] bei mir eine Vorstellung wach, die mich bis in meine späten Jahre begleitet hat: die Vorstellung nämlich von der ungeheuren Masse des geschichtlichen und sonstigen wissenswürdigen Materials, welches das menschliche Gehirn dereinst zu umfassen und zu bewältigen haben werde, wenn sich die geistige Cultur in Wissenschaft und Literatur noch um ein oder ein paar Jahrtausende weiter hinaus über die Gegenwart in gleicher Weise wie bisher, oder vielmehr was wahrscheinlicher — in zunehmender Proportion entwickelt haben werde. Mir schwindelte bei dem Gedanken an die ungeheure Ausdehnung, welche allein die Literaturen der europäischen Culturvölker bei der Sicherheit gewinnen müßten, mit welcher die Erfindung Guttenberg's ein ähnliches Zugrundegehen bedeutender geistiger Erzeugnisse, wie das der unermeßlichen Mehrzahl der alten Literaturwerke unmöglich machte. Als ich diesen einen Gedanken gegen meinen Lehrer äußerte, sah er mich mit seinen großen braunen Augen eine Weile verwundert an, und sagte dann mit seiner gewohnten Ruhe: »Solche Vorstellungen muß der Mensch sich aus dem Sinn schlagen und ihnen nicht nachhängen. Wir haben ohne sie genug mit der Gegenwart und mit unseren [2-150] allernächsten Obliegenheiten in derselben zu thun, wenn wir dieselben nach Kräften erfüllen wollen, und können es ruhig unseren Nachfahrern überlassen, wie sie sich mit den ihnen nach tausend Jahren zufallenden Aufgaben ins Gleiche setzen mögen. Für Sie nun ist es,« setzte er freundlich lächelnd hinzu, »die *nächste* Aufgabe: Ihre Lücken in der Mathematik auszufüllen, damit Ihnen bei Ihrem bevorstehenden Abgangsexamen die Nummer Eins nicht entgeht.« Am anderen Tage ließ mich unser Rector Paalzow, mit welchem sein College ohne Zweifel gesprochen haben mochte, zu sich bescheiden, und eröffnete mir, daß er Willens sei, mir trotz seiner beschränkten Zeit wöchentlich eine Privatstunde zur Nachhülfe in seiner Wissenschaft zu ertheilen, damit ich bei

meinem Abgange zur Universität durch ein Zeugniß vollständiger Reife »der Anstalt«, wie er sich ausdrückte, »Ehre mache«. Der vortreffliche Mann erfüllte sein großmüthiges Anerbieten und ich genoß über ein halbes Jahr lang seines privaten Unterrichts in dem Gebiete der Differential- und Integralrechnung und in der Lehre von den Functionen, wovon ich leider jetzt nicht viel mehr als die Namen behalten habe. Ich brauche nicht erst hinzuzusetzen, daß er mir diese [2-151] seltene Vergünstigung gratis angedeihen ließ, und jeden Versuch meines Vaters, ihm für seine Aufopferung eine Entschädigung zukommen zu lassen, auf das Bestimmteste zurückwies, da ihm nicht unbekannt war, daß die beschränkten Mittel desselben durch die Unterhaltung zweier Söhne auf dem Gymnasium — (mein zweiter Bruder war mir ein Jahr später dorthin gefolgt und der dritte stand im Begriff, dasselbe zu thun) — auf das Aeußerste in Anspruch genommen waren.

Dieser letztere Umstand hatte mich denn auch bewogen, bald nach meiner Versetzung in die Prima ein Anerbieten anzunehmen, welches mich in Stand setzte, dem geliebten Vater seine finanzielle Last in etwas zu erleichtern. Ein Bauinspector J. bot mir an, gegen die Gewährung von freier Wohnung nebst Frühstück, die Beaufsichtigung und Nachhülfe seines ältesten Knaben, der eine der unteren Classen des Gymnasiums besuchte, in zwei täglichen Stunden zu übernehmen. Ich willigte ein, da nicht nur eine kleine Geldvergütung in Aussicht gestellt, sondern mir auch bemerklich gemacht wurde, daß ich ja während eines Theils der täglichen zwei Stunden auch an meinen eignen Aufgaben arbeiten können werde. [2-152] Dies wurde jedoch bald unmöglich gemacht, da mir zu dem älteren Knaben auch noch ein jüngerer und zuletzt sogar in der Person der zehnjährigen Tochter der Familie ein dritter Gegenstand der Beaufsichtigung und des Unterrichts aufgelastet wurde. Fast dreiviertel Jahr lang ertrug ich diese Ueberbürdung meiner Kräfte, ehe ich mich entschließen mochte, diese mir auferlegte Last abzuwerfen, mit der ohnehin die dafür erhaltene Entschädigung in keinem Verhältnisse stand, während meine Gesundheit fühlbar

unter der verursachten Anstrengung litt. Das späte Nachtarbeiten, zu dem ich gezwungen war, griff meine Nerven an, und rief eine bisher nicht gekannte Reizbarkeit und Heftigkeit in meinem Wesen hervor, die zuletzt eine Katastrophe herbeiführte, welche mich, der ich bisher als eine Art von Musterschüler gegolten hatte, durch einen Act leidenschaftlicher Unbotmäßigkeit und Auflehnung gegen einen unserer Lehrer hart an den Rand der Verweisung von dem Gymnasium bringen sollte.

Wir Primaner hatten im Jahre 1824 nach dem Abgange des Predigers Pascal, unseres bisherigen Lehrers im Hebräischen, einen neuen Lehrer in dieser Sprache in der Person eines noch sehr jungen Mannes, [2-153] des Predigtamtscandidaten Schmidt erhalten, den wir seiner kleinen Gestalt halber und zur Unterscheidung von dem gleichnamigen hochgewachsenen Conrector den Zwerg Schmidt zu benamsen uns erlaubten. Wir waren überhaupt geneigt, ihn nicht recht für voll anzusehen; denn er war eben erst von der Universität gekommen, stand den meisten von uns im Alter ziemlich nahe, unterrichtete nur in den beiden untersten Classen des Gymnasiums, und schien, wie es uns vorkam, die ihm nach unseren Begriffen zugekommene Auszeichnung, in der Prima als Lehrer auftreten zu dürfen, nicht in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Er war übrigens ein tüchtiger Lehrer, bei dem wir gleich in den ersten vier Wochen mehr lernten als bei seinem Vorgänger in einem vollen Jahre, und auch sonst ein wohlgesinnter Mann, der uns sehr artig und höflich behandelte, aber doch nicht ohne jene Eigenheit war, die man bei Leuten von auffallend kleiner Gestalt häufig zu bemerken Gelegenheit hat, zufolge deren sie sich geneigt zeigen, das Imponirende, das ihrer äußern Erscheinung mangelt, durch ein starkes Betonen ihrer Persönlichkeit zu ersetzen. Dies hatte bereits wiederholentlich zu kleinen Reibungen zwischen ihm und uns geführt. Ueberaus [2-154] eifrig in seinem Unterrichte, wie er war, hatte er die Gewohnheit, seine Unterrichtsstunden über die bestimmte Zeit auszudehnen, was um so störender für mehrere von uns war, da dieselben in die Zeit vor dem Mittagsschlusse der

Schule fielen, wo diejenigen, welche wie ich Freitische in Familien hatten, durch ein längeres Ausdehnen des Unterrichts sich gehindert fanden, rechtzeitig zu demselben zu erscheinen. Vergebens hatte ich ihn in meiner Eigenschaft als Primus mehrmals darauf aufmerksam gemacht.

An einem Sonnabend, als bereits die Schulglocke den Schluß der Classen verkündigt, und alle Schüler mit dem üblichen Geräusch das Gebäude verlassen hatten, setzte er, ohne darauf zu achten, wiederum seine Lection mit uns fort, diesmal sogar länger als gewöhnlich. Ich zog mehrmals mit einer gewissen Demonstration meine Uhr heraus, und erlaubte mir zuletzt ihm zu bemerken, daß bereits nahezu eine Viertelstunde über die Schlußzeit verflossen sei. Er entgegnete mit ungewöhnlicher Heftigkeit, daß mich dies nichts angehe und daß ich zu schweigen habe, so lange er auf dem Katheder sei. Aller meiner Genossen Augen richteten sich auf mich, als erwarteten sie, was jetzt auf eine solche brüske [2-155] Zurechtweisung erfolgen werde. Und ich, nervös aufgeregt von übernächtiger Anstrengung, mich herausgefordert und in meiner Ehre gekränkt haltend von einem jungen »Unterlehrer«, stand auf, schob meinen Primussessel zur Seite, ergriff meine Bücher und verließ, von allen meinen Genossen bis auf einen gefolgt, ohne auf sein drohendes: »Bleiben Sie!« zu achten, das Classenzimmer.

Das war offene Auflehnung und Rebellion, die natürlich im Interesse der Schuldisciplin die strengste Ahndung um so mehr forderte, als etwas Aehnliches bei uns im Laufe meiner ganzen Schulzeit nicht vorgekommen war. Auch machte ich mir, nachdem sich die erste Aufregung bei mir etwas gelegt hatte, keinerlei Illusion über die Folgen meines Schrittes. Eine schimpfliche Verweisung von der Anstalt, dicht vor der bevorstehenden Maturitätsprüfung, die Zerstörung aller meiner Verhältnisse und nächsten Aussichten, und der Zorn und die Verzweiflung meines strengen Vaters über ein solches Ereigniß — das Alles stand mir in der nächsten Stunde mit erschreckender Klarheit vor Augen. Der betreffende Lehrer hatte natürlich mein Verhalten bei dem Rector

sofort zur Anzeige gebracht, aber auch zugleich, wie ich später [2-156] erfuhr, selbst für mich mildernde Umstände geltend gemacht, und das Geständniß nicht verfehlt, daß er wünschen müsse, mich nicht zu hart für ein Vergehen bestraft zu sehen, das er vielleicht selbst durch sein Verhalten herausgefordert habe. Es ward eine außerordentliche Conferenz aller Lehrer berufen, vor der ich alsbald zu erscheinen hatte. Der brave Rector Paalzow hielt mir mein Vergehen, dessen Strafbarkeit ich allerdings selbst eingestand, in Ausdrücken vor, deren väterliche Güte mich zu Thränen rührte, und eröffnete mir am Schlusse des Verhörs nach einer kurzen Berathung des Lehrercollegiums, während deren ich abgetreten war: daß man übereingekommen sei, in Anbetracht meiner bisherigen untadeligen Führung — ich war bis dahin noch nie bestraft worden — die allerdings verdiente Strafe des Karzers und der Relegation zu erlassen, und sich auf eine vor der versammelten Schule zu leistende Abbitte zu beschränken. Auch diese Strafe aber ward auf meine Vorstellung noch dahin gemildert, daß die Abbitte nicht vor allen, sondern nur vor den Schülern der beiden oberen Classen stattfinden sollte. Also geschah es denn auch. Der Lehrer reichte mir, nachdem ich am nächsten Schultage ihm die mir auf[2-157]erlegte Erklärung geleistet, vor allen Anwesenden die Hand zur Versöhnung, und der gute Rector, welcher den Zustand fieberhafter Aufregung bemerkte, in welchen mich die stattgehabte Scene versetzt hatte, zeigte mir an, daß er mich für diesen Tag vom Besuche der Schule dispensire, um mich wieder beruhigen zu können.

Nicht verschweigen darf ich, daß alle Primaner ohne mein Zuthun oder Wissen in einer von ihnen unterzeichneten Eingabe an den Rector Fürbitte für mich eingelegt und erklärt hatten, daß sie sich alle als Theilnehmer an dem von mir Begangenen schuldig bekannten. Und eben so wenig mag ich es unerwähnt lassen, daß der von mir in seiner Autorität beleidigte Lehrer mir seitdem mit einem offenbaren Wohlwollen zugethan verblieb.

Die gegen mich geübte weise Milde und Humanität meiner

Lehrer war von hoher Bedeutung für mein ganzes Leben. Denn ohne sie würde ich, nach der ganzen gesetzlichen Strenge mit Verweisung von der Anstalt bestraft, gezwungen gewesen sein, auf die Fortsetzung meiner Studienlaufbahn zu verzichten und einen anderen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, da mein Vater weder Willens noch im Stande ge[2-158]wesen wäre, mich eine andere Anstalt beziehen zu lassen. So aber erhielt er überhaupt von dem ganzen Vorgange keine Kunde, da man die Rücksicht hatte, denselben nicht, wie sonst üblich, in dem nächsten Quartalzeugnisse zu vermerken, worüber ich natürlich von Herzen froh war.

[2-159]

VIERZEHNTES CAPITEL

Der Abgang von der Schule zur Universität, das Vertauschen eines Zustandes mannigfaltiger Beschränkung mit demjenigen einer fast schrankenlosen persönlichen Freiheit in Studien und Lebensführung, und die wesentlich veränderte gesellschaftliche Stellung, in welche der Student, der »Commilito« seiner Professoren, im Vergleiche zu dem bisherigen Schüler sich versetzt sieht, bilden in der Regel einen Abschnitt, dem der Betreffende mit freudiger Spannung und Sehnsucht entgegenzusehen pflegt.

Das war damals vielleicht in noch höherem Grade wie jetzt der Fall, denn die Romantik des Studententhums auf den deutschen Universitäten stand zu jener Zeit noch in ihrer vollen Blüthe. Das Universitätsleben war bunter und farbiger, zumal auf den kleineren und mittleren Universitäten, der Student eine eigenartiger hervortretende Erscheinung als heutzutage. [2-160] Sein Treiben und seine Lebensformen, die verschiedenen »Verbindungen«, in denen er sich bewegte, und der Geist, welcher in denselben sich kundgab, verschafften ihm sogar die — allerdings sehr zweideutige und häufig für ihn gefährliche Ehre einer übertriebenen Beachtung von Seiten dessen, was man damals den Staat nannte. War doch in jenen Tagen des politischen Marasmus und einer ebenso thörichten als brutalen Reaction gegen Alles, was an den Aufschwung der Befreiungskriege erinnerte, das Studententhum der Universitäten in den sogenannten burschenschaftlichen Verbindungen die einzige Opposition, welche sich mit jugendlicher Freimüthigkeit gegen die herrschenden Gewalthaber und deren rückwärts gerichtete Strebungen aufzulehnen wagte.

Hunderte, ja Tausende deutscher Studenten hatten denn auch

bereits die Folgen davon, daß sie »ihr volles Herz nicht gewahrt«, zu erleiden gehabt; die Kunde von so manchen grausamen und gewaltthätigen Verfolgungen, welche die Mitglieder der verpönten Burschenschaften getroffen hatten, war auch zu uns gedrungen, und hatte natürlich nur dazu gedient, die Betroffenen in unseren Augen mit der Aureole politischen Märtyrerthums zu umgeben und dem [2-161] Studententhum eine neue bisher unbekannte Bedeutung zu verleihen. Denn die Jugend ist ihrer Natur nach geneigt, für den Unterdrückten und Vergewaltigten Partei zu ergreifen und sich für ideale Bestrebungen und Ziele nur um so mehr zu begeistern, je ungleicher der Kampf ist, den dieselben gegen die überwuchtende rohe Gewalt der Selbstsucht und des Egoismus aufzunehmen den Muth haben. So fand denn auch ich, je näher das Ende meiner Schulzeit heranrückte, mich mit allen meinen Genossen fast ausnahmslos auf Seiten der verfolgten Burschenschaft, und wir gaben uns gegenseitig das Wort, bei unserem Eintritt in das Universitätsleben uns auf ihre Seite zu stellen, jedenfalls aber nicht die ihr gegenüberstehende Partei der sogenannten »Landsmannschaften« zu verstärken, von deren wüstem ideenlosen Wesen und Treiben wir durch Berichte unserer bereits zur Universität abgegangenen früheren Kameraden hinreichend unterrichtet worden waren.

Indessen empfand ich selbst von jener obenerwähnten freudigen Spannung, mit welcher der dem Abgange nahe Schüler der Universität entgegensieht, wenig oder nichts, ja wenn ich die Wahrheit gestehen soll, fast eher das Gegentheil. Und dies Gefühl ver[2-162]stärkte sich in mir, je näher der entscheidende Zeitpunkt heranrückte. Denn gar Mancherlei vereinigte sich, mir meinen gegenwärtigen Zustand werth und den Gedanken, aus demselben scheiden zu müssen, schwer zu machen.

Meine Verhältnisse zu meinen Lehrern und Genossen waren die wünschenswerthesten. Unter den Ersteren war der mehrgenannte philologische Hauptlehrer, der Conrector Schmidt mir mehr und mehr ein Freund geworden, der meine Studien mit einem Antheil

leitete und begleitete, wie ich einen solchen in meinem späteren Leben niemals wieder in solchem Umfange finden sollte. Mit meinen Classengenossen, unter denen ich einige zu meinen Herzensfreunden zählte, stand ich gleichfalls im besten Vernehmen, und es wurde später in meinem Abgangszeugnisse eigens hervorgehoben, daß ich dieselben »fast in allen Dingen zu leiten geschienen«, und daß mein Einfluß auf den Geist der Classe in Bezug auf Studien und sittliches Verhalten ein anerkennenswerth guter gewesen sei. Dazu waren die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen ich mich bewegte, die angenehmsten, und solche, für die mir das Universitätsleben keinen Ersatz in Aussicht zu stellen vermochte. Und endlich — last [2-163] not least — war die Trennung von Prenzlau zugleich verbunden mit einem Abschiede, dessen Gedanke mir das Herz zerriß, mit dem Abschied von meiner Liebe, und zwar in einem Momente, wo die Gefahr: dies geliebte Wesen auf ewig zu verlieren, in einer erschütternden Weise an mich heranzutreten begonnen hatte!

Denn Karoline war kurze Zeit nach unserem letzten fröhlichen Beisammensein auf einem Balle aufs Neue erkrankt. Es war ein erneuter Anfall jener früheren Krankheit; und obschon anfangs keinerlei Grund zu ernster Besorgniß vorhanden zu sein schien, so erwies sich doch die Hoffnung auf schnelle Genesung als trügerisch, und bald konnte der sie behandelnde Arzt es sich nicht verhehlen, daß er es hier mit jenem furchtbaren Falle einer Lungenkrankheit zu thun habe, gegen die weder Jugendkraft noch ärztliche Kunst etwas auszurichten vermögen. Zwar blieb mir zunächst die ganze Größe der Gefahr verborgen, aber meine Herzensangst um die Geliebte war dennoch groß genug, um mich Tag und Nacht zu beschäftigen, und das in einem Zeitpunkte, wo ich alle Fähigkeit und Kraft zur Vorbereitung auf mein bevorstehendes Abgangsexamen zusammenzu[2-164]nehmen hatte, von dessen Ausfalle so viel für mich abhing. Hier lernte ich denn zum ersten Male im vollen Umfange den Segen und Trost kennen, der in angestrengter, auf ein festes Ziel gerichteter Arbeit liegt. In ihr, und

in ihr allein, fand ich Erleichterung meines schweren Herzeleids, sowie in der Theilnahme, welcher ich bei meinen Freunden und auch bei meinem geliebten Lehrer Schmidt begegnete, der, von meinem Zustande und dessen Grunde unterrichtet, mir einen Antheil bewies, der darum nur um so mehr zu Herzen drang, als er schweigend geleistet wurde. Aber noch heute kann ich nicht ohne Bewegung an jene Tage und an die schwere Aufgabe, die sie mir auferlegten, in der Erinnerung zurückdenken.

So kam Ostern 1825 heran, mit ihm die Zeit meines Abgangsexamens. Ich war der Einzige, der sich zu demselben gemeldet hatte, und auch dieser Umstand, daß ich *allein* aus dem gewohnten Kreise scheiden sollte, trug dazu bei, meine Traurigkeit zu vermehren. Sechs Vormittage nahmen die schriftlichen Prüfungsarbeiten in der Clausur hin, bei denen die Lehrer abwechselnd meine Arbeit überwachten. Die mathematische Aufgabe bildete den Beginn. Sie [2-165] war so gestellt, daß ich dieselbe, obschon sie aus den höheren Bereichen der Mathematik gewählt war, wohl ohne erhebliche Schwierigkeit zu lösen vermocht hätte, wäre nicht gerade an dem Tage mein Inneres durch eine über Karolinens Befinden erhaltene Nachricht in verwirrende Aufregung versetzt worden. Indessen die Güte meines alten Rectors, der meinen Zustand bemerkte, und mir durch freundlichen Zuspruch und schließlich durch einen und den anderen Fingerzeig in meiner Noth zurecht half, ließen mich doch zuletzt etwas zu Stande bringen, was als leidlich genügend gelten konnte, wenn die übrigen Arbeiten den Anforderungen entsprachen, welche an das Zeugniß der vollkommenen Reife, die ersehnte Nummer Eins, als gesetzliche Bedingung geknüpft waren. Das Letztere war der Fall, und so sah ich mich denn nach einem vierstündigen *mündlichen* Examen, das ich vor dem versammelten Lehrercollegium und dem Scholarchate zu bestehen hatte, unter den herzlichen Glückwünschen aller Anwesenden am ehrenvollen Ziele meiner Schülerlaufbahn angelangt.

Als ich im Zustande einer halben Betäubung den Saal verließ, in

welchem die Prüfung stattgefunden hatte, erwarteten mich im Hofe meine sämmtlichen [2-166] Classengenossen, und begleiteten mich mit Freudenrufen zu meiner Wohnung, wo mir — zu meiner großen Ueberraschung mein geliebter Vater entgegentrat, der ohne mein Wissen, trotz des fürchterlichen Wetters und der entsetzlichen Wege, in die Stadt gekommen war.

»Ich wollte doch an deinem Ehrentage nicht fehlen!« sagte er, indem er mich in seine Arme schloß. Dieser Beweis seiner väterlichen Liebe rührte mich um so tiefer, als seiner Natur eigentlich alle solche demonstrative Kundgebungen durchaus fremd waren, da er gewohnt war — wenigstens äußerlich — aller seiner Kinder Leistungen nur als unsere Schuldigkeit, als etwas, das nicht anders sein dürfe, anzusehen und zu bezeichnen. Zwei voraufgeeilte Freunde, meine Classengenossen Thümen und Wiese, hatten ihn von dem günstigen Ausfalle meines Examens benachrichtigt, worauf er sofort sie und alle meine bisherigen Classenkameraden für den Abend zu einem Symposion eingeladen, bei dem es an Heiterkeit und frohem Gesange nicht fehlte, und des guten Weines, den mein Hauswirth, der meinem Vater befreundete Weinhändler Krohn, bereitwilligst lieferte, nicht geschont wurde. Die Stunden dieses Abends waren [2-167] seit einem Vierteljahre die ersten heiteren und glücklichen, die ich verlebte, und die Freude, welche mein Vater über den glücklichen Ausfall meines Examens an den Tag legte, ließ mich für kurze Zeit meinen Herzenskummer vergessen.

[2-168]

FÜNFZEHNTES CAPITEL

Einige Tage später erfolgte meine feierliche Entlassung von der Anstalt am Schlusse des großen öffentlichen Jahresexamens sämmtlicher Classen des Gymnasiums, welches zu Ostern am Schlusse des Schuljahres abgehalten zu werden pflegte.

Der große Hauptsaal des herzoglichen Palais, in welchem die Feier stattfand, war gefüllt von Theilnehmenden aller Stände, vor denen ich nicht ohne tiefe Bewegung meine Abschiedsrede hielt, welcher durch eine Gegenrede im Namen meiner bisherigen Mitschüler zu erwiedern meinem jüngeren Bruder zugefallen war. Das Thema, welches ich mir gewählt hatte, »der Genuß der Rückerinnerung«, war bezeichnend für meine Stimmung, und ich gab derselben um so freieren Ausdruck, als mir auf mein Ansuchen gestattet worden war, meine Niederschrift nicht vorher dem Rector zur Durchsicht vorlegen zu dürfen.

[2-169] Hierauf bestieg der Rector Paalzow den Katheder, um die an mich gerichtete »Entlassungsrede« zu halten. Sie liegt heute, wo ich dies niederschreibe, vor mir in der von ihm aufbewahrten handschriftlichen Aufzeichnung, welche ich fast ein halbes Jahrhundert später aus der Hand seiner einzigen überlebenden Tochter als ein werthvolles Andenken an den treuen Mann empfing, und ihre mir so wohlbekannten kühnen freien Schriftzüge, die dem edlen und freien Inhalte entsprechen, rufen mir mit wunderbarer Gewalt sein Bild und die Erinnerung an jene wichtige Stunde meines Lebens vor die Seele! Den Eingang bildete eine begeisterungsvolle Schilderung des Werthes und der Würde wahrer Wissenschaft und des auf solche gerichteten Strebens ihrer Jünger. »Und doch« — so lautete seine Rede weiter — »giebt es etwas

Höheres, giebt es eine edlere Thätigkeit, an der jeder Mensch ohne Ausnahme Theil nehmen kann und muß. *Es ist die große Kunst: zu handeln*. Es ist bewundernswürdig, die Fülle der Wissenschaft zu haben, und geistiges Licht nach allen Seiten hin zu verbreiten. Aber es ist unschätzbar, ein edel handelnder Mensch zu sein und rings um sich her das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern. [2-170] Statt Alles zu wissen, was unter der Sonne ist, über Stern und Stein reden zu können, wie viel näher liegt es, uns selber zu begreifen! Statt in Meisterschaft die Wunder der Kunst zu deuten, wie viel mehr werth ist die Meisterschaft des Betragens: überall richtig gesinnt zu sein, den Gesinnungen Anderer richtig zu entsprechen, sich selber in jedem Augenblicke des Lebens zu beherrschen, mit unerschütterbarer Rechtschaffenheit jedem das Seinige zu geben, sich in den schwierigsten, verwickeltsten, zweifelhaftesten Fällen des schwankenden Lebens immer richtig zu entscheiden, die Widersprüche und Widerwärtigkeiten der sich durchkreuzenden Begebenheiten zu ordnen und zu verknüpfen, mit fester Hand sie zu leiten und zu gutem Ende hinaus zu führen!«

Mit diesen Betrachtungen bahnte sich der Redner den Uebergang zu der damals allen Leitern der preußischen Gymnasien von der Regierung zur Pflicht gemachten Aufgabe, ihre zur Universität abgehenden Schüler vor der Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen und Gesinnungen eindringlich zu verwarnen. Die Art und Weise, wie er sich dieser ihm auferlegten, seinem innersten Gefühle widerstreitenden Pflicht am Schlusse seiner an mich gerichteten Rede [2-171] entledigte, ist charakteristisch für ihn selbst und für die damaligen Verhältnisse. »Wir entlassen Sie, lieber Stahr, als einen jungen Mann, der bereits für die Wissenschaft gewonnen ist — — — Sie kennen und schätzen das Köstliche gediegener Wissenschaft; Ihr Urtheil zeigt schon eine gewisse Reife der Verständigkeit. Wir Lehrer alle freuen uns, Sie als einen so gereiften Zögling unserer Anstalt der Hochachtbaren Versammlung hier vorzustellen, der mit dem Zeugnisse der unbedingten Reife von derselben scheidet. Wir entlassen Sie aber

auch als einen jungen Mann, der auch in seinen Handlungen bereits eine gewisse Haltung und Selbständigkeit gewonnen und gezeigt hat. Glauben Sie von uns nicht, daß wenn wir hin und wieder den Aeußerungen der Selbständigkeit entgegen gewesen sind — daß wir eine solche Selbständigkeit *an sich* verdammen und von nichts Anderem als von Geschmeidigkeit und Fügsamkeit wissen wollen. Nein! noch habe ich stets die Gesinnung selbst angesehen und um ihrer selbst geachtet, und verlange keine Umwandlungen nach Verhältnissen wie im Modekleid. Es kommt nur darauf an, einen sich bildenden Charakter, wenn er seinen Weg zu verfehlen scheint, im [2-172] rechten Wege zu erhalten. Aber schon in dieser Hinsicht kann ich mit Ihnen als einem verständigen jungen Manne reden, *und der gewöhnlichen Erinnerungen* entübrigt sein. So wie Sie bereits in den Wissenschaften das Bessere kennen, sehen Sie auch schon deutlich genug, worin die höhere Weihe des Lebens liegt, und worin die besseren Menschen übereinkommen und sich selbst erkennen. So streben Sie denn immer mehr, Ihrem Charakter eine würdige Haltung zu geben. Sie gehen an einen Ort, wo es dessen bedürfen wird, und wo Sie Gelegenheit haben werden, Ihre Selbstbildung und fernere Selbstbestimmung fortzusetzen. *Ich verschone Sie mit allen Regeln und Ermahnungen, welche ich Ihnen mit auf den Weg geben könnte*, sondern spreche vielmehr das Vertrauen zu Ihnen aus, daß Sie überall den Besseren angehören werden, und stets zuviel *Besonnenheit, rechten Sinn und Selbständigkeit* haben werden, um sich von einer verderblichen Strömung fortreißen zu lassen.

»So empfangen Sie denn aus meiner Hand das ausgefertigte Zeugniß der unbedingten Reife Nummer Eins. Und da Sie in diesem Augenblicke [2-173] aufhören, ein Zögling unseres Gymnasiums zu sein, so sage ich Ihnen hiermit in meinem und aller meiner Herren Amtsgenossen Namen herzlich Lebewohl!«

* * *

Wenige Tage darauf verließ ich Prenzlau, um die kurze Zeit vor

meiner Abreise nach der von mir erwählten Universität Halle im Wallmow'schen Vaterhause zuzubringen.

Ich brauche nach dem Bisherigen nicht erst zu sagen, wie schwer mir der Abschied von allen Freunden und Bekannten fiel, und wie sehr mich die Beweise herzlicher Antheilnahme rührten, welche mir bei dieser Gelegenheit von allen Seiten zu Theil wurden. Die meisten meiner bisherigen Classengenossen versprachen mir, in Jahresfrist mir nach Halle nachzukommen, wohin mein geliebter Lehrer Schmidt, der ebenda vier Jahre lang studirt hatte, mich mit warmen Empfehlungen an mehrere Professoren und an den Kanzler Niemeyer, den Freund Goethe's, versah, der als oberster Leiter der bekannten Franke'schen Stiftungen und Director des königlichen Pädagogiums sowie des öffentlichen pädagogischen Semi[2-174]nars damals der einflußreichste Mann der Universität war, und von dem ich mich später mannigfacher Förderung zu erfreuen haben sollte.

Der schwerste Abschied war der, den ich bis auf den letzten Augenblick verschob, der Abschied von — Karolinen.

Mein Vater hatte mir einen Wagen geschickt, um mich nach Wallmow abzuholen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, die Geliebte noch einmal zu sehen, und ließ den Wagen vor ihrem Hause halten. Als sie mir an der Schwelle des Zimmers entgegentrat, erkannte ich mit herzzerreißendem Schmerze die Veränderung, welche die Krankheit in ihrer Erscheinung angerichtet hatte. Aber der Ausdruck ihrer lieblichen Züge war noch derselbe, und der Blick der von überirdischem Glanze leuchtenden blauen Augen, mit dem sie mir lächelnd die Hand reichte, drang mir ins Innerste des Herzens. Auch die Eltern kamen, mir zum Abschied die Hand zu drücken und mir ihre Segenswünsche mit auf den Weg zu geben. In den Augen der Mutter standen Thränen; der Vater suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Ueberwältigt von dem Eindrucke des Moments, bot sie mir zum ersten Male den lieblichen Mund zum [2-175] Kusse des Abschieds. Es war ein Abschied — für ewig. Als ich nach Jahresfrist die Heimath wiedersah, konnte ich nur ihren Grabhügel aufsuchen. Auf dem kleinen Denkmale, das

denselben bezeichnete, standen einige Zeilen, welche mein Freund T. ihrem Andenken geweiht hatte. Sie lauteten:

Gleich der Lilie in der Abendstille
Gingst du, holde Dulderin, zur Ruh;
Freunde kränzen deine schöne Hülle,
Und die Liebe deckt dein Grabmal zu.
Heiß geliebt auf dieser Erde wallen,
Heiß beweint im Tode heimwärts geh'n,
Ist ein schönes Loos, das dir gefallen;
Lebewohl! bis wir dich wiederseh'n.

[2-176]

SECHZEHNTES CAPITEL

Es war im Anfange der zweiten Hälfte des April 1825, daß ich mein Vaterhaus aufs Neue verließ, um zwischen mich und meine Heimath eine Entfernung zu legen, die mir in meiner Phantasie von größerer Weite erschien, als heute das Zehnfache derselben.

Als Ort meiner Universitätsstudien war Halle gewählt worden, wo auch mein Vater in den Jahren 1791 bis 1794 seine Studien gemacht hatte; und da ihm der Zustand meines Inneren nicht verborgen geblieben war, obschon er jede Aeußerung über denselben mit großem Zartgefühl vermied, so betrieb er doch lebhaft meine baldige Abreise, weil er das Eintreten in neue, von den bisherigen so verschiedene Lebensverhältnisse und Umgebungen als das beste Mittel betrachten mochte, mich meiner schwermüthigen Stimmung zu entreißen, die sich in der [2-177] Einsamkeit meines ländlichen Aufenthaltes und bei der Nähe des Ortes, von dem ich mit so bitterem Schmerze geschieden war, nur immer stärker über mein Inneres zu wuchten begann.

Die Anstalten waren bald getroffen. Derselbe rundgebauchte, mit bereits vielfach abgescheuertem Seehundsfelle bezogene und mit starken Eisenbändern beschlagene Koffer, der den Vater vor fünfunddreißig Jahren nach Halle begleitet hatte, ward jetzt zu gleichem Zwecke mit den Habseligkeiten des Sohnes gepackt. Der treue Vater ließ es sich nicht nehmen, mich das erste Stück des Weges, bis nach Berlin hin, zu begleiten. Die Reise dorthin, welche mit eigenem Gefährte zurückgelegt wurde, währte zwei volle Tage; denn die Wege waren schlecht und von Frühlingsregengüssen noch verschlimmert. Erst von Neustadt-Eberswalde aus, wo wir übernachteten, ging es auf der Chaussee rascher vorwärts. Dieselbe

war zugleich die erste »Kunststraße« — wie damals die deutsche Uebersetzung des Fremdwortes lautete — welche ich zu sehen bekam, so viel ich auch von der Herrlichkeit und Bequemlichkeit einer solchen gehört hatte.

In Berlin angelangt, fanden wir Herberge in [2-178] einem Gasthofe der Königstraße, und das Erste, wohin mein Vater mich noch am Abend desselben Tages führte, war die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, von deren Gewaltigkeit er uns schon als Kindern erzählt hatte. Es war das erste große plastische Kunstwerk, das meine Augen erblickten — und was für eins! Dieser erste Eindruck monumentaler Kolossalität war geradezu überwältigend. Ebenso der des mächtigen altersgrauen Königsschlosses, das derselbe Meister Schlüter geschaffen. Diese beiden ersten Eindrücke sind mir seitdem nie aus Sinn und Seele entschwunden, so Großes mir auch im Laufe der folgenden fünfzig Jahre meines Lebens zu schauen vergönnt gewesen ist. Die genannten beiden Monumentalwerke bildeten damals mit dem Brandenburger Thore und den Standbildern der Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Ziethenplatze, die wir am nächstfolgenden Tage besichtigten, die populären Hauptwahrzeichen von Berlin.

Am dritten Tage verließ mich mein Vater, den sein Amt zur beschleunigten Rückkehr nöthigte. Bei diesem Abschiede empfand ich zum ersten Male die ganze Fülle seiner Liebe und die tiefe Weichheit seines [2-179] Herzens, das er sonst immer sorgfältig unter einer bis zur Strenge ernsten Oberfläche zu bergen beflissen gewesen war. Seine Erinnerung, daß er den Sechzigen nahe, daß seine Gesundheit, durch die von ihm getragene schwere Lebenslast und Mühe, wankend geworden, und daß er auf mich, seinen Aeltesten, als auf die einzige Stütze seines Alters hoffe und auf die Erfüllung dieser Hoffnung zähle, erschütterte mich. Ich gelobte im Innersten, daß ich seine Hoffnung nicht zu Schanden machen wolle, und ich darf mir heute sagen, daß ich dies Gelöbniß gehalten habe.

Nach seiner Bestimmung sollte ich noch ein paar Tage nach

seiner Abreise in Berlin verweilen, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Ich hatte in derselben nur zwei bekannte Menschen. Der eine von ihnen war mein schon erwähnter Schulfreund Davidson, der daselbst seit einem Jahre Medicin studirte, und der mir in seiner engen Studentenwohnung Quartier gab. Der andere war ein alter kinderloser Verwandter meines Vaters, der als pensionirter Beamter — er war Inspector an der königlichen Pulverfabrik gewesen — in sehr bescheidenen Verhältnissen in Berlin lebte, das er seit seinen jungen Jahren niemals [2-180] verlassen hatte, und mit dessen Geschichte er sehr vertraut war.

Das Letztere kam mir sehr zu Statten. Denn Dank unserer damaligen ausschließlich auf die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums gestellten Gymnasialunterrichtsweise, wußte ich zwar in der Geschichte von Rom und Athen ziemlich Bescheid, desto weniger aber von Preußens und seiner Hauptstadt historischer Vergangenheit, da unsere damaligen Geschichtscurse nicht über das Ende des Mittelalters hinausgingen.

Es sind jetzt runde fünfzig Jahre, daß ich Berlin zum ersten Male sah, obschon ich bereits in der Mitte meines zwanzigsten Lebensjahres stand und obschon die Entfernung der Hauptstadt von meinem Geburtsorte kaum fünfzehn Meilen betrug. Denn um diese Entfernung zurückzulegen, bedurfte es bei dem Zustande der damaligen Communicationsmittel eines Zeitaufwandes, welcher heute zu einer Reise nach Paris ausreicht. — In demselben Verhältnisse stand das damalige Berlin -zu dem heutigen. Es zählte 1825 wenig über den vierten Theil seiner heutigen Einwohner, und sein Umfang war beschränkt auf die erst vor sechs Jahren niedergelegte Stadt[2-181]mauer, innerhalb deren es jedoch an großen unbebauten Weitungen, Gemüse- und Obstgärten, ja selbst an ausgedehnten Korn- und Kartoffelfeldern nicht fehlte. Die preußische Hauptstadt war damals, wie die jüngste so auch die noch unfertigste aller großen Städte Europa’s, wenn schon sie in den Augen derjenigen älteren Leute, welche sie schon ein halbes

Jahrhundert früher gekannt hatten, als ein Wunder von Größe und Stattlichkeit erschien. Zu diesen älteren Berlinern gehörte denn auch jener oben erwähnte Verwandte meines Vaters, der es nicht verabsäumte, mich von den großen Veränderungen, die Berlin unter seinen Augen erlebt hatte, und von der früheren Geschichte seiner Vaterstadt zu unterrichten.

Durch ihn erfuhr ich dann zuerst, daß diese »Königin der Städte«, wie sie Lessing, den er gesehen zu haben sich noch gar wohl erinnerte, in einem Briefe an Gleim schon vor einigen fünfzig Jahren genannt hatte, noch vor kaum dreihundert Jahren ein elendes Nest mit größtentheils hölzernen, stroh- oder schindelbedachten Häusern gewesen sei, in dessen schmutzigen ungepflasterten Straßen Schweine- und sonstige Viehheerden ihr Wesen trieben, deren Ställe [2-182] längs der Häuserreihen der Straßen erbaut waren. Und das war doch noch *vor* dem dreißigjährigen Kriege gewesen, nach dessen Beendigung die kurfürstliche Haupt- und Residenzstadt einen noch weit elenderen Anblick bot, nachdem Schweden und Kaiserliche abwechselnd, im Vereine mit Pest und Hungersnoth ihr grauses Werk gethan, die Einwohner nicht etwa decimirt, sondern zu mehr als drei Viertheilen ausgerottet und zuletzt von Berlin nichts übrig gelassen, als ein paar Tausend verarmter, halbverhungerter Bewohner inmitten einer verwüsteten Stadt voll Brandschutthaufen und verödeter Baustellen; eine Stadt, die nahe daran war, wie manche andere Orte der damaligen Zeit, spurlos unterzugehen, oder zurückzusinken in die Existenz jenes Fischerdorfes, aus der sie sich während der drei vorangegangenen Jahrhunderte mühsam erhoben hatte.

Das war im Jahre 1825 kaum mehr als hundert und einige siebzig Jahre her. Darum war es den Berlinern um so weniger zu verdenken, wenn sie auf ihr Berlin, das seitdem die glänzende Hauptstadt des größten deutschen Königreiches geworden war, mit einer stolzen Freude blickten, die den Fremden, den Nichtpreußen oft als Hochmuth erschien.

[2-183] »Berlin,« pflegte mein alter Onkel zu sagen, »ist das größte Kunststück der Welt. Zeige mir noch eine Stadt, mein Junge, die in hundertsiebzig Jahren eine solche Carriere gemacht hat! Aber,« fügte er dann wohl hinzu, »Berlin ist den Berlinern auch sauer geworden! Denn die Natur hat verzweifelt wenig dafür gethan. Der Fleiß und die Arbeitsamkeit der Menschen haben unseren Hohenzollern geholfen, hier auf dieser wüsten Dreieinigkeit von Sumpf und Moor und Sand in kurzen anderthalb hundert Jahren eine königliche Residenzstadt herzurichten, die in ganz Deutschland nicht von fern ihres Gleichen hat!« — In ganz Deutschland! — Denn Wien und Oesterreich rechnete der alte Preuße und Berliner natürlich nicht zu Deutschland.

Aber Recht hatte er mit seiner Bewunderung; denn Berlin hat wirklich, wie er es in seiner preußischen Beamtensprache ausdrückte, »eine schnelle Carriere gemacht«. Auch damit, daß er die Stadt in jedem Betrachte eine Schöpfung der Hohenzollern nannte, hatte er Recht. Denn so sehr war bis vor anderthalb Menschenaltern Berlin noch das Werk seiner Herrscher, deren jeder der Stadt auch äußerlich sein Gepräge aufdrückte, das sich damals freilich noch weit [2-184] mehr und leichter als heute verfolgen ließ, daß selbst ihre Industrie und ihr Fabrikwesen, ja theilweise selbst ihr Handel auf lauter königlichen Anstalten beruhten. Berlins selbständige materielle Entwicklung beginnt genau genommen erst mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV., wenn auch durchaus unabhängig von demselben. Als ich im Jahre 1825 Berlin zuerst sah, hatte es noch keine irgendwie bedeutende private Fabrik und keine Dampfmaschinen, und die jetzt dicht mit Industriewerkstätten besetzten oberen und unteren Stromufer lagen wüst, oder wurden als Bleich- und Holzplätze benutzt.

SIEBZEHNTES CAPITEL

Es war nur natürlich, daß ich bei meiner Ankunft darauf gespannt war, in Berlin, wo sich doch schon seit fünfzehn Jahren eine stark besuchte Universität befand, etwas von dem studentischen Leben und Treiben einer solchen zu sehen, wovon mir die Erzählungen meines Vaters aus seiner Halle'schen Studentenzeit so lebhafte Bilder gegeben hatten. Davon aber war in der gewaltigen Stadt nichts zu erblicken, und auch mein dort seit einem Jahre studirender Schulfreund hatte mir davon nichts zu berichten. Studentenverbindungen von Landsmannschaften oder gar eine Burschenschaft gab es nicht, oder das Wenige, was von solchen vorhanden sein mochte, verbarg sich in Geheimniß. Ich sah nirgends bunte Bänder und phantastische Trachten studirender »Musensöhne«, wie ich sie in einer Universitätsstadt zu finden geglaubt hatte. Die Studenten verschwanden [2-186] in der Masse der Bevölkerung bis zu völliger Unbemerklichkeit, und mein Freund mußte mich auf Halle vertrösten, wo ein studentisches Leben noch in aller Fülle und Buntheit blühen sollte. Vorlesungen der Professoren hospitirend zu besuchen, bot sich keine Gelegenheit, denn es war Ferienzeit. Von den großen Lichtern unter den damaligen Berliner Universitätslehrern kannte ich nur zwei etwas mehr als dem Namen nach durch einige ihrer Werke: es waren die Philologen Friedrich August Wolf und Boeckh. Aber der berühmteste von beiden, den mein Vater schon in Halle den Homer erklären gehört und die nachgeschriebenen Hefte treu aufbewahrt hatte, war vor Kurzem auf einer Ferienreise in das südliche Frankreich gestorben. Der Name Hegel, den ich jetzt von meinem Freunde und einigen seiner Bekannten als den des größten

Philosophen aller Zeiten zum ersten Male nennen hörte, war mir völlig unbekannt, und die Behauptung, daß durch ihn selbst ein Imanuel Kant, »der große Königsberger Weise«, durchaus beseitigt sein sollte, den ich durch meinen Vater und mehr noch durch meinen Lehrer Schmidt als den zweiten Aristoteles zu verehren angeleitet worden war, wollte mir um so schwerer zu Kopfe gehen, je über[2-187]müthiger ich sie als eine längst anerkannte Thatsache aussprechen hörte.

Man muß eben in jener Zeit gelebt haben, um einen Begriff von dem Fanatismus zu haben, mit welchem damals die zahlreichen jugendlichen Anhänger des, wie es hieß, vom Staate vorzugsweise begünstigten Philosophen und seines neuen Systems erfüllt waren, welches die ganze Welt der natürlichen und geistigen Dinge erklärend umfassen und dessen Kenntniß eigentlich — wenn man manche seiner Jünger hörte — alle anderen speciellen Studien und Wissenschaften so gut wie überflüssig machen sollte. Zumal Alterthumswissenschaft, Philologie und Geschichte, die Ziele meines Strebens, erschienen, dagegen gehalten, von verschwindender Geringfügigkeit, da die neue Philosophie befähigen sollte, Alles, was davon überhaupt wissenswerth sei, durch begriffliche Entwicklung a priori zu construiren. Bei solchen Reden, welche eines Abends in einer kleinen, von meinem Freunde mir zu Ehren zusammenberufenen Gesellschaft von Berliner Studiosen zu meiner Belehrung geführt wurden, ging es mir vollkommen wie dem Schüler im Faust bei Mephisto-Faustus Lehren:

[2-188]

»Mir ward von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum.«

Mit den Sehenswürdigkeiten Berlins war ich gleichfalls bald fertig. Kunstmuseen und öffentliche Galerien gab es damals noch keine in Berlin. Zu dem alten Museumsbau war erst ein Jahr zuvor der Grund gelegt. Die königliche Bibliothek mit dem Fridericianischen Latein ihrer Inschrift: Nutrimentum spiritus, die

heute noch an der ausgeschweiften Front der riesigen steinernen Commode prangt, und ein sogenanntes Naturalienmuseum mit allerhand ausgestopften Thieren im Universitätsgebäude waren das Einzige, wohin mich mein Freund zu führen vermochte. Auch in das Theater — es gab damals nur *ein* Theater für das redende Schauspiel in Berlin — gingen wir einmal, doch weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, welches die zwei oder drei kleinen Stücke waren, die an dem Abend gespielt wurden. Sie machten auf mich nur geringen Eindruck, wenn auch das Schauspielhaus selbst mir im Inneren und Aeußeren wie ein Zauberpalast vorkam, verglich ich es mit dem wüsten Raume des Prenzlauer Exercierhauses, in welchem ich die Aufführungen der Brede'schen und der Krampe'schen [2-189] Wandertruppen gesehen hatte, die außer Kotzebue'schen und Körner'schen Dramen hier und da auch sogar Shakespeare'sche und Schiller'sche Trauerspiele und zwar, wie ich heute noch glaube, keineswegs schlecht gegeben hatten. Und hier möge es mir gestattet sein, über meine ersten während der Schulzeit empfangenen theatralischen Eindrücke einiges im vorhergehenden Buche Uebergangene nachfügend einzuschalten.

Es befanden sich bei jenen beiden genannten Wandertruppen mehrere Mitglieder, welche füglich als Künstler gelten konnten, und die diesen Namen mehr verdienten als Viele, welche sich heutzutage an manchen größeren Bühnen und selbst an Hoftheatern mit demselben zu schmücken anmaßen. Unter denen, welche mir in der Erinnerung geblieben sind, befand sich ein sogenannter »erster Liebhaber«, Herr Hoffmann, dessen Darstellung des Shakespeare'schen Hamlet mir noch heute als eine ausgezeichnete künstlerische Leistung lebendig in der Erinnerung steht, wie ich sie später niemals übertroffen gesehen habe. Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, der sich außer dem Theater selten öffentlich zeigte, weil er den Grundsatz hatte, daß ein Schauspieler, der auf das Publicum von den Brettern herab wirken wolle, es möglichst vermeiden [2-190] müsse, mit demselben außerhalb der Bühne in alltägliche Berührung zu kommen. Neben ihm standen zwei

»Heldenspieler«, welche die bevorzugten Lieblinge des Prenzlauer Publicums waren: ein Herr Guthke, der uns als Juranitsch, und ein Herr Maßmann, der uns als Zriny in dem bekannten Körner'schen Trauerspiel entzückte. Der erste war ein wüster Gesell, der seine Gaben leider durch ein wildes Leben mehr und mehr ruinirte. Der letztere, ein schöner, stattlicher Mann, in Heldenrollen eine Erscheinung von seltener Mächtigkeit, war ein Edelmann aus der Familie v. Massow, der früher Militär, wie man sagte, Rittmeister in einem Dragonerregimente, gewesen und nach allerhand tollen und abenteuerlichen Streichen seinen Abschied zu nehmen genöthigt worden war. Von großer Begabung für dramatische Darstellung und durch die Noth gezwungen, dieselbe für seinen Lebensunterhalt zu verwerthen, war er Schauspieler geworden, wie es hieß, auf Zureden seines Standesgenossen, des bekannten Theaterenthusiasten Grafen Hahn, der sich damals auch als liebhaberisches Mitglied und technischer Berather bei der Krampe'schen Truppe befand, wo ich Gelegenheit gehabt hatte, ihn nicht nur auf der Bühne in mehreren Rollen, wie [2-191] der des Tapeziers Martin in dem damals beliebten reizenden Singspiele »Fanchon« und als älteren »Grafen Klingsberg« in dem bekannten Kotzebue'schen Lustspiel, zu sehen, sondern ihn auch an der Gasttafel des Sterngasthofes persönlich kennen zu lernen. — Der ehemalige Rittmeister hatte auf Andringen seiner Familie seinen adeligen Namen mit dem bürgerlichen gegen eine Pension vertauscht; doch begegnete er mir später unter dem ersteren im Jahre 1826 in Halle wieder, wo er als Partner der gefeierten Madame Neumann, späteren Haizinger, in vielen Rollen — unter Anderem in der des Grafen Wetter vom Strahl in Kleist's Käthchen von Heilbronn — glänzende Erfolge errang. In Prenzlau war er der einzige Schauspieler gewesen, dem man es in Berücksichtigung seiner Herkunft verstattete, sich in der geschlossenen Gesellschaft der »Harmonie« als Mitglied aufnehmen zu lassen, während damals alle anderen Schauspieler von solcher Gemeinschaft streng ausgeschlossen waren.

Was mich betrifft, so datirt mein späteres großes Interesse für das Theater und zumal für das redende Schauspiel aus dieser Zeit meines Prenzlauer Primanerthums und von den lebhaften Eindrücken, welche [2-192] ich durch die Vorstellungen der genannten Schauspieler empfing. Es trug dazu noch im Besonderen ein Umstand bei, der mich mit dem Theater in nähere Beziehung brachte. Die sehr schöne, etwa fünfzehnjährige Tochter des Schauspieldirectors Brede, ein junges Mädchen von außerordentlicher Anmuth, war von dem Vater aus der Erziehungspension, in der sie sich befunden, nach Prenzlau geholt und in derselben Familie K , bei welcher ich damals wohnte, untergebracht worden. Ihr etwa zwei Jahre älterer Bruder August spielte bereits in kleineren Rollen bei den Vorstellungen mit, und jetzt wollte der Vater, der sich in Verlegenheiten aller Art befand, auch die liebliche Erscheinung der Tochter in gleichem Interesse für seine Gesellschaft zu verwerthen versuchen, obschon dieselbe nicht nur keine Neigung, sondern vielmehr eine ausgesprochene Abneigung gegen solchen Beruf empfand, und in derselben durch ihre mütterlichen Verwandten bestärkt wurde. Da ich mit Bruder und Schwester näher befreundet und dem Vater durch Beide mein lebhaftes Interesse für das Theater bekannt geworden war, so versuchte derselbe eines Tages mich zu bewegen, dem jungen Mädchen zur Erfüllung seiner Wünsche zuzureden, wogegen er mir [2-193] freien Eintritt zu allen Vorstellungen zu gewähren sich erbot, so oft mir meine Zeit den Besuch des Theaters erlauben würde. Ich nahm die gebotene Vergünstigung dankbar an, und da ich Kopf und Herz voll hatte von der Lectüre des Goethe'schen Wilhelm Meister und seiner Theaterbegeisterung, so unterließ ich nicht, auf den Wunsch des Debütantenvaters einzugehen, wobei ich sogar hinzusetzte, daß mir selbst zuweilen der Gedanke an die Bretter und an eine Wirkung auf die Menschen von der Bühne herab sehr verlockend erschienen sei.

Es kam denn endlich auch dahin, daß Auguste B. die Bretter betrat, aber trotz ihrer Schönheit mit weit weniger Erfolg, als ihr

Vater und wir anderen Verehrer des überaus reizenden Geschöpfes uns versprochen hatten. Sie hatte eben »kein Theaterblut« in sich. Selbst ihre zarte jugendliche Schönheit war nicht für die Lampen und die Schminke gemacht und blieb auf dem Theater weit zurück hinter derjenigen Wirkung, welche ihre natürliche Erscheinung im Leben ausübte. Auch wüßte ich nicht zu sagen, daß sich dies später geändert, und daß sie es in der ihr aufgeredeten Laufbahn zu etwas gebracht hätte. Wohl aber erinnere ich mich, daß ich angesichts ihrer geringen Er[2-194]folge Gewissensbisse darüber empfand, ihr zu jenem Entschluß zugeredet zu haben, zumal seit mir durch die Begünstigung des »Principals«, ihres Vaters, Gelegenheit gegeben wurde, auch das Wesen und Treiben der Thespisjünger hinter den Coulissen kennen zu lernen, welches ich denn dem von Goethe geschilderten in dem verfallenen Flügel des Grafenschlosses in schlimmster Weise ähnlich fand.

Trotzdem blieb in mir selbst von jener Zeit an eine Neigung für die Bühne und für die dramatische Poesie, sowie für die Kunst der dramatischen Darstellung haften, die ich später durch dramaturgische Bethätigung an der Oldenburger Hofbühne zu befriedigen Gelegenheit finden sollte, wobei mir jene früheren Eindrücke und Erfahrungen mehrfach zu Statten kamen. Jedenfalls hatte ich durch dieselben den Vortheil, die classische Romandichtung Goethe's besser als durch die bloße Lectüre verstehen und die Meisterschaft ihrer Darstellung des theatralischen Lebens würdigen zu lernen. Und wenn ich auch aus vielen Gründen abgehalten wurde, mit jenem Gedanken, mich praktisch mit der Wilhelm Meisterei einzulassen, irgendwelchen Ernst zu machen, so darf ich doch das Bekenntniß nicht unterlassen, daß mich derselbe eine Zeit [2-195] lang lebhaft bewegte, und daß die Aussicht: auf die Gefühle und Empfindungen der Menschen in ähnlicher Weise unmittelbar bewegend, erhebend und erschütternd einwirken zu können, für mich etwas sehr Verlockendes hatte und — ich darf es sagen — noch lange behielt. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sich zu jener Neigung eine Jugendleidenschaft zu irgend einer

Goethe'schen Mariane gesellt, oder wenn, wie es meinem Vater geschehen war, die gleiche Noth des Lebens an mich herangetreten wäre, welche denselben bald nach dem Beginn seiner Universitätsjahre beim Versiegen aller Mittel zur Fortsetzung seiner Studien in die Lage gebracht hatte, die Schauspielerlaufbahn als letztes Auskunftsmittel zu betrachten — ein Versuch, vor dessen Ausführung ihn nur ein glücklicher Zufall im letzten Augenblick bewahrt hatte.

Für jetzt indessen kehre ich nach dieser rückblickenden Abschweifung wieder zu meiner Erzählung zurück.

ACHTZEHNTES CAPITEL

Es war Anfangs meine Absicht gewesen, die Reise von Berlin nach Halle zu Fuße zurückzulegen, um das Postgeld zu sparen. Indessen die Vorstellungen meines Freundes, daß ich dazu jedenfalls fünf Tage brauchen, und unterwegs allen Unbilden des wechselnden Aprilwetters und schlechter Herbergen ausgesetzt sein würde, bestimmten mich, die Postfahrt zu wählen.

Die sogenannte ordinäre Post — denn Schnellposten gab es damals noch nicht — brauchte, um diesen Weg von nicht vollen dreiundzwanzig Meilen zurückzulegen, den jetzt der Dampfschnellzug in drei Stunden durchfliegt, über das zehnfache dieser Zeit, nämlich zweiunddreißig Stunden; und es galt für den Gipfel des Erreichbaren, als man einige Jahre später mit Hülfe der Nagler'schen Schnellpost die[2-197]selbe Wegstrecke in achtzehn Stunden zurückzulegen im Stande war.

Es war die erste Postfahrt, die ich machte, und zugleich die beschwerlichste, die ich mich jemals gemacht zu haben erinnere. Der Postwagen, den ich in dem alten Postgebäude der Königsstraße bestieg, würde heutzutage für ein vorsündfluthliches Ungethüm gelten. Er stand ohne Federn auf den Räderachsen, und hatte außer dreien Sitzplätzen in seinem cabrioletartigen Vordertheile, noch einen kleinen Innenraum für Passagiere, der von der schwer mit Koffern und Kisten gefüllten hinteren Abtheilung nur durch eine zugeschnallte Lederdecke getrennt war, deren Nachgeben bei schlimmen Wegstrecken zuweilen durch das Vorstürzen von schweren Gepäckstücken die gesunden Glieder der Insassen in Gefahr brachte. Durch ein an den begleitenden Schirrmeister verabreichtes gutes Trinkgeld hatte ich daher mir seinen Platz im

Vordertheile verschafft, das ich mit zwei anderen Passagieren theilte, von denen der Eine ein ausgedienter Wachtmeister eines Kürassierregimentes war, der nach Graditz fuhr, um eine Stelle bei dem dortigen königlichen Gestüt anzutreten. Er war ein noch immer schöner stattlicher Reitersmann, der, wie er sagte, [2-198] »Sr. Majestät vierundzwanzig Jahre gute Cavalleristen einexercirt,« und nebenbei auch die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte. Der Abschied von Berlin schien ihm schwer zu werden, und während wir die lange Leipziger Straße passirten, bemerkte ich, daß er an mehr als einer Stelle sich zum Wagen hinausbog, um die Abschiedsgrüße in Empfang zu nehmen und zu erwiedern, die ihm von mehreren augenscheinlich dem Küchendepartement angehörigen Schönen mit Taschentüchern zugewinkt wurden. Auch hatte er es kein Hehl, daß er solchen für vielfache culinarische Gunst, »die ein Soldat bei dem spärlichen Tractament in Berlin wohl brauchen könne,« verpflichtet, und überhaupt in jenen Regionen eine Art Don Juan gewesen sei.

Die Chaussee begann damals gleich am Potsdamer, dem heutigen Leipziger Thore. Von den heutigen Vorstädten stand noch nichts. Links und rechts der heutigen Potsdamer Straße waren Gärten und Kartoffelfelder, mit vereinzelten wenigen niedrigen Gärtnerhäuschen, deren letztes, der allen Berlinern bekannte »Eisbock«, bis vor einem Jahre mitten in der neuen Prachtstraße seinen Platz behauptet hat, und dem jetzigen Geschlechte Kunde gab von der [2-199] Physiognomie, welche dieser Theil des heutigen Berlins noch im Jahre 1825 aufwies. Ich sah nie ohne eine Art von Rührung das elende, kleine, durch die Erhöhung des Straßendammes gleichsam in die Erde versunkene Haus, auf dessen Ziegeldach man von der Straße aus mit der ausgestreckten Hand bequem reichen konnte, und dessen Anblick mich stets an die Zeit erinnerte, wo ich vor langen, langen Jahren an demselben auf der Pappelchaussee vorübergefahren war, deren Bäume noch heute an die alte Heerstraße erinnern.

Die Reise ging über Zehlendorf nach Potsdam, wo ich während

des Aufenthalts Zeit hatte, mir das historische Königsschloß des großen Friedrich anzusehen. Hinter Potsdam auf dem Wege nach Belitz und Treuenbrietzen umfing mich die Oede des märkischen Sandlandes in herzbeklemmender Weise, bis die einbrechende Nacht die Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs in ihre Schleier hüllte. Sie war kalt, diese Aprilnacht, und ich dankte dem Himmel, als wir gegen Morgen endlich Wittenberg erreichten, wo ein heißer Cichorienkaffee in der Passagierstube der Posthalterei den Halberstarrten wieder einigermaßen erwärmte, und ein altes Ledersopha die Mög[2-200]lichkeit bot, die von zwanzigstündiger Fahrt in dem stoßenden engen Marterpostwagen zusammengerüttelten Gliedmaßen streckend auszudehnen. Doch fand ich noch Zeit, Schadow's drei Jahre zuvor aufgerichtetes Lutherdenkmal anzusehen, und einen eiligen Blick auf die welthistorischen Thüren der Schloßkirche zu werfen, ehe ich wieder in den Marterkasten stieg.

Von Wittenberg hatten wir noch zwölf Stunden bis Halle zu fahren. Glücklicherweise heiterte sich das Wetter auf, und auch die Gegend gewann allmälig ein etwas freundlicheres Ansehen. Wir passirten die kleinen Städtchen Gräfenhaynchen und Bitterfeld, von denen das zuerstgenannte meiner Aufmerksamkeit von meinem Vater als der Geburtsort Paul Gerhard's, des größten protestantischen Kirchenliederdichters, eigens empfohlen worden war. Zwischen Landsberg und Hohenthurm überraschte mich ein mir ganz neuer Anblick. Es war das erste Felsengestein, zu Hügelhöhe aus dem Boden schroff aufsteigend, das ich erblickte, — eine bis dahin dem Bewohner der märkischen Ebene völlig fremd gebliebene Anschauung, die mir einen lebhafteren Eindruck machte, als im späteren Leben selbst der Anblick der Felsgebirge der Alpen und Apenninen. Denn jede erste Verwandlung eines [2-201] bisher nur als Namen und Begriff Gekannten in sicht- und greifbare Wirklichkeit, welche wir erleben, übt auf den Menschen eine überwältigende Macht.

Je näher wir dem Orte meiner Bestimmung kamen, desto stärker

klopfte mir das Herz. Es war das Gefühl, in einen neuen, für mein ganzes künftiges Leben entscheidenden Abschnitt einzutreten, mich für die Wahl eines Studiums und Lebensberufes zu entscheiden, und mit dieser Entscheidung vielleicht dem Wunsche meines von mir so hoch verehrten und geliebten Vaters entgegen handeln zu müssen, der mich als Theologen zu sehen wünschte, während meine innersten Neigungen anderswohin gerichtet waren, was mich in diesen letzten Reisestunden lebhaft beschäftigte.

Aus diesen Gedanken störte mich eine sinnliche Empfindung auf. Es war ein brandiger schwefelhaltiger Geruch, der schon, als wir noch eine Stunde von Halle sein mochten, sich widrig bemerkbar machte. Als ich den Schirrmeister danach befragte, antwortete er mir lachend: »Merken Sie ihn auch schon, junger Herr? Das ist der Halle'sche Torfgeruch der Braunkohle; an den werden Sie sich gewöhnen müssen, da Sie in Halle bleiben wollen. Ja, ja,« fuhr er fort, [2-202] »man riecht das liebe alte Nest schon, ehe man's sieht!« Es schien dem Manne, der ein geborener Hallenser war, ordentlich wohlzuthun, den heimischen Duft wieder zu genießen.

Eine halbe Stunde später rumpelte und rasselte der Wagen durch das Steinthor über das furchtbar rauhe Pflaster der Steinstraße dem vom Monde hell beschienenen Marktplatze zu, der mit dem einsam aufragenden »rothen Thurme« in seiner Mitte und der doppeltbethürmten Marktkirche, den hohen spitzgiebeligen Häusern ringsum und der alten als Universitätsgebäude dienenden Rathswage einen eigenen alterthümlichen Eindruck auf mich machte.

Vor dem Posthause am Eingang in die auf den Marktplatz mündende Straße — sie hieß damals noch die Galgenstraße, weil sie aus der Stadt hinaus zu der ehemaligen Richtstätte führte — hielt der Wagen. Bespornte Corpsstudenten in kurzen weißen Flauschröcken und polnischen beschnürten Pekeschen, Kanonenstiefeln und Lederhosen, mit verschiedenen Verbindungsfarben auf Brust und Mützen, sowie an den Quasten der langen Tabackspfeifen, umgaben ihn alsbald und schienen sehr

enttäuscht, als sie sahen, daß derselbe nur mich als einzigen Insassen enthielt, [2-203] der allenfalls für einen »Fuchs« gelten konnte. Es waren, wie ich später erfuhr, Corpsbursche der Pommerania und Marchia gewesen, die mit der heutigen Post einen Zuzug für ihre Corps erwartet hatten und, in dieser Erwartung getäuscht, sich in allerlei schlechten Späßen auf meine Kosten ergingen, die zu erwiedern mir die Lust fehlte und — angesichts der Wüstheit der obenein angetrunkenen Renommistengestalten — auch der Muth gebrach. Betäubt und zerschlagen von der über dreißigstündigen Fahrt, wie ich war, ließ ich mich durch einen Packträger, der meinen Koffer auf einen Schubkarren lud, nach dem Hause führen, in welchem ich durch meinen Lehrer, den Conrector Schmidt, der seiner Zeit als Student in demselben gewohnt hatte, brieflich bei dem Besitzer, einem Knopfmacher Lange, angemeldet worden war, und das in der zuvor genannten Straße nur ein paar Hundert Schritte von der Post entfernt lag.

Die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit welcher man mich empfing, die Sorgfalt, mit der man sich bemühte, es mir bequem zu machen, waren mir sehr wohlthuend. Der kleine Knopfmacher, den die stattliche Gestalt seiner Ehehälfte noch kleiner und zwerghafter erscheinen ließ, die Beide umgebende zahlreiche [2-204] Kinderschaar von allen Altern und Größen bis zu dem Jüngsten in der Wiege, das ich noch an demselben Abend, so spät es und so müde ich auch war, in Augenschein nehmen mußte, das alte Dienstmädchen, welches herbeigerufen wurde, um dem neuangekommenen »Herrn« vorgestellt zu werden — Alles freute sich meiner Ankunft. Man wollte hören von dem »guten Herrn«, der mich ihnen zugewiesen, und der immer nur als »der schwarze Herr Schmidt« bezeichnet wurde. Das liebevolle Andenken, in welchem er bei Allen stand, kam mir von vornherein bei meinen Wirthsleuten zu Gute. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß die vier Zimmer des kleinen Hauses, welche als Studentenwohnungen eingerichtet waren, bei meiner Ankunft alle noch leer standen, da eine im vorhergehenden Semester erfolgte Verweisung zahlreicher Burschenschafter von der

Universität beträchtliche Lücken in die Zahl der studentischen Bevölkerung gerissen hatte. Ich war also den guten Menschen, die auf den Miethsertrag ihrer Quartiere angewiesen waren, doppelt willkommen; und als ich obenein auf des grauhaarigen Hauswirthes bescheidene Frage: wozu ich mich zu halten gedenke? zur Antwort gab, daß ich mich der Burschen[2-205]schaft anschließen werde, wenn ich überhaupt an einer Verbindung Theil zu nehmen mich bewogen fände, war die Zufriedenheit vollkommen. »Denn sehen Sie, bester Herre,« setzte er in seinem sächsisch-thüringischen Dialekte hinzu, »ich will zwar nichts gegen die Herren von den Landsmannschaften sagen, denn es sind auch viele gute Herren darunter; aber die Herren mit Schwarz-roth-gold sein mir doch lieber. Wenn sie auch weniger drauf gehen lassen, so sind sie doch pünktliche Zahler und überhaupt ordentliche Herren.«

Das war der erste Aufschluß, den ich über das Verhältniß der damaligen Halle'schen sich schroff gegenüberstehenden Studentenparteien und ihre Schätzung in der Ansicht des Halle'schen »Philisters« empfing, und die Erfahrung lehrte mich später, daß die letztere nicht unrichtig gewesen war.

NEUNZEHNTES CAPITEL

Mein Vater hatte mir für die drei Jahre meiner Studienzeit einen jährlichen »Wechsel« von zweihundert Thalern ausgesetzt, dessen Betrag ich vierteljährlich mit fünfzig Thalern erhalten sollte. Es war das Aeußerste, was er aufzubringen vermochte, da er außer mir noch meine beiden jüngeren Brüder auf dem Gymnasium zu unterhalten hatte. Ich wußte, daß der vortreffliche Mann sich nicht nur selbst die größten Einschränkungen und Entbehrungen auferlegte, um dieser Aufgabe genügen zu können, sondern daß er zu gleichem Zweck sich neben seinem schweren Amte auch noch fortwährend mit der Erziehung und dem Unterricht von Pensionären zu belasten fortfuhr. Es war daher nur natürlich, daß ich das mir von ihm bei meinem Scheiden aus dem Vaterhause abgenommene Versprechen: mit der mir ausgesetzten Geldsumme auszukommen und keine Schulden zu machen, [2-207] da er außer Stande sei, dieselben zu bezahlen, von ganzem Herzen durch Handschlag bekräftigte. Und ich habe dieses Versprechen gehalten.

Als ich am ersten Morgen in Halle erwachte, waren meine Empfindungen keineswegs freudiger Art. Ein Gefühl des Alleinseins in dem von der Heimath so fernen fremden Orte, in welchem ich keine bekannte Seele hatte, kam über mich, von dem man sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen kann, wo ein junger Mensch, der sich plötzlich von seiner Heimath nach Amerika versetzt fände, sich nicht ferner von derselben empfinden würde als ich damals durch die kaum vierzig Meilen. Von dem Freiheitsgefühle des Schülers, der sich von allen Schranken und Banden der Abhängigkeit und Ueberwachung befreit, als akademischer Bürger selbständig auf seine Füße gestellt, seine

Lebensführung, seine Studien, seine Zeitanwendung in sein freies Belieben gesetzt sieht, empfand ich in diesem Augenblicke so gut wie gar nichts; denn die bisherige Abhängigkeit hatte ich nicht als solche und nichts weniger als drückend, wohl aber die Theilnahme meiner Lehrer ebenso wie die Freundschaft meiner Genossen und den herzlichen Antheil befreundeter Familien an meiner Person als [2-208] ein Glück gefühlt, das fortan zu entbehren mir bevorstand.

Ich gedachte meines alten Vaters, den ich in Jahresfrist wiederzusehen keine Aussicht hatte, und von dem Nachricht durch Briefe zu erhalten und ihm von mir zu geben bei den damaligen Postzuständen und der ländlichen Entlegenheit seiner Existenz auf dem einsamen Pfarrdorfe mindestens einen halben Monat brauchte. Auch der Geliebten meines Herzens gedachte ich, die ich fast hoffnungslos verlassen; und die Schwere des Trübsinns senkte sich bei allen diesen Gedanken nur noch tiefer über meine Seele an dem regnerisch dunklen rauhen Aprilmorgen, der mir nicht einmal die Zerstreuung gestattete, mich in meinem neuen Wohnorte, in den ich bei Nachtzeit eingezogen war, umzusehen. Zum ersten Male empfand ich die volle Bedeutung des Goethe'schen Liedes:

»Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide;
Allein und abgetrennt
Von aller Freude —«

und die Wahrheit des: »Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide!« das ich nach der Reichardt'schen Composition so oft zum Clavier gesungen.

[2-209] Da klopfte es an meine Thür, und auf meinen Hereinruf trat ein mir unbekannter junger Mensch ins Zimmer, der mich zu meiner Verwunderung sogleich mit du anredete, sich mir als einen soeben angekommenen »Fuchs« vorstellte, und mich ohne Weiteres fragte: ob ich gesinnt sei, meine Wohnung »der Oekonomie halber« mit ihm zu theilen? Er war einen Kopf größer als ich, und

augenscheinlich auch ein paar Jahre älter, eine starkknochige, hochgewachsene, breitbrüstige Gestalt, und in seinem franken, fröhlichen Wesen, aus dem das volle Behagen, endlich Student zu sein, auf allen Zügen seines gutmüthig-ehrlichen Gesichtes leuchtete, das vollkommene Gegenbild meiner augenblicklichen Stimmung.

»Ich heiße Scheiffler,« fuhr er fort, »bin aus Aschersleben, und damit du siehst, daß du es mit einem ordentlichen Kerl zu thun hast — hier ist mein Abgangszeugniß, Nummer II. mit Auszeichnung. Ich bin der Sohn eines Schullehrers und habe erst spät das Gymnasium beziehen können, und denke Theologie zu studieren. Mein Wechsel ist sehr klein, und deine Wohnung groß genug für zwei; und wenn du auch, wie dein kleiner Philister da unten sagt, die große Wohnung für dich allein gemiethet und dazu die [2-210] nöthigen Moneten hast, so ist es doch nicht uneben, statt achtundvierzig Thaler nur die Hälfte zu zahlen und einen guten Stubenburschen dazu zu bekommen, der dich nicht stören wird, da er fleißig zu sein hat.«

Diese Offenheit seines Wesens gefiel mir so ausnehmend, daß ich sofort einschlug. Eine halbe Stunde später zog er mit seinen Habseligkeiten bei mir ein, und ich habe keine Ursache gehabt, während der Zeit, wo wir zusammen wohnten, jemals meine Willfährigkeit zu bereuen, abgesehen davon, daß seine Anwesenheit sogleich auf meine Stimmung erleichternd einwirkte. Er erwies sich als das Muster eines in seiner Armuth fröhlichen Menschen, stets guten Humors und gewissenhaft fleißig im Besuche seiner Collegien, die er — da ein sogenanntes Testimonium paupertatis seine Mittellosigkeit bescheinigte — alle ohne Bezahlung hören durfte. Sein Gesichtskreis und seine Bildung waren beschränkt, aber sein Herz war weich und liebevoll, und als ich im Laufe des ersten Halbjahrs einmal plötzlich erkrankte, fand ich an ihm einen aufmerksamen Pfleger. Uebrigens hatte er mit seinem Hinweis auf die ökonomische Seite der Sache Recht gehabt. Denn da ich weder Freitischbenefizien noch Erlaß der Collegiengelder zu erwarten

hatte, so [2-211] fand ich bald, daß mir die gewonnene Ersparniß sehr zu Statten kam. Dieselbe reichte gerade hin, mir ein Pianoforte zu miethen, das ich zu entbehren nicht vermocht hätte, und das ich mir doch, wie ich bald einsah, ohne jene Ersparniß hätte versagen müssen. Als es sich nun obenein zeigte, daß wir beide darin übereinstimmten, uns »zur Burschenschaft zu halten,« war jeder Skrupel über unser Zusammenwohnen beseitigt, und wir gingen dann auch sofort aus, um geeigneten Ortes uns mit den schwarz-roth-goldenen Abzeichen an Mützen und Pfeifen zu versehen. Und als ich Haupt und Brust geschmückt mit den hochverehrten Farben, am folgenden Tage, geleitet von meinem »Stubenburschen«, zum ersten Mal durch die Straßen schlenderte, und der hellste Frühlingssonnenschein die ehrwürdige Stadt mit seinem verschönernden Lichte bestrahlte, fühlte ich mich einen völlig anderen Menschen als gestern.

Die nächstfolgenden Tage vergingen in allerhand äußerlicher Thätigkeit. Da war das sogenannte Signum depositionis bei dem zeitigen Decan der philosophischen Facultät einzuholen, sodann vor dem Prorector, dem Staatsrath von Jacob, behufs der Immatriculation und Abnahme des Verbindungsgelöbnisses [2-212] zu erscheinen, Collegia auszuwählen und bei den Professoren zu »belegen« — wie der Kunstausdruck lautete, und was dergleichen mehr erforderlich war, um den bisherigen »Maulesel«, wie man damals den vom Gymnasium zur Universität entlassenen Primaner bis zu seiner Immatriculation nannte, in einen richtigen Studenten zu verwandeln.

Mit dem sogenannten »Verbindungsgelöbniß«, das freilich seinen Namen wie lucus a non lucendo führte, verhielt es sich aber folgendermaßen. Nach einer Verordnung der Regierung hatte der zeitige Prorector jeder preußischen Universität den sich zur Immatriculation meldenden Studenten unter Handschlag und Ehrenwort das Gelöbniß abzunehmen: keiner verbotenen Verbindung beitreten zu wollen. Verboten aber waren damals eigentlich alle »Verbindungen«. Die landsmannschaftlichen

sogenannten Corps nicht minder wie die *Burschenschaft*. Allein es war ein offenbares Geheimniß, daß das Verbot eigentlich nur auf die letztere gemünzt war. Und so waren denn auch die bereits einer landsmannschaftlichen Verbindung Angehörenden unter den funfzehn bis zwanzig mit mir zugleich vor dem Prorector erschienenen Recipienden, ohne Bedenken mit ihren far[2-213]bigen Abzeichen erschienen, während wir Anderen, auf die Anweisung älterer Mitglieder der Burschenschaft, der wir beigetreten waren, die verpönten burschenschaftlichen Farben auf unseren Mützen unter schwarzer Verhüllung bedeckt hielten. Der Prorector sah und wußte dies so gut wie wir selbst, und dennoch trug er kein Bedenken, sich von uns in die Hand geloben und versichern zu lassen, daß wir weder schon jetzt einer verbotenen Verbindung angehörten, noch uns später einer solchen anschließen wollten! Es war eben ein Zustand, wie er unter dem gepriesenen Regimente des dritten Friedrich Wilhelm und seiner Schergen Kamptz und Tschoppe auf den preußischen Universitäten damals allgemein herrschend war; ein Zustand, in welchem die, aus kindischer Furcht hervorgehende, tyrannische Verfolgungssucht, welche von oben herab gegen die edelsten Aspirationen der studirenden deutschen Jugend mit brutaler Grausamkeit geübt wurde, ihre Ermäßigung nur fand durch eine, von den Universitätsbehörden auf Kosten der Sittlichkeit ihr entgegengesetzte heuchlerische Nachsicht, welche doch schließlich nur dazu führte, viele junge Leute ins Unglück zu stürzen.

Als wir Alle unsere Matrikeln erhalten und der [2-214] Prorector seine Rede beendet hatte, wurde ich von ihm, während sich die Uebrigen entfernten, aufgefordert, noch einen Augenblick in dem Sitzungszimmer zu verweilen, weil er mir etwas privatim mitzutheilen habe. Diese Mittheilung war nichts mehr und nichts weniger, als eine wiederholte verstärkte Warnung gegen den Eintritt in irgend welche engere burschenschaftliche Verbindung. Bei der Durchsicht der Abgangszeugnisse sei ihm, sagte er, das meine besonders günstig aufgefallen und habe ihm eine besondere

Theilnahme für mich auch dadurch eingeflößt, daß er aus demselben meinen Vater als einen Jugendbekannten erkannt habe, dem er das Unglück gern ersparen möchte, einen hoffnungsvollen Sohn durch Unvorsichtigkeit aus seiner Laufbahn geschleudert und ins Verderben gestürzt zu sehen, »was ganz zweifellos der Fall sein würde, wenn Sie sich verleiten ließen, außerhalb der allgemeinen, noch in irgend eine engere Verbindung zu treten.« Der gute alte Herr war zu Thränen gerührt, als er mir die Hand reichte und mein Versprechen, seinem Rathe zu folgen, entgegennahm.

Wie berechtigt der letztere gewesen war, sollte ich später an einem mich sehr nahe betreffenden Falle [2-215] erleben, den ich, dem Gange meiner Erzählung vorgreifend, gleich hier mittheilen will, nachdem ich einige Bemerkungen über die in Frage kommenden preußischen Universitätszustände der zwanziger Jahre und ihre Behandlung durch die damaligen Machthaber vorausgeschickt haben werde.

[2-216]

ZWANZIGSTES CAPITEL

Die Jahre 1820 bis 1829, welche ich auf Gymnasium und Universität verlebte, bezeichnen in der Geschichte unseres Vaterlandes eine Periode der Erniedrigung des deutschen Volkes, gegen welche gehalten selbst die Zeit von 1806 bis 1812 in den Schatten tritt. Denn die Schmach, welche uns in der letzteren Periode durch den französischen Vergewaltiger angethan, der Druck und die Tyrannei, welche durch Napoleon über Deutschland, zumal über Preußen gebracht worden waren — sie waren das Werk Fremder, unserer Feinde, gewesen und hatten demgemäß in den Gemüthern der Menschen gewirkt. Sie hatten männliche Gefühle tiefer Empörung, tödtlichen Hasses und zugleich das brennende Verlangen wachgerufen, das erniedrigende Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen und die erlittene Schmach in dem Blute der Verhaßten zu sühnen.

[2-217] Anders war es bestellt mit der Schmach der Tyrannei, welche die Periode der sogenannten Restauration in jenen Jahren über Preußen verhängt und mit welcher der preußische König Friedrich Wilhelm III. als gefügiges Werkzeug der Metternich'schen Politik seinem Volke die heldenmüthigen Befreiungskämpfe von 1813 bis 1814 gelohnt hatte. Denn diese Schmach erlitten Preußen und Deutschland von ihren eigenen Fürsten, die (mit wenigen Ausnahmen) fast sämmtlich der Metternich'schen Politik sich eifrigst anschlossen. Sie erlitten sie von denen, die kraft ihrer Stellung und ihres Berufes die Pflicht und die Möglichkeit gehabt hätten, als wirkliche Vordermänner und Führer ihrer Nation, das Gegentheil von dem zu thun, was sie thaten. Sie erlitten endlich die neue schlimmere Erniedrigung der nationalen Ehre und Würde

gerade von Denjenigen, die durch Dankbarkeit und gegebenes Wort verbunden waren, den so berechtigten als für die Existenz und Sicherheit der Nation nothwendigen, sehr bescheidenen Wünschen und Ansprüchen auf nationale Einigung und gesetzliche Freiheit Erfüllung zu schaffen. Vor allen Anderen stand der preußische König auf der Höhe solcher Verpflichtung; und daß gerade er es war — [2-218] er, den sein Volk liebte, dem es vertraute und dem es in jedem Beginnen zur Erfüllung derselben treu zur Seite zu stehen bereit war — daß gerade er sich nicht nur seiner nationalen Pflicht und Aufgabe nicht gewachsen, sondern ihr auch im Innersten durchaus abgeneigt erwies, das brachte in den Zeitgenossen, welche fähig waren, das Elend zu empfinden, eine Stimmung der Niedergeschlagenheit hervor, welche mit der Stimmung der Zeit von 1806 bis 1812 in einem schneidenden Contraste stand.

Alle gemischten Empfindungen aber haben etwas Lähmendes, die Energie des Geistes Abstumpfendes, und lahm und stumpf war denn auch damals die Stimmung der Menschen. Die Partei der Reaction in Preußen, der die Volkserhebung des Jahres 1813 von Anfang an ein Gräuel gewesen war, begriff gar bald, daß sie dieser Stimmung gegenüber das Aeußerste unternehmen durfte, ohne Widerstand zu befürchten. Der König war seit dem von Sand gegen den armseligen Kotzebue verübten Morde — dem ersten politischen Morde, den man in Deutschland erlebt — völlig in ihrer Hand. Er glaubte fest an das ihm vorgespiegelte Bestehen einer gegen Thron und Leben aller deutschen Fürsten gerichteten Verschwörung der [2-219] sogenannten »Liberalen« und ihres Anhanges der Studentenburschenschaften auf den deutschen Universitäten; und dieses ihm arglistig vorgespiegelte Schreckgespenst, so durchaus unbegründet und absurd es war, hatte genügt, den ohnehin nicht eben starken Verstand des sonst allgemein als gutmüthig und milde geltenden Mannes gänzlich zu umnebeln. Eine allgemeine Verfolgung der sogenannten »Demagogen« hatte seit dem Jahre 1819 begonnen und setzte sich fort durch die nächsten zwei Jahrzehnte. Es galt, das Demagogenthum, d. h. jede nationale, auf

Einheit und verfassungsmäßige Freiheit gerichtete Regung, wie sie namentlich in vielen Männern der Wissenschaft und in der studirenden Jugend Deutschlands vorhanden war, vollständig niederzutreten und auszurotten.

Der intellectuelle Urheber dieses Feldzugplanes war Metternich, der zum ausführenden Schergen sich klüglich Preußen auserkor. Und so rücksichtslos und zugleich mit so raffinirter Verhöhnung des Nationalgefühles ging das Letztere in dieser Ausführung zu Werke, daß man dort zum Verkündigungstage der verruchten Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 — durch welche nicht nur alle Burschenschaften ver[2-220]boten, alle Universitäten und ihre Lehrer unter strengste polizeiliche Ueberwachung gestellt und die Presse durch eine schimpfliche Censur geknebelt, sondern auch eigens Commissionen zur Aufrechthaltung dieser Beschlüsse und zur criminellen Verfolgung aller politischen »Umtriebe« eingesetzt wurden — den 18. October, den Tag der Schlacht von Leipzig, also gerade denjenigen Tag wählte, an dessen Bedeutung sich bis dahin die so bescheidenen Hoffnungen aller deutschen Patrioten inner- und außerhalb Preußens geknüpft und den sie bis dahin als einen nationalen Festtag gefeiert hatten! Triumphirend konnten die Leiter der österreichischen Politik, ein Gentz und die Seinen damals ausrufen: »Die Proclamirung der Karlsbader Beschlüsse am Jahrestage der Leipziger Schlacht sei ein Sieg, wichtiger als der bei Leipzig.«[1]

Er war es für das Metternich'sche Oesterreich, dem er für ein Menschenalter die Suprematie in Deutschland sicherte. Der Besiegte aber war das von seinem guten Genius verlassene Preußen, dessen Verhaßtheit in Deutschland, als Feind jeder nationalen und freiheitlichen Regung, jedes freien Aufschwunges [2-221] in Wissenschaft und Literatur wie im Leben der akademischen Jugend, von diesem Tage an datirte und fortschreitend wuchs. Und ebenso wie die Karlsbader Beschlüsse und die Unvernunft und Maßlosigkeit der Verfolgungssucht, welche vor Allen die preußische Regierung in ihrer Ausführung bewies, recht eigentlich die Revolution von 1848

heraufbeschworen haben — eine Wahrheit, die man heutzutage sogar in manchen preußischen Schulbüchern lesen kann, — eben so thatsächlich gewiß ist es auch, daß jene Verhaßtheit Preußens und das berechtigte allgemeine Mißtrauen, mit dem man es im übrigen Deutschland betrachtete, die eigentliche Ursache gewesen sind, welche im Jahre 1848 einen für Deutschland vortheilhaften Ausgang jener großen Bewegung verhindert haben; »denn jede Schuld rächt sich auf Erden!«

Als ich 1825 die Universität Halle bezog, war im Jahre zuvor die Allgemeine deutsche Burschenschaft ein Gegenstand der härtesten Verfolgung gewesen. Die berüchtigte Mainzer Central-Untersuchungs-Commission hatte eine große Anzahl von Mitgliedern derselben processirt. Verurtheilungen zu den härtesten Kerkerstrafen, oft bis zu fünfzehn Jahren, hatten viele der unglücklichen Opfer getroffen und Trauer und [2-222] Kummer über zahlreiche Familien verbreitet. Relegationen und Wegweisungen von der Universität waren massenhaft verhängt worden, ja es war sogar eine preußische Verordnung ergangen, daß auf keiner preußischen Universität ein von einer anderen deutschen Hochschule kommender Student aufgenommen werden sollte, wenn er sich nicht vollständig darüber ausweisen könne, daß er zu keiner Art von burschenschaftlicher Verbindung gehört habe! Und doch war diese Verbindung, welche man in Preußen mit so fanatischem Hasse verfolgte, dieselbe, welcher ein Menschenalter später ein Gervinus das Ehrenzeugniß ausstellte: »Wohin sich die Burschenschaft ausbreitete, von Freiburg bis Königsberg, haben die besonnensten Männer ihren Mitgliedern das Zeugniß des ehrenhaften Geistes, des wissenschaftlichen Ernstes, der sittlichen Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters geben müssen. Der französischen Sittenlosigkeit gram, waren diese Jünglinge wie ihre Lehrer Fichte, Luden, Fries u. s. w. der Voltaire'schen Aufklärung und dem herzlosen Rationalismus wie dem lichtscheuen Pfaffenwesen, das die Religion zur Parteisache machte, gleich abgeneigt. Fand diese feurige Kraft und Begeisterung Beschäftigung,

Anleitung und selbst nur eine sichere [2-223] Aussicht, so war sie zu jeder verständigen Richtung und rühmlichen Anstrengung zu gewinnen.«

Aber trotzdem, daß sie von dem Allen das Gegentheil fand, war die Idee, welche den Lebenskern bildete, doch nicht zu unterdrücken. Verfolgt, verstümmelt, verleumdet und von den härtesten Strafen bedroht, lebte die Burschenschaft auf den meisten deutschen Universitäten, und so auch in Halle, fort, und wenn auch nicht im Lichte vollster Oeffentlichkeit, so doch auch nicht im eigentlichen Sinne im Geheimen. Denn — und dies darf als eine eigenthümliche Signatur der damaligen Zeit gelten — der Reaction und ihren tyrannischen Befehlen mangelten die zur pünktlichen Vollziehung bereitwilligen Schergen unter den Professoren und Universitäts-Behörden. Zwar eine offen organisirte Burschenschaft bestand damals in Halle nicht, während die Gegner derselben, die Landsmannschaften — obschon in dem officiellen Verbote aller Verbindungen mit einbegriffen — ihre festgegliederten Verfassungen offen zur Schau trugen und tragen durften. Aber Prorector und Senat wußten, daß eine Art von Burschenschaft fort bestand; sie kannten, genauer oft als viele derjenigen Studenten, welche, wie der Ausdruck [2-224] lautete, »sich zur Burschenschaft hielten«, die Persönlichkeiten, welche, an Zahl gering, aber an Charakter und Tüchtigkeit ausgezeichnet, den Kern und Halt des großen exoterischen Kreises der burschenschaftlichen Gemeinde bildeten, die nach vielen Hunderten zählte. Sie verhandelten sogar zuweilen bei wichtigen Gelegenheiten, wie bei Vorbereitung allerhöchster Geburtstags-Festzüge und anderen Anlässen, mit denselben, um eine Gemeinsamkeit herzustellen oder Zerwürfnisse auszugleichen. Die schwarz-roth-goldenen Bänder und Abzeichen waren ausdrücklich als Embleme der Burschenschaft von der Regierung geächtet und verpönt; aber trotzdem wurden sie offen getragen, und der Prorector des Jahres 1825, der alte Staatsrath von Jakob, der mich recipirte und mir dabei, wie ich oben erzählte, den Handschlag an Eides statt abnahm: daß ich keiner verbotenen

Verbindung angehöre oder angehören wolle, konnte, da er nicht blind war, auf meiner Brust und an meiner Mütze die schwarz-roth-goldenen Burschenschaftsfarben sehr wohl wahrnehmen, welche bewiesen, daß ich meinerseits ebenso die Unwahrheit sagte, wie er dieselbe wider besseres Wissen als Wahrheit in Empfang nahm.

[2-225] Daß ein solcher Zustand die Sittlichkeit nicht förderte, und daß solche Heuchelei die Achtung vor den Behörden keineswegs stärken konnte, liegt auf der Hand. Denn es war zugleich eine bekannte Thatsache, daß eben dieselben Behörden, deren übersehende Nachsicht das Fortbestehen der von der Regierung gehaßten und für staatsfeindlich erklärten Verbindung begünstigte, ja eigentlich allein ermöglichte, keinerlei Bedenken trugen, wider die Mitglieder derselben eifrigst mit einer Razzia einzuschreiten, sobald bei irgend welchem Anlasse ein erneuter Hetzruf aus Berlin erging, dem dann natürlich zahlreiche Opfer fielen, die für jene falsche Nachsicht mit Relegation und nicht selten mit viel schwereren Strafen den Zoll nachzuzahlen hatten.

Ein solches Opfer einer plötzlich von oben herab verfügten Razzia wurde unter zahlreichen Anderen auch mein jüngerer Bruder Karl Stahr. Sein Fall, obgleich noch weitaus nicht einer von den härtesten, ist wohl geeignet, von der damaligen Verfahrungsweise der preußischen Regierung wider die studirende Jugend ein sprechendes Bild zu geben. Ich hatte bereits meine Universitätsstudien beendet, hatte promovirt und nach bestandenem Gymnasial-Oberlehrer-[2-226]Examen eine Anstellung am königlichen Pädagogium zu Halle erhalten, als er, sieben Jahre jünger als ich, die dortige Universität bezog, um gleich mir Philologie und Geschichte zu studiren. Weil er indessen doch auch das eigentliche Studentenleben kennen lernen wollte, so hatte er sich, nach meinem Vorgange und Rathe, »zur Burschenschaft gehalten«, da die wilde Rohheit des landsmannschaftlichen Verbindungswesens in ungeminderter Wüstheit fortbestand. Er gehörte indessen nicht zu der kleinen Zahl der eigentlichen Burschenschaft, sondern, nach dem herrschenden Sprachgebrauche

nur zu den »Renoncen«; doch war er Mitglied eines Lesekränzchens innerhalb der Verbindung geworden, in welchem man neben allerhand historischen Schriften auch gelegentlich Bücher wie Haupt's »Burschenschaft und Landsmannschaft«, Herbst's »Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens« und dergleichen mehr gemeinsam zu lesen pflegte. Auch einige verbotene politische Broschüren mochten gelegentlich dabei mit unterlaufen. Indessen schon mit dem Ablaufe seines ersten Studienjahres hatte er die Theilnahme an diesem Lesevereine, sowie überhaupt seinen Zusammenhang mit der Burschenschaft, der eigentlich nur in dem Be[2-227]suche der gemeinsamen sogenannten »Kneipe« bestand, gänzlich aufgegeben, da der Ernst, mit dem er seine Studien verfolgte, ihm dazu keine Zeit verstattete. Eine von der philosophischen Facultät zu Ehren des königlichen Geburtsfestes gestellte Preisaufgabe aus dem Gebiete der classischen Philologie: die Sammlung aller vorhandenen Fragmente des großen Aristotelischen Werkes der Politien, das heißt der sämmtlichen Staats- und Stadtverfassungen des hellenischen Alterthums, hatte ihn gereizt, die Lösung derselben zu unternehmen, und es war ihm gelungen, seine Arbeit gekrönt zu sehen. Er hatte sich darauf zum Oberlehrer-Examen gemeldet und bereits die ihm aufgegebenen schriftlichen Arbeiten vollendet, als er plötzlich, drittehalb Jahre nach seinem Austritte aus der Burschenschaft, eines Morgens früh verhaftet und zum Universitätsrichter geführt wurde.

Es war wieder einmal von obenher durch den berüchtigten Kamptz eine Demagogenhetze verordnet worden. Bei einer solchen gab es für die eifrigen Jäger Orden und Beförderung zu verdienen, und der untersuchende Universitätsrichter war nicht der Mann, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen.

Das erste Verhör, welches er mit dem Inculpaten [2-228] anstellte, währte über acht Stunden. Zwei Dinge waren es, welche der Untersuchungsrichter als ganz besonders gravirend hervorhob, und das erste derselben war — die Lösung jener zuvor erwähnten Preisaufgabe! Der Angeklagte hatte sich zum Beweise, daß er für

die Theilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung keine Zeit mehr gehabt, auf seine angestrengte Arbeit an der Lösung jener von der Universität gestellten Aufgabe berufen. Und was ward ihm geantwortet? Gerade darin, daß er diese Arbeit unternommen, müsse man den Beweis dafür sehen, daß er sein Hauptinteresse politischen Dingen zuwende! Unglaublich und doch wörtlich wahr! Die freimüthige Entgegnung des Angeklagten: daß unter solchen Umständen ja eigentlich die Universitäts-Facultät, welche den Studirenden jene Aufgabe gestellt habe, als der schuldige Theil, als eine Art Agent provocateur anzusehen sein dürfte, wurde durch eine scharfe Rüge solcher »ungehörigen und respectwidrigen Bemerkung« beantwortet. — Der zweite als gravirend bezeichnete Umstand war — ein seidenes Damenhutband, welches man unter den in Beschlag genommenen Papieren um ein Convolut von Gedichten meiner eigenen Handschrift und Verfasserschaft gefunden hatte. Der Unter[2-229]suchungsrichter behauptete, daß es »die Farben einer entdeckten Verbindung zur Mittheilung verbotener Druckschriften« zeige, und inquirirte eifrig nach dem Namen desjenigen, von welchem der Angeklagte es erhalten habe. Zum Glück für mich verschwieg mein Bruder klüglich meinen Namen, weil ich sonst unfehlbar mit in die Untersuchung verwickelt worden wäre, was für mich mindestens zeitweilige Suspension von meinem Amte zur Folge gehabt haben würde, und nannte dafür den eines kürzlich verstorbenen Freundes.

Das Resultat dieser kindischen Verfolgung eines absolut unschuldigen Menschen war: eine Verurtheilung zu — fünf Jahren Gefängnißhaft und Verlust der Anstellungsfähigkeit im preußischen Staate!

In der That saß mein Bruder ein volles Jahr lang in Kerkerhaft auf der Festung Stettin, bis es der persönlichen Verwendung einer vornehmen, einflußreichen Dame gelang, bei Herrn von Kamptz seine »Begnadigung« zu bewirken. Auch die Erlaubniß zur Beendigung seiner Examina und zur Bewerbung um eine Anstellung ward später ertheilt. Was aber nicht wieder herzustellen war, das

war — die Gesundheit meines Vaters, den die Verurtheilung dieses seines jüngsten Sohnes und Lieblings auf das Tiefste er[2-230]schüttert hatte, und der sich von diesem Schlage, welcher ihn getroffen, nicht wieder erholte.

So verfuhr man in Preußen vor vierzig Jahren gegen diejenigen, deren »Verbrechen« darin bestand, an seine Bestimmung und an die Herstellung eines in Kaiser und Reich geeinten Deutschlands geglaubt, und den Gedanken und die Begeisterung dafür in ihren jungen Herzen gepflegt zu haben. Und doch sind es die Früchte dieser Begeisterung der deutschen Burschenschafts-Jugend, welche in unseren Tagen der Sohn und Erbe jenes feindseligen Verfolgers derselben zu Deutschlands Heil und zu seinem Ruhme zu ernten das Glück gehabt hat.

NACHWORT

Hiermit schließen die Erinnerungen »Aus der Jugendzeit«, in welche sich zu versenken, dem theuern hingegangenen Manne, eine liebe und freundliche Beschäftigung war, wenn die Leiden, von denen seine letzten Lebensjahre schwer und häufig heimgesucht wurden, ihm den Sinn verdüstern und die freie Seele befangen wollten.

Er hatte sich durch sein ganzes Leben frischen und jugendlichen Geistes erhalten, und er pflegte oftmals gegen mich zu äußern: »ich bin für das Alter nicht gemacht, meine ganze Natur ist auf Jugend angelegt!«

Noch zehn Tage vor seinem, am dritten Oktober achtzehnhundert sechs und siebenzig erfolgten Tode, als die Kurkapelle in Wiesbaden einen schönen Straußschen Marsch ausführte, während wir langsam um[2-232]herwanderten, die letzten warmen Stunden zu genießen, richtete er sich, bei seiner ganz und gar musikalischen Natur, von der Musik lebhaft ergriffen, plötzlich in die Höhe, ging elastischen und rhythmischen Schrittes eine Strecke vorwärts, und bald wieder durch seine Schwäche zum Innehalten gezwungen, fuhr er sich mit der Hand über die ihm feucht gewordenen Augen, und rief mit bewegter Stimme: »Mein Gott! wie jung bin ich!«

Er selber hatte diese zweite Abtheilung seiner Jugenderinnerungen für den Buchdruck vorbereitet. Ganz so, wie er sie hinterlassen, lege ich sie in die Hände seiner Freunde, mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß es dem Vaterlande an Jünglingen nie fehlen möge, die mit solcher Begeisterung wie Adolf Stahr dem Wahren, dem Großen und dem Schönen nachstreben, und mit solcher Treue und Festigkeit dem deutschen Vaterlande eigen sind

wie er.

Berlin, November 1876.

Fanny Lewald Stahr.

ANMERKUNGEN

Band 1

VIERTES KAPITEL

[1] Ein schlechtes Dünnebier.

FÜNFTES CAPITEL

[1] Herr Gevatter!

ACHTES KAPITEL

[1] Die »Preußische Volkshymne« ist gedichtet nach dem Feldzuge des Jahres 1793 und steht gedruckt in der Haude und Spener'schen Zeitung des Jahres 1793 Nr. 154. S. Memoiren des Generals von Reiche Th. I. S. 82.

ZEHNTES KAPITEL

[1] *Brusttuch* (Bostdook) heißt im Uckermärkischen Platt die *Weste*.

[2] All' to Hoop = Alle zusammen. Aufforderung an die Hofbesitzer der Gemeinde, sich bei dem Schulzen zu versammeln. Von einer solchen Botschaft hieß es: de Knüppel geit rüm (der Knüppel geht herum! —)

ZWÖLFTES KAPITEL

[1] S. Goethe's Frauengestalten. Dritte Ausgabe 1870. I, S. 62.

VIERZEHNTES CAPITEL

[1] »Stuten« = Stollen, Kuchen.

[2] Plattdeutsch: »Stückschen.«

FÜNFZEHNTES CAPITEL

[1] Zu ist die Thür,
Kuchen her dafür!

NACHWORT

[1] *Er muß nieder!* Sturmglockenrufe wider den Einbrecher. Berlin bei J. Guttentag. (Zuerst erschienen in der Nat.-Zeit. v. 22.—30. Juli.)

Band 2

ERSTES CAPITEL

[1] Der vortreffliche Mann, der bald darauf als Director an das Gymnasium zu Stralsund berufen wurde, ist in dem hohen Alter von 84 Jahren (März 1872) dort verstorben.

DRITTES CAPITEL

[1] S. Goethe's Frauengestalten Th. II, S. 62.

VIERTES CAPITEL

[1] *Lange* bewahrt das Gefäß den Geruch von dem, was
zuerst ihm
Eingeschüttet geworden.

SIEBENTES CAPITEL

[1] M. s. *Weimar* und *Jena* (zweite Ausg.) Th. II, S. 21—22.

ACHTES CAPITEL

[1] Noch jetzt (1873) als Generalsuperintendent in Berlin lebend.

[2] Aristot. Politic. VIII, 3.

ZWANZIGSTES CAPITEL

[1] Gentz, »Tagebücher,« 1861, S. 367.

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Friedrich Wilhelm Kalbersberg (Hg.):
Der Marktplatz zu Prenzlau. Ca. 1840.
Unbekannter Künstler.

Textvorlage
Google-Scan der Erstdrucke von 1870 (Bd. 1) und 1877 (Bd. 2) (s. unten).

Editorische Bemerkungen
Rechtschreibung und Zeichensetzung wie im Original, lediglich offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert. Gesperrt gedruckter Text erscheint kursiv, die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante (» «) ersetzt. — Die Seitenzahlen des Originals finden sich in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Originalseite.

Bibliografische Angaben
Adolf Stahr:
Lebenserinnerungen. Aus der Jugendzeit.
2 Bde. Schwerin i. M.: A. Hildebrand's Verlag.
Bd. 1: 1870; Bd. 2: 1877.

whink | im Januar 2026
whink44@posteo.de